

Hannelore Furch

Bürgerlicher Habitus (Bourdieu) in
Frau Jenny Treibel und *Buddenbrooks*

Magisterarbeit an der Philosophischen Fakultät
der Universität zu Köln

Institut für Deutsche Sprache und Literatur
Köln 2001

Inhaltsübersicht

Seite

3	I. Zum Inhalt dieser Arbeit und zu meiner Arbeitsmethode
6	II. Zur Habitus-Theorie Bourdieus
9	III. Das Bürgertum in <i>Buddenbrooks</i>
9	IIIa. Das Bürgertum im Deutschen Bund in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts
10	IIIb. Eingeladen im Hause Buddenbrook: biederländische Behaglichkeit und Distinktion
21	IIIc. Monsieur Johann Buddenbrook, ehemals preußischer Heereslieferant
40	IIId. Konsul Jean Buddenbrook, der würdige Erbe
76	IIIe. Die Geschwister Tom und Tony und die Zeichen des Untergangs der Buddenbrooks als Kaufmannsfamilie
86	IV. Das Bürgertum in <i>Frau Jenny Treibel</i>
86	IVa. Kommerzienrätin Jenny Treibel lädt zum Dinner
95	IVb. Konservatismus, Militarismus und ein Krebse-Essen bei den <i>sieben Waisen Griechenlands</i>
109	IVc. Kommerzienrat Treibel und die <i>Gründerjahre</i>
118	V. Literaturverzeichnis

I. Zum Inhalt dieser Arbeit und zu meiner Arbeitsmethode

Es liegt dieser Arbeit über bürgerliche Habitus die Theorie des Soziologen Pierre Bourdieu zu Grunde, die im nächsten Kapitel erläutert wird. Das Kapitel ist aber relativ kurz gefasst, weil sich innerhalb der Arbeit wiederholt in Bourdieu-Zitaten diese Theorie darstellt, auch dieses Kapitel schließt sie nicht aus.

Die Habitus-Theorie Bourdieus erklärt die Muster der menschlichen Verhaltensweisen, insofern ist sie auf unsere Zeit, in der sie geschrieben wurde, ebenso anzuwenden wie auf andere Zeiten. Doch diese Verhaltensweisen sind überwiegend von der Zeit und ihrer Gesellschaft geprägt, von der Politik, der Wirtschaft, der Kultur, dem Zeitgeschmack. „Der Habitus sei Produkt einer Geschichte und wie diese in unaufhörlichem Wandel begriffen.¹ Und das gilt sowohl für den Habitus des einzelnen Menschen in seiner Lebensspanne als auch für die klassenspezifischen Habitus der einzelnen Bevölkerungsschichten im Wandel der Epochen. Der Habitus macht den gesamten Lebensstil aus², in dieser Arbeit spielen aber die Verhaltensweisen der Figuren eine größere Rolle als deren Geschmacksrichtungen, was z.B. Wohnstil oder Kleidung betrifft.

Besonders bei den praktischen Beispielen aus der Gegenwart, mit denen Bourdieu seine Habitus-theorie immer wieder erläutert, muss geprüft werden, ob sie sich auf andere Zeiten auch beziehen lassen. Gleich im Kapitel IIIb dieser Arbeit gibt es den Fall, dass Bourdieus Erläuterungen zu Essgewohnheiten nicht auf das 19. Jahrhundert anzuwenden sind.³ Schon an dieser Stelle wird klar, dass man den kulturhistorischen Hintergrund der Zeit im Auge haben muss, um die Figuren der Romane *Buddenbrooks* und *Frau Jenny Treibel* richtig beurteilen zu können, denn sie sind ja in reale Welten hineinversetzt. Beide Werke bieten „erfundene Geschichten über den vergesellschafteten Menschen“.⁴ Daher gebe ich unter Kapitel IIIa einen Überblick über die Zeit vor und nach der Doppelrevolution, die Zeit, in die Thomas Mann seine *Buddenbrooks* hineingesetzt hat. Zumindest gilt dies für die erste und zweite Romangeneration, auf die in dieser Arbeit der Schwerpunkt gesetzt ist, was die Bearbeitung des Romans *Buddenbrooks* betrifft. Ich behandle zuerst *Buddenbrooks* und dann *Frau Jenny Treibel*. Aber immer, wo ein Figurenhabitus oder ein Sachverhalt aus dem jeweils anderen Roman sich als Vergleich anbietet, wird er herangezogen. Mit dem Bürgertum der Gründerjahre beschäftige ich mich im Schlusskapitel IVc. Anders als in Kapitel IIIa gehe ich hier auf die beiden Romane ein, hauptsächlich auf die Figur des Kommerzienrats Treibel, der in diesem Kapitel als Bourgeois eine Hauptrolle spielt. Mit einem Vergleich zwischen der Zeit der *Buddenbrooks* und der Zeit der *Treibels*, und hier bezüglich der Möglichkeiten, politisch Karriere zu machen, endet das Kapitel und auch diese Arbeit.

¹ Vgl. Schwingel: Bourdieu zur Einführung, S. 60.

² Vgl. S. 7 dieser Arbeit.

³ Vgl. S. 11f dieser Arbeit.

⁴ Mecklenburg: Romankunst der Vielstimmigkeit, S. 187.

Obwohl ich in der Regel der Chronologie der jeweiligen Romanhandlung folgen werde, wird es immer wieder nötig sein, in der Handlung vor- oder zurückzugreifen, um bei der Erarbeitung eines Themas einen zusätzlichen Aspekt zu erhalten. Unter IIIc, IIIId und IIIe stehen die Titelfiguren der Kapitel im Vordergrund, aber die Kapitel sind auch immer Kapitel des Zeitabschnitts, in der die Titelfigur (für IIIe Thomas) das Oberhaupt der Firma und Familie Buddenbrook ist. Für alle Kapitel dieser Arbeit gilt: Vor und Rückgriffe in der Romanhandlung zeigen die Titel- und andere Figuren auch in anderen Zeitabschnitten. Damit ist schon angesprochen, dass natürlich in allen Kapiteln neben der (den) Titelfigur(en) weitere Figuren, meist Figuren, die kein eigenes Kapitel bekommen, mitbehandelt werden. Oft dienen diese Figuren dazu, die Ausführungen zum Habitus der Titelfigur(en) abzurunden. Mehrmals erhalten sie auf Grund ihrer Bedeutung für einen Sachverhalt einen höheren Stellenwert in meiner Arbeit, werden also ausgiebiger beleuchtet, z.B. Elisabeth Buddenbrook (besonderes Thema: der Habitus Elisabeths im Vergleich mit dem Jenny Treibels) in IIIId, oder Hermann Hagenström und Gerda Buddenbrook in IIIe.

Das Kapitel IIIb über das Dinner im Hause Buddenbrook ist wie IIIc hauptsächlich eines über die Generation Johann Buddenbrooks, es sind dem Senior der Familie, wenn man so will, zwei lange Kapitel gewidmet. Abgesehen von der interessanten klassenspezifischen Persönlichkeit des Johann Buddenbrooks wird damit auch der Zeit des Biedermeier genügend Platz eingeräumt, so dass sich der historische Hintergrund dieser Arbeit so ungefähr zur einen Hälfte in die Zeit vor und nach der Doppelrevolution und zur andern Hälfte vor und nach der Reichsgründung aufteilt. Thomas Mann, der wie Fontane in dieser Arbeit *Erzähler* genannt wird, erwähnt im Roman zwar niemals den Namen *Lübeck*. Da die authentische Stadt der Schauplatz ist, benutze ich auch in der Behandlung der Fiktion den Namen *Lübeck*, neben der gelegentlich benutzten, schlichten Bezeichnung *Stadt*.

Die Ausführungen zu *Frau Jenny Treibel* stellen einen Teil der zweiten Hälfte dieser Arbeit dar, nehmen also einen wesentlich kleineren Teil ein als die zu *Buddenbrooks*. Bei *Frau Jenny Treibel* ist ja zu berücksichtigen, dass hier in einem sehr kurzen Zeitabschnitt zwei Generationen nebeneinander auftreten, und es ist ebenfalls zu berücksichtigen, dass unter den Kapiteln zu III. bei der vergleichenden Arbeitsmethode vielmals der Roman *Frau Jenny Treibel* eingeflochten ist.

Aber alle Figuren können in dieser Arbeit mehrmals auftreten. Sie alle bilden eine Auswahl aus dem Figurenfundus der beiden Romane. Ich finde es interessanter, eine eingeschränkte Menge an Figuren und ihre Habitus detaillierter aufzuschlüsseln, als ein erweitertes Figurenspektrum oberflächlicher darzustellen. Die Methode einer solchen Auswahl ermöglicht mir auch, in die Sachverhalte tiefer eintauchen zu können, sachbezogene Beispiele aus anderen Stellen des Romans, aus anderen Werken, oder sogar einen Aspekt der Gegenwart mit heranzuziehen. Ein solcher Gegenwartsaspekt fließt z.B. bei den Ausführungen zur Einweihungsfeier des Mengstraßenhauses, einmal in Bezug auf Essgewohnheiten und Tisch-Etikette⁵, ein anderes Mal in Bezug auf das Hoffstede-Gedicht⁶ mit ein.

⁵ Vgl. S. 11f dieser Arbeit.

⁶ Vgl. S. 25 dieser Arbeit.

Auch fand ich es interessant, herauszuarbeiten, wie sich ein eingeschränktes Bewusstsein in den Verhaltensweisen von Jean⁷ und Tony Buddenbrook sowie von Jenny Treibel darstellt. Anlass für einen Exkurs in dieser Sache gibt mir Jeans Habitus bezüglich der von ihm in großer Übertreibung gelebten Werte wie Gottesfürchtigkeit, Fleiß und Pflichtbewusstsein in Kapitel III d. Für das Thema *einbeschränktes Bewusstsein* entnahm ich das Material überwiegend dem Werk Walter Müller-Seidels, *Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland*, Stuttgart 1975. Diese spezielle Bewusstseinslage spielt auch in Kapitel IV a eine Rolle, das sich größtenteils mit dem Habitus Jenny Treibels auseinandersetzt.

An anderen Stellen des gleichen Kapitels beschäftige ich mich eingehend mit dem Verhalten Jean Buddenbrooks anlässlich des Arbeiteraufstandes in der Stadt und in Bezug auf Bendix Grünlich. In diesen beiden Fällen stellen sich Habitus Jeans heraus, denen sowohl klassenspezifisches als auch individuelles Verhalten zu Grunde liegt. Bei der Erarbeitung seines Habitus im Fall des Arbeiteraufstandes bildet sich ein etwa zur Hälfte klassenspezifisch geprägter, zur Hälfte durch Charaktereigenschaften bestimmter, individuell geprägter Habitus heraus. In seiner Einstellung zu Grünlich, und hier bezüglich der Zeit vor dessen Bankrott, zeigt sich ein überaus widersprüchliches Verhalten Jeans. Aber auch andere seiner Verhaltensweisen, z.B. die der übertriebenen Religionsausübung, in der er einen hauptsächlich individuell geprägten Habitus zeigt, beweisen die Widersprüchlichkeit dieser Figur.

Manche Szenen in *Buddenbrooks* haben, entgegen den Autoren *des Bürgerlichen Realismus*, z.B. Gustav Freytag und Theodor Fontane, einen abstoßenden, ja geradezu widerlichen Charakter. Man erinnere sich nur an den schrecklichen, in allen Einzelheiten geschilderten Todeskampf von Elisabeth Buddenbrook oder an Thomas' grausiges Dahinsterben, zu Hause mit verdrehten und gebrochenen Augen, lallend und aus der Kehle gurgelnd, zuvor auf der stark zur Trave hin abschüssigen *Fischergrube* wie ein eben geschlachteter Fisch hinschlagend, usw.. (Vgl. B, S. 680)⁸. Solche und ähnliche Beschreibungen und Motive sind unabhängig vom zeitlichen Hintergrund und geben in Bezug auf den Habitus der Figuren wenig her. Ich richte für diese Arbeit den Blick mit Neugier (nicht ausschließlich, was die Erarbeitung der individuell geprägten Habitus Jean Buddenbrooks genügend zeigt) auf die Stellen, in denen sich die Figuren als soziale Akteure und gleichzeitig als vergesellschaftete Menschen zeigen, deren Handeln sich aus ihren Dispositionen und aus der historischen Zeit heraus erklären lassen. Hier haben sie auch ihre Parallelen in der Literatur, die in derselben Zeit spielt. In dem Roman *Soll und Haben* von Gustav Freytag z.B. fand ich in der Figur Friedrich von Finks einen für die Oberschicht *Adel* klassenspezifischen Habitus, der geeignet ist, das für die Oberschicht *Besitzbürgertum* nicht klassenkonforme Verhalten Grünlichs aufzuzeigen.

Wie bereits erwähnt, gibt es für die Titelfiguren und ihre Zeitspanne als Firmen- und Familienoberhaupt jeweils ein Unterkapitel unter dem Hauptkapitel III. Ich unterteile diese Unterkapitel nicht noch einmal, weil mir so die Möglichkeit gegeben ist, von einem Thema auf ein anderes, von einem Punkt zu einem anderen überzuleiten, auf einen früheren Punkt zurückzukommen, ein Motiv, z.B. Jeans Verhalten zu Grünlich oder die Unselbstständigkeit Elisabeths, an verschiedenen Stellen des Kapitels, in den Beispielen in III d, auftauchen zu

⁷ Johann Buddenbrook jun. wird zur Unterscheidung von seinem Vater in dieser Arbeit *Jean* genannt.

⁸ Zitate aus und Verweise auf *Buddenbrooks* werden in dieser Arbeit mit „B“ plus Seitenzahl im Text angegeben. Nur bei Zusätzen stehen sie unter *Fußnote*.

lassen, u.a.. Das lange Kapitel lässt auch Platz für Exkurse innerhalb eines Themas, oben schon angesprochen wurde die Bewusstseinslage eines eingeschränkten Bewusstseins. Die Erörterungen hierzu stellen einen solchen Exkurs dar⁹, er ergibt sich aus den Erörterungen zu Jean und wie er mit Werten wie Gottesfürchtigkeit umgeht. Aber auch die Ausführungen zum Autoritätsverfall der Buddenbrook'schen Familienoberhäupter in der Generationenfolge sind ein Exkurs innerhalb eines Themas, hier innerhalb des Themas Tischetikette¹⁰. Das Gleiche gilt, um ein drittes Beispiel, in dem der Exkurs sich etwas ausweitet, zu nennen, für die Erarbeitung, wieso die Buddenbrooks zur Bourgeoisie gehören, es ist ein Exkurs innerhalb des Vergleiches Jenny Treibel und Elisabeth Buddenbrook. Zusammenfassend kann man sagen: Das lange Kapitel gibt mir die Möglichkeit, flexibel zu arbeiten, es ist der Leitfaden, an dem alles wieder zusammenläuft. Die Form der langen Kapitel einmal eingeführt, behalte ich auch bei *Frau Jenny Treibel* bei.

Wenn ich aus der Geschichte des 19. Jahrhunderts berichte, wähle ich das Präteritum. Ich sehe es als zusätzliches Mittel, die Realität von der Fiktion abzugrenzen, die ihre temporale Basis im Präsens hat.

Zitate ab eineinhalb Zeilen werden zum Zwecke der Übersichtlichkeit eingerückt.

Diese Arbeit ist in der neuen Rechtschreibung verfasst.

II. Zur Habitus-Theorie Bourdieus

Der Habitus erfülle eine Funktion, sagt Bourdieu, die in einer anderen Philosophie dem transzendentalen Bewusstsein überlassen werde: er sei ein sozialisierter Körper, der sich die immanenten Strukturen einer Welt oder einer Teilwelt (Feld) einverleibt habe und Wahrnehmung und Handeln dieser seiner Welt strukturiere.¹¹ Das heißt nichts anderes, als dass diese einverleibte Welt „leibhaftig“ geworden ist. Und da die Welt, so wie sie ist, von den Menschen, die in ihr leben, inkorporiert, und durch die Vielzahl der Menschen, die sie aufnehmen, vervielfältigt wird, kommt es dazu, dass ungefähr drei Viertel unserer Handlungen Automaten sind.¹²

Bourdieu nennt die denkenden, handelnden, sprechenden Menschen *soziale Akteure* und den Umkreis, den Bereich, in dem sie sich darstellen, *Raum* oder *Feld*.

Die Habitus als Produkte kollektiver Geschichte und individueller Erfahrungen haben die gleiche Motorik, die in den Grenzen ihrer sozialen Felder abläuft. Diese Grenzen sind nicht zu überschreiten. Der Begriff *Habitus* bezeichnet im Grunde eine recht simple Sache: wer den Habitus einer Person kennt, der spürt oder weiß intuitiv, welches Verhalten dieser Person versperrt ist. Wer z.B. über einen kleinbürgerlichen Habitus verfügt, der hat eben auch Grenzen seines Hirns, die er nicht überschreiten kann. Deshalb sind für ihn bestimmte Dinge einfach

⁹ Vgl. S. 61-64 dieser Arbeit.

¹⁰ Vgl. S. 15-18 dieser Arbeit.

¹¹ Bourdieu: Praktische Vernunft, S. 144.

¹² Vgl. Schwingel: Bourdieu zur Einführung, S. 58.

undenkbar, unmöglich, gibt es Sachen, die ihn aufbringen oder schockieren. Aber innerhalb dieser seiner Grenzen ist er durchaus erfinderisch, sind seine Reaktionen keineswegs immer voraussehbar. „Nicht die Praxis an sich, sondern der Spielraum dessen, was an Praxis möglich ist, wird durch den Habitus festgelegt.“¹³ Es sind seine Praxisformen, sie bestimmen wesentlich die Art, wie man etwas ausführt, nicht den Inhalt. Die Praxisarten sind inkorporiert und Mittel zur Abgrenzung der sozialen Schichten untereinander.

„Eine jede soziale Lage ist mithin bestimmt durch die Gesamtheit dessen, was sie nicht ist, insbesondere jedoch durch das ihr Gegensätzliche: Soziale Identität gewinnt Kontur und bestätigt sich in der Differenz.“¹⁴

Das gesellschaftstheoretische Konzept Pierre Bourdieus, das dieser Arbeit hauptsächlich zu Grunde liegt, trägt den Originaltitel *distinction* und in der deutschen Übersetzung *Die feinen Unterschiede*.

Der Begriff der Distinktion ist hier im Sinne einer sozialen Abgrenzung und Differenzierung zu verstehen, die sich kultureller Muster und Phänomene bedient.¹⁵

Kultur drücke soziale Unterschiede nicht nur aus, sie habe vielmehr selbst die Funktion der Unterscheidung, sie konstituiere Sozialstatus und Klassenzugehörigkeit. Die Position, die eine Person im sozialen Raum einnimmt, bestimme auch seinen Habitus, d.h., seine Denk- und Handlungsweisen, ethischen Normen, Klassifikationsmuster und ästhetische Maßstäbe, kurz: seinen gesamten Lebensstil.¹⁶

Der Habitus verkörpert dauerhafte, in frühkindlicher Sozialisation erworbene Dispositionen, die über die Zeit hinweg stabil bleiben und die individuellen Praxisstrategien auch noch dann anleiten, wenn sie zur Struktur einer gewandelten Umwelt gar nicht länger passen (Stabilitätsannahme).¹⁷

In den Systemen aufeinander abgestimmter Eigenschaften spielen Klassifikations schemata eine Rolle, die dafür verantwortlich sind, dass innerhalb einer Klasse ein übereinstimmender Geschmack (Kleidung, Einrichtung, Kunst, Essgewohnheiten u.a.) anzutreffen ist. Dabei sind die Praktiken an die Finanzmittel angepasst. Der Geschmack bewirkt,

„daß man hat, was man mag, weil man mag, was man hat, nämlich die Eigenschaften und Merkmale, die einem de facto zugeteilt und durch Klassifikation de jure zugewiesen werden.“¹⁸

Bourdieu unterscheidet dabei im groben Raster zwischen dem als distinguiert apostrophierten Konsum der ökonomisch wie kulturell wohlhabenden Kreise und den auf Grund des

¹³ Schwingel: Bourdieu zur Einführung, S. 65.

¹⁴ Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 279.

¹⁵ Mecklenburg: Romankunst der Vielstimmigkeit, S. 183.

¹⁶ Ebd., S. 186.

¹⁷ Die Stabilität der in frühkindlicher Zeit erworbenen Dispositionen kann bei gewandelter Umwelt zu einem Fehlverhalten des sozialen Akteurs führen. Eine gewandelte Umwelt ist z.B. eine, die sich in der Einstellung zu einem sozialen Akteur gewandelt hat. Ein solcher Fall liegt vor, als Tony, von ihrem Mann geschieden, nach Lübeck zurückkehrt. Sie verlässt ihre einmal erworbenen Dispositionen nicht, verhält sich falsch in ihrem ungerechtfertigten Klassenstolz. Vgl. S. 61f dieser Arbeit. Zum Punkt *Stabilitätsannahme* vgl. auch Müller: Kultur, Geschmack und Distinktion, S. 164.

¹⁸ Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 285f.

oberflächlichen und gewöhnlichen Charakters als vulgär apostrophierten Konsum der ökonomisch und kulturell Mittellosesten, deren Geschmack er als Notwendigkeitsgeschmack bezeichnet. Alle Praktiken dazwischen, bei denen Anspruch und manifeste Möglichkeiten auseinanderklaffen, nennt er präntiös.¹⁹ Einen solchen, zwischen den beiden Extrempositionen angesiedelten, präntiösen Habitus sieht er im Besonderen bei den Angehörigen des Kleinbürgertums vertreten. Sie strebten zu distinguierten Positionen, ohne mit diesen objektiv oder subjektiv identifizierbar zu sein.²⁰

Zum Schluss dieser Ausführungen komme ich auf die Abgrenzung zurück, die Bourdieu als ein wichtiges Mittel sieht, um die verschiedenen Habitus als Räume von Lebensstilen unterscheiden zu können. Die Lebensstile bildeten mit systematischen Produkten die Habitus, sie stilisierten das Leben. Habitus seien einheitsstiftende Erzeugungsprinzipien aller Formen von Praxis. Die Dimensionen eines Lebensstils versinnbildlichten diesen Lebensstil. Bourdieu gibt das Beispiel mit dem Kunstschler, in dessen Arbeitsmoral alles stecke: seine Weltanschauung und Vorlieben ebenso wie die Art und Weise, mit seinem Körper, seinen Finanzen, seiner Zeit und seiner Sprache umzugehen.²¹ Die habituellen Dispositionen sind auf eine derart fundamentale Weise im Körper verankert, dass sie die menschliche Existenzweise von Grund auf prägen, Körperhaltung und -bewegung ebenso bestimmen wie die Art zu sprechen. Dies alles ist aber kein wiederbetrachtbares Wissen, sondern das ist man. Und kognitive, evaluative und motorische Schemata vereinigen sich zu diesem systematisch angelegten Erzeugungsprinzip, der Anlage der gesamten Struktur des Systems der Existenzbedingungen des einzelnen Menschen.²²

¹⁹ Vgl. ebd., S. 286.

²⁰ Vgl. Bourdieu: Praktische Vernunft, S. 18.

²¹ Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 283.

²² Vgl. Schwingel: Bourdieu zur Einführung, S. 58ff.

III. Das Bürgertum in *Buddenbrooks*

IIIa. Das Bürgertum im Deutschen Bund in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Das Bürgertum vor der *Doppelrevolution* war noch längst keine annähernd homogene Sozialformation. Man kann aber das Bürgertum insofern zu einer Formation zusammenfassen, indem man es als die nichtadelige Gesellschaftsschicht bezeichnet, die durch Grundbesitz, Gewerbebetrieb und Steuerleistung den Bürgerstatus besaß.²³ Es galt im Deutschen Bund ein nach der Steuerleistung eingeteiltes, nach einem ständischen Verteilerschlüssel erteiltes Wahlrecht. In Preußen war es seit 1808 das republikanische Drei-Klassen-Wahlrecht, das noch bis zum Ende des Ersten Weltkriegs gültig war. In Lübeck gab es bis zum Jahr 1848 ein Fünf-Klassen-Wahlrecht.²⁴ Dieses ständische Prinzip des Wahlrechts bedeutete, dass man erst ab einem bestimmten Einkommen steuerpflichtig wurde und das aktive und passive Wahlrecht erhielt. In den Freien Reichsstädten wurde die Einkommensschwelle jeweils in der Städteordnung festgelegt. Diese Schwelle lag in Köln und Hamburg bei 400 Talern Jahreseinkommen. Die steuerpflichtige Oberschicht machte in Wismar, einer strukturell mit Lübeck vergleichbaren Stadt, 10 % aus, das Mittel- und Kleinbürgertum 21 %, die nicht steuerveranlagte Unterschicht 69 %.²⁵ Diese Proportionen blieben bis zur Jahrhundertmitte enthalten. Nach einem groben Muster²⁶ bestand die Oberschicht aus vermögenden Kaufleuten, Verlegern, Fabrikunternnehmern und Akademikern, die bürgerliche Mittelschicht aus selbstständigen Handwerkern und Gewerbetreibenden, Kaufleuten und Krämern, Oberlehrern und mittleren Beamten. Die Handwerker, Gewerbetreibenden, Kaufleute und Krämer des Kleinbürgertums verfloßen in ihren oft ärmlichen Existenzverhältnissen am unteren Rande mit den Unterschichten aus Tagelöhnern und Dienstoffboten, Fuhr- und Gesindeleuten sowie Zufallsarbeitern. Das bedeutete aber im Umkehrschluss nicht, dass der Unterschichtler den Kleinbürgerstatus erreichen konnte.²⁷ Wenn doch, ist es in der strengen Klassengesellschaft die rühmliche Ausnahme.

Innerhalb der bürgerlichen Klassen galt die Mittelschicht als erfolgreiches Bollwerk des Traditionalismus. Selbst in Preußen bildete die Mittelschicht ein solches Bollwerk, gerade dort, wo die Abgrenzungen innerhalb des Bürgerstandes durchlässiger geworden waren. Die liberale Wirtschaftspolitik Preußens hatte die Gewerbefreiheit zu ihrem Kernstück erklärt, eine Gewerbefreiheit, die manchem Bürgeranwärter, z.B. dem zugezogenen Verwandten eines Kleinbürgers (keinem Unterschichtler) den Aufstieg zum Kleinbürger ermöglicht, ihn also in den Bürgerstand erhoben hatte.

²³ Vgl. Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 2, S. 175.

²⁴ Vgl. Lindtke: Die Stadt der *Buddenbrooks*, S. 21, und S. 58 (bes. Fußnote) dieser Arbeit.

²⁵ Vgl. Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 2, S. 176ff.

²⁶ Zur Einteilung der Bürgerklassen in Groß- und Mittelstädten vgl. S. 45f dieser Arbeit.

²⁷ Selbst später, in der Zeit der industriekapitalistischen Unternehmensgründungen, gab es in Berlin oder anderswo keinen einzigen Fall eines Aufstiegs aus den unteren Klassen heraus. Vgl. Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 2, S. 187.

1831 fielen die Beschränkungen, die bisher Schutzverwandten und Auswärtigen den städtischen Grundstückserwerb und Gewerbebetrieb versperrt hatten; das Bürgerrecht wurde nunmehr eine „generelles Attribut selbständiger Gewerbetätigkeit.“²⁸

Leider zogen aber nicht alle Staaten des Deutschen Bundes nach. In dem Stadtstaat Lübeck zum Beispiel gab es erst knapp dreißig Jahre später diese Gewerbefreiheit, die das Kleinbürgertum, zu dessen Vorteil sie gedacht war, dort gar nicht erstrebte.²⁹ Aber es gab die liberale Handhabung bei Erteilung der GewerbeKonzessionen.

Obwohl auch in anderen Staaten liberale Einstellungen in der tonangebenden bürgerlichen Oberschicht zu finden waren, hielten sich die überlieferten, starren sozialen Hierarchien bis etwa zur Jahrhundertmitte in Deutschland. Hier gewannen „die vorindustriellen Modelle der militärischen Rangpyramide und der Beamtenhierarchie zunehmenden Einfluss auf die Gestaltung der neuen industriellen Welt“³⁰, entgegen der kommunitär-anarchistischen Bewegungen in West- und Südeuropa. Im Deutschen Bund war der Adel noch dominierend, obwohl die Freien Reichsstädte davon weniger betroffen waren; die Güter des Adels lagen außerhalb der Städte. Das bedeutete in diesen Städten, dass das Honoratiorentum aus der bürgerlichen Oberschicht bestand. Das Kleinbürgertum, dessen Traditionalismus in den freien Städten noch extremer war als der von bürgerlicher Mittel- und Oberschicht, überließ unstrittig der Oberschicht die Stadtpolitik, so wie diese Oberschicht in den größeren Staaten des Deutschen Bundes die Staatspolitik unstrittig dem Adel überließ.

IIIb. Eingeladen im Hause Buddenbrook: biedermeierliche Behaglichkeit und Dinstinktion

Man saß auf hochlehnigen, schweren Stühlen, speiste mit schwerem Silbergerät schwere, gute Sachen, trank schwere, gute Weine dazu und sagte seine Meinung. (B, S. 31).

Eine etwas rustikal angehauchte Atmosphäre teilt sich mit, die an den wöchentlichen Kreis der *Sieben Waisen Griechenlands* in *Frau Jenny Treibel* erinnert. Das Sofa Willibald Schmidts fehlt noch und die Meerschampfeifen. Ganz so gemütlich wie in Schmidts Studierstube der Gründerzeit aber ist es doch nicht im Ess-Saal der Familie Buddenbrook – jedenfalls nicht zu Anfang des Dinners –, in dem das Gastmahl gegeben wird, und eine große Schüssel Oderkrebse wuchtet eine von der Küchenhitze gerötete Haushälterin auch nicht auf den Tisch. Aber gemütlich ist es schon, und die Speisen, die aus heißer Kräutersuppe mit geröstetem Brot, paniertem Schinken mit Scharlottensoße, Rosenkohl, Kartoffeln und dem Russischen Topf (ein Gemisch aus konservierten Früchten) und Fisch bestehen, hätten, würden Gourmets von heute das Niveau des Menüs einschätzen, etwas von der so genannten Hausmannskost. An Getränken wird zuerst Rotwein (Bordeaux) gereicht, später Weißwein (zum Fisch). Zum Nachtisch gibt es regionale Puddings, Pletten- und Plumpudding und Dessertwein. Mit einem Glas Dessertwein in der Hand toastet Pastor Wunderlich im

²⁸ Vgl. Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 2, S. 177.

²⁹ Vgl. Lindtke: Die Stadt der Buddenbrooks, S. 21, und S. 58 (Fußnote) dieser Arbeit.

³⁰ Lutz: Zwischen Habsburg und Preußen, S. 107.

behaglichen Plauderton den Gastgebern zu. Der Autor hat die Männer im Blick, wenn er erzählt:

Man war bald bei den Geschäften und verfiel unwillkürlich mehr und mehr dabei in den Dialekt, in diese behaglich schwerfällige Ausdrucksweise, die kaufmännische Kürze sowohl wie wohlhabende Nachlässigkeit an sich zu haben schien und die hie und da mit gutmütiger Selbstironie übertrieben wurde. (B, S. 31).

Wie die Bedingungen der historischen Zeit auch den Zeitgeschmack bestimmen, erkennt man, wenn man heutige Essgewohnheiten gegenüber den damaligen betrachtet. Der Einkommenseffekt spielte zwar in der Zeit der *Buddenbrooks* eine ebenso wichtige Rolle wie heute. Je mehr man verdiente, desto geringer war der Verdienstanteil, den man für Lebensmittel ausgab. Das gilt ja noch für unsere Gegenwart. Es ist aber schon alles an Gemeinsamkeiten zwischen damals und heute. Die schwere, voll geladene Tafel mit Schweinefleisch (bei Buddenbrooks paniertem Schinken) und kalorienreichen Beilagen war ein Statussymbol der wohlhabenden Bürgerfamilien, die im Roman durch die Buddenbrooks vertreten sind. Eine Änderung gibt es schon bei den Treibels, die feines Ragoût fin und mageren Hammelbraten servieren lassen. Auf dem zu Treibels Zeiten gedeckten Tisch des Zellulosefabrikanten Göppel im *Untertan* von Heinrich Mann gibt es mageren Kalbsbraten. Ob sich die Essgewohnheiten der zweiten Hälfte des Jahrhunderts im Vergleich zur ersten Hälfte tatsächlich geändert haben oder doch nicht, wird sich noch zeigen. Heute jedoch wäre eine solche Tafel wie die bei Buddenbrooks verpönt in der feineren Gesellschaft, aber auch das Speiseeis, das Jenny Treibel servieren lässt, gälte als unpassend, zu banal. Die Buddenbrook'sche Tafel wird heute eher aufgestellt bei unterprivilegierten Schichten, bei denen es noch eine Rolle spielt, sich satt essen zu können. Und hier ist schon der nächste Unterschied zwischen damals und heute, heute können sich auch diese unterprivilegierten Schichten satt essen. Das Existenzminimum, das ausreichendes Essen garantiert, sichert der Sozialstaat und die Mindestlohn-Regelung bei Beschäftigungsverhältnissen. Davon abgesehen sind die Einkommensverhältnisse im Vergleich zum letzten Jahrhundert völlig andere geworden. Die Schere zwischen Arm und Reich klaffte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wo sich noch keine Partei, keine Gewerkschaft für die armen Volksmassen einsetzte, so weit auseinander, wie man es sich nur vorstellen kann, man denke nur an die Lebensumstände der aufständischen Weber in Schlesien. Damals konnten sich nur wohlhabende Familien schweres fettes Essen aus Schweinefleisch, feinen Beilagen, konservierten Früchten und Puddings, die Kalorienbomben darstellen, und mancherlei Weine dazu leisten. Einziges Getränk in der Familie des Aufladers Sturm in *Soll und Haben* ist neben Wasser für ihn, den Schwerstarbeiter, gerade noch erschwingliches Dünnbier vom Fass, dem er Baumöl und Zucker beimengt, um es nahrhaft zu machen.³¹ Daher muss man die Erläuterungen Bourdieus zu den Essgewohnheiten ausschließlich auf unsere heutige Zeit beziehen. Bourdieu sagt nämlich, dass „der Anteil schwer verdaulicher, fetthaltiger und dick machender, zugleich aber auch billiger Lebensmittel – Nudeln, Kartoffeln, Bohnen, Speck, Schweinefleisch“³², zurückgehe, auch der Weinkonsum, wenn das Einkommen steige. Die Besserverdienenden bevorzugten magere, leicht verdauliche, und nicht dick

³¹ Vgl. Gustav Freytag: *Soll und Haben*, Bd. 1, S. 242f.

³² Bourdieu: *Die feinen Unterschiede*, S. 288f.

machende Kost. Er zählt „Rinder-, Kalb-, Hammel-, Lammfleisch sowie Obst und Frischgemüse“³³ auf. In diesen Zusammenhang passt die Tatsache, dass der Mineralwasserverbrauch in Deutschland steigt und dass der Anteil der dicken Menschen unter den Gesellschaftsschichten mit geringerer Bildung deutlich höher ist als der unter den Bildungsbürgern. Und diese Schichten mit geringerer Bildung sind auch die sozial schwächeren Schichten. Diese Zeiterscheinung spiegelt sich sogar in der Gegenwartsliteratur wider. Eine Figur aus Gabriele Wohmanns *Hallenbad*³⁴ ist die in ärmlichen Verhältnissen aufwachsende Figur der Lilli Kern, ein junges Mädchen, die träge Tochter einer Putzfrau, die sich mit übermäßigen Mengen kalorienreicher Speisen ernährt und die „dicke Lilli“ genannt wird. In diesen Kontext passt ebenfalls, dass unter den schlanken, sich bewusst vegetarisch ernährenden Menschen Arbeiter in ganz geringer Zahl, und Bauarbeiter gar nicht anzutreffen sind.

Die In-sich-hinein-Esser machen sich weniger Gedanken um die Qualität des Essens, weil im höheren Maße als bei gut situierten Schichten die existenziellen Probleme vorherrschen, und das führt zum Einkauf von preiswerten Lebensmitteln. Trotz der Sicherung des Existenzminimums haben sie Angst, nicht genug auf den Tisch zu bekommen. Die kalorienreiche Dose Cola ist bei Aldi preiswerter als Mineralwasser, fettes Fleisch ist generell preiswerter als mageres. Noch in meiner Kindheit, den fünfziger Jahren, war ein fettes Schwein mehr wert als ein mageres. Auch innerhalb unserer eigenen bisherigen Lebensspanne ist also ein Umkehrprozess zu verzeichnen. Er ging langsam vor sich, bis er in unserer heutigen Wohlstandsgesellschaft vollendet war. Heute unterscheiden sich die Besserverdienenden (Gebildeteren) von den Schlechterverdienenden durch eine leichte, mit Vernunft und Wissen um die gesunden Aspekte der Ernährung zusammengestellte Kost, die ruhig teurer sein darf, und die sie bewusst zu sich nehmen.

Wie anders war es doch zur Zeit der *Buddenbrooks*! Dünn sind die schwer arbeitenden und mit wenig Lohn abgespeisten Unterschichten, dünn ist auch Klothilde, und ich glaube, dass vom Autor her diese Dürreheit, die auch durch ihr ständiges vieles Essen nicht mehr wegzubekommen ist, als Symbol für die materielle Armut Klothildes gedacht ist. Fett hingegen ist Hermann Hagenström, und er ist

„so außerordentlich fett, daß nicht nur sein Kinn, sondern sein ganzes Untergesicht doppelt war, was der kurzgehaltene, blonde Vollbart nicht verhüllte, ja, daß die geschorene Haut seiner Schädeldecke bei gewissen Bewegungen der Stirn und der Augenbrauen dicke Falten warf.“ (B, S. 601).

Ungefähr dreißig Jahre ließ der Erzähler seit dem Dinner im Mengstraßenhaus vergehen, bis er den fetten Hagenström auftreten lässt und ihn so beschreibt. Hagenström ist eine „großstädtische Figur, ein imposanter Börsentypus“ (ebd., S. 601), ein Erfolgsmensch durch und durch, ein Aufgestiegener, der weiter aufsteigt, dessen Söhne, wie abzusehen ist, in seine Fußstapfen treten werden. Mit seinem sorglosen, behaglichen, weltmännischen Auftreten imponiert er sogar Tony Buddenbrook, die ihm als potenziellen Käufer für ihr Vaterhaus die guten Verhältnisse neidet.³⁵ Hagenström trägt seine Fettleibigkeit als Zeichen der Wohlhaben-

³³ Ebd., S. 289.

³⁴ Wohmann, Gabriele: *Das Hallenbad*. München 2000.

³⁵ Vgl. auch S. 80 dieser Arbeit.

heit vor sich her wie in der Zeit Johann und Jean Buddenbrooks der Händler Ehrenthal in *Soll und Haben*, solange sein Sohn auch ihm die künftige Vermehrung von Familienansehen und -kapital verspricht und es ihm (dem Vater) noch finanziell gut geht. Die Speisen auf ihren Tafeln werden denen des Buddenbrook'schen Dinners ähneln. Im Falle der Tafel im Hause Hagenström ist es ein Hinweis darauf, dass sich die bürgerlichen Essgewohnheiten von der ersten bis zur dritten Buddenbrook-Generation des Romans nicht oder kaum verändert haben. Sicher ist, dass sich im letzten Jahrhundert nichts geändert hatte in der Bewertung des Statussymbols *Fettleibigkeit*. Die Figuren der Literatur spiegeln es. Ungefähr fünfzig Jahre nach Ehrenthal und zwanzig nach Hagenström lebt Jenny Treibel in Berlin. Sie ist so schwer, dass sie ausruhen muss, als sie die eine Treppe zur Wohnung Schmidts hochsteigt. Sie ging hoch „so schnell ihre Korpulenz es zuließ“. (Vgl. JT, S. 3)³⁶. Diese eitle Bourgeoise mit der Nase fürs Feine wäre nicht dick, wenn das in Bezug auf einen Zeittrend ihrer körperlichen Attraktivität, auf die sie selbst im Alter von achtundfünfzig Jahren noch großen Wert legt, abträglich oder in irgendeiner Weise ein Makel wäre (wie heute, wo man Dicken Willensschwäche zum Abnehmen, Disziplinlosigkeit gegenüber dem eigenen Körper nachsagt).

Doch zurück zum Dinner bei Buddenbrooks im Jahre 1935. Dort schlägt man sich den Bauch voll. Man hat es ja! Im Gegensatz zu den meisten, dem gewöhnlichen Volk. Und das genießt man. In gelöster Atmosphäre sagt Weinhändler Köppen öfter als sonst nachlässig „Achung“ statt „Achtung“, und ist kurz davor, sich die Westenknöpfe zu öffnen, im Billardsaal tut er es auch. Er wiederholt dort das Wort „Kaffee“, nachdem das Folgmädchen vom Konsul die Weisung bekommen hatte, Kaffee und Zigaretten in den Billiardsaal zu bringen. Köppen „sprach das k ganz hinten im Halse, als schlucke und schmecke er bereits“. (B, S. 39). Man kann es gut und gern als Essgeräusch ansehen. Aber Essgeräusche passten nicht zur Stilisierung des gesellschaftlichen Essens der Besserverdienenden. Zum Zeremoniell des gesellschaftlichen Essens gehörten auch, neben der richtigen Haltung und dem Auftreten der Gäste und der Gastgeber,

die den Gebrauch des vielfältigen Geschirrs diktierende Etikette, die Sitzordnung der Gäste, die strenger, wenn auch als solcher verschleierter Rangfolge unterworfen ist, die Tabuisierung aller körperlichen Äußerungen (wie Eßgeräusche) oder Bekundungen des Genusses und des Vergnügens am Essen (wie jede Art von Überstürzung), das Raffinement der Speisen und Getränke, wo Qualität über Quantität geht.³⁷

Die Ausführungen Bourdieus sind in ihrer Gesamtheit nur auf die Gegenwart beziehbar. Wenn man die Zeit der *Buddenbrooks* heranzieht, muss man die Punkte „Qualität geht über Quantität“ (beides war im gleichen Maße wichtig) und das dem Sitznachbarn geltende Servieren ausklammern, denn das war in großbürgerlichen Häusern ausschließlich die Aufgabe des immer anwesenden servierenden Personals. Und wenn man das Buddenbrook'sche Dinner nimmt, so gibt es eine Auflockerung des Tabus der Essgeräusche. Ein Sprechen aus dem Raucherzimmer heraus, wo das K unrein klingt, wahrscheinlich wegen eines kleinen Speiserestes, der dort noch verblieb, findet niemand unfein oder gar unappetitlich. Und noch einmal gibt es

³⁶ Zitate aus und Verweise auf *Frau Jenny Treibel* werden in dieser Arbeit mit „JT“ plus Seitenzahl im Text angegeben. Nur bei Zusätzen stehen sie unter *Fußnote*.

³⁷ Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 316f.

eine Ausklammerung, nämlich die der verpönten Bekundung des Essvergnügens. Wenn Dr. Grabow von einem wohlhabenden Kaufmann in der Stadt erzählt, der nach dem Verzehr einer Keule Rauchfleisch und einem gefüllten Puter durch einen Schlag gestorben sei, bekundet er dies in der Atmosphäre des Essgenusses durch eine Art schwarzen Humors, den er gegen sich selbst und die anderen Genießer des Kreises richtet.

„Nun, Gott befohlen! Er, Friedrich Grabow, war selbst nicht derjenige, der die gefüllten Puter verschmähte. Dieser panierte Schinken mit Scharlottensauce heute war delikater gewesen, zum Teufel, und dann, als man schon schwer atmete, der Plettenpudding.“ (B, S. 38).

Dieser Ausschnitt zeugt davon, wie gern man sich den Tafelfreuden hingibt, selbst als man eigentlich schon satt ist, speist man weiter, und gibt sich noch dem schweren Wein hin, als man schon angetrunken ist wie Justus Kröger. Keiner stört sich an dieser Schlemmerei, wohl-gemerkt der Männer, die der Erzähler weiterhin im Blick hat. Im Billardsaal treffen später auch Jean Jacques Hoffstede und Pastor Wunderlich Arm in Arm ein, „zwei unbefangene und muntere alte Knaben aus sorgloserer Zeit“.³⁸ In ungezwungener Atmosphäre lacht man über Hoffstedes Verse, die er wegen der in die Stunde passende Albernheit ausgewählt hat. Pastor Wunderlich kichert, und Köppen gibt drollige plattdeutsche Redensarten zum Besten und rezitiert immer wieder vor sich hin: „Als Sachsens Marschall einst...“ Das Verslein nahm sich wunderbarlich genug aus in seinem rauhen Baß...“ (B, S. 43).

Wichtig erscheint mir, zu betonen, dass niemand von den Gästen bei Buddenbrooks etwas gemein hat mit dem unmanierlichen Menschen, wie ihn Angelika Linke beschreibt. Der von ihr geschilderte Tischgrobian hat beim Essen fettverschmierte Hände, führt die Speise mit dem Messer zum Mund, hustet in sein Glas und stochert sich die Zähne mit der Gabel.³⁹ Ein solches Verhalten steht außerhalb der bürgerlichen Kultur damals und heute. Auch für den Buddenbrook-Kreis ist die Ästhetik natürliches Gebot, wer dagegen verstoßen würde, wäre für alle Zukunft aus dem Kreis verbannt. Auch einen Tischgast wie Heinrich Manns Figur Diederich Heßling aus *Der Untertan* kann man sich bei Buddenbrooks nicht vorstellen. Als die Kremspeise auf sich warten lässt, springt der Bier trinkende und viel essende Heßling von seinem Stuhl auf, dass dieser an die Wand fliegt, eilt festen Schrittes an die Tür und ruft: „Marie! Der Krehm!“⁴⁰ Was für ein grässliches, ungehobeltes Benehmen, selbst wenn er damit beabsichtigt, Agnes, der Tochter des Hauses, die vom Vater gebeten wurde, mal zu schauen, wo der Nachtschiff bleibt, diesen Gang abzunehmen. Heßling bemerkt seine Tölpelerei und bekommt einen roten Kopf.

Der Konsul Peter Döhlmann, Gast bei einem Dinner in der Mengstraße zur Zeit Jean Buddenbrooks als Familienoberhaupt, sagt laut über die Tafel, als ein Menügang auf sich warten lässt: „Ick bün so wied, Fru Konsulin“ (B, S. 133). Er wirkt im Vergleich zum Benehmen Heßlings fast wohlherzogen und kann die Reaktion auf seine Rede genießen. Er ist wegen seiner behäbigen, lauten Gebaren ein beliebter Suiter.⁴¹ Man könnte sich vorstellen, dass er sich

³⁸ B. S. 42. Eine Überlegung am Rande ist, welche Zeit für sie wohl die sorglosere war? Für die Franzosenfreunde die Napoléon-Zeit? Dann hätten sie schon damals mit ihrer Empfindung allein gestanden. In der Stadt empfand man die Besatzungszeit als schrecklich. Vgl. auch S. 28 (auch Fußnote) und S. 29 dieser Arbeit.

³⁹ Vgl. Linke: Sprachkultur und Bürgertum, S. 63f.

⁴⁰ H. Mann: *Der Untertan*, S. 20.

⁴¹ Lustiger Bursche, Possenreiter.

nach seiner Rede zurücklehnt und gutmütig registriert, dass er der Hausfrau aus einer peinlichen Situation herausgeholfen hat. Das gelingt ihm tatsächlich, denn gleich darauf ist die gute Laune wieder hergestellt. Döhlmann gibt sich so, wie man ihn kennt und es von ihm erwartet, er handelt legitim. Seine Selbstsicherheit und Ungezwungenheit ist ein Beweis für die Bewusstheit seines Verhaltens, ein Beweis auch für das umfassend und unmerklich vor sich gegangene Erlernen dieses Verhaltens. Seine Bewusstheit schafft jenes Verhältnis aus Sicherheit und Vertrautheit, das ihn als alteingesessenen Bourgeois kennzeichnet.⁴² Ein Tischgenosse wie Döhlmann ist eine Bereicherung für die Tafelgesellschaft. Heßling, der kulturell inkompetent handelt, wäre für sie eine Horrorversion. Ein mit Heßling vergleichbares Exemplar werden die Buddenbrooks allerdings Jahrzehnte später mit dem Schwiegersohn Tonys, dem Versicherungsdirektor Weinschenk, an der Tafel sitzen haben. Man wird Weinschenk aus Not akzeptieren, hat ihn als Bewerber um Erikas Hand akzeptiert, weil man (heimlich) befürchtete, Erika, die Scheidungswaise, werde sonst keinen irgendwie noch für die Familie tragbaren Mann abbekommen. Damit würde der Familie der Makel der „sitzen gebliebenen“ Tochter anhaften.

Beim Dinner im Jahre 1835 gibt es keinen, weder aus den Reihen der Gäste noch aus den Reihen der Familienmitglieder, der die unsichtbare Leitlinie der bürgerlichen Esskultur verlässt. Selbst Klothilde, die Bissen um Bissen (große) in sich hineinschaufelt, tut es nicht hastig und kleckert auch nicht. Die feinen Sitten sind sowohl bei ihr wie auch beim Ausklang des Dinners, wo allenfalls blöde, aber keinesfalls anstößige Witze erzählt werden, nur so weit gelockert, dass die Grenze zur Unästhetik, die das Wohlbefinden der Gesellschaft zerstören würde, nicht berührt wird. Außerdem ist jeder des Kreises, Dr. Grabow und Köppen nicht ausgenommen, auf seine Art ein galanter Unterhalter. Jeder schafft es mit seinem Sprachtalent, mit Leichtigkeit ein Gespräch anzufangen, nach Linke ein Charakteristikum für Manierlichkeit und feine Lebensart.⁴³

Die von Linke beschriebenen Menschentypen, der „Tischgrobian“ und der „Bewegungstölpel“⁴⁴ sind in der breiten Volksmasse nicht ausgeschlossen, allein schon wegen des ungebildeten Status' und der Nichtstilisierung des Lebens der Unterschichten. Sehr wohl aber sind sie ausgeschlossen in gesellschaftlichen Oberschichten, in denen, besonders bei festlichen Anlässen, die Etikette niemals verletzt wird. Ausnahmen würden einen Eklat auslösen. Auf den Buddenbrook-Kreis zu Zeiten Johann Buddenbrooks bezogen heißt dies, ein Benehmen wie es Heßling in *Der Untertan* zeigt, wäre undenkbar. Man kann sich auch Weinschenk nicht an der Tafel des Buddenbrook-Seniors vorstellen, Peter Döhlmann vielleicht in einer zurückgenommenen Art. Aber ich glaube eher, dass Monsieur Johann Buddenbrook die Peinlichkeit einer Verzögerung beim Auftrag des nächsten Ganges selbst beheben würde, auf brillante Weise. Er würde eine zur Situation passende Anekdote erzählen, oder besser, Wunderlich dazu auffordern, der besonderes Talent dafür besitzt. Johann Buddenbrook würde die Zügel in der Hand behalten. Aber es wäre immerhin möglich, dass auch bei

⁴² Vgl. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 120f.: Bourdieu erläutert seine Theorie über die Kompetenz des Kenners zwar am Beispiel des alteingesessenen Bourgeois auf dem Spielfeld *Kunst*, aber er hätte auch das Spielfeld *private Fest- und Gastlichkeit* wählen können. Auf diesem Feld ist einer der kulturell kompetenten Kenner Peter Döhlmann.

⁴³ Linke: Sprachkultur und Bürgertum, S. 64.

⁴⁴ Linke: Sprachkultur und Bürgertum, S. 64.

seinem Dinner eine Verzögerung beim Auftragen eines Ganges auftritt, denn er verfügt nicht über ein sich qualitativ besonders auszeichnendes Personal, dass alle Störungen ausschließt. Das Personal braucht seine Anweisungen, wie sie Jean Buddenbrook dem Folgemädchen gibt: „Bringe ein paar Tassen Kaffee und Zigarren in den Billiardsaal“. (B, S. 39). Im Vergleich dazu benötigt das Treibel'sche Personal solche Anweisungen nicht, es weiß immer, was es zu tun hat. Selbst in dem Arbeitszimmer, in dem Treibel zum Schluss mit einigen Auserlesenen zusammenkommt, hat der Hausdiener –den es übrigens bei Buddenbrooks zur Zeit des Einweihungsdinners nicht gibt – schon alles bereit gestellt, er weiß bis ins Kleinste, was gewünscht ist. Jenny hat sich für ihr auf Repräsentation eingestelltes Haus Spitzenpersonal eingekauft, das sie gut behandelt und gut bezahlt. Sie thront während des Dinners in ihrem Hause vornehm und in sicherer Ruhe zwischen ihren Gästen, in der Gewissheit, dass nichts ins Stocken kommen wird. Ein die aufkommende Peinlichkeit überbrückender Döhlmann mit seinem „Ick bün so wied, Fru Konsulin“, wäre hier nicht nötig, wäre allerdings, im feinen Unterschied zu den Buddenbrooks, im Hause Treibel auch generell ausgeschlossen.

Dass Döhlmann, so wie er auftritt „Ick bün so wied, Fru Konsulin“, und gar Weinschenk später bei Buddenbrooks auftreten, zeugt von einer Aufweichung der Etikette und der ungeschriebenen Familiengesetze unter den auf Monsieur Buddenbrook folgenden Familienoberhäuptern. Der Beginn dieser Verfallserscheinungen ist seinem Sohn Jean zuzuschreiben. Der religiöse, gutmütige, liberale Habitus Jeans beinhaltet, ihm unbewusst, den Verzicht auf einen Teil seiner Autorität. Dieser Verzicht wandelt sich schleichend zum Autoritätsverlust, Jean hält die Zügel noch in der Hand, aber man kann sie ihm hin und wieder schon abnehmen, ohne dass er es merkt. Man kann ihn hintergehen (Fall Grünlich). Und die Regie, wenn es in seinem Hause zu Störungen kommt, übernimmt ein anderer. Die Peinlichkeit beim Dinner behebt Peter Döhlmann. Dass Jean Stadtprobleme löst wie den Aufstand der Arbeiter⁴⁵ im Jahre 1848, steht nicht im Widerspruch zu diesem Autoritätsverlust, der sich mehr innerhalb seiner Gesellschaftsklasse abzeichnet und immer ungenannt bleibt.

Noch später, hinter der glänzenden Fassade des Thomas Buddenbrook mit seinen schneeweißen feinen Linnenhemden und Manschetten, die jeder in der Stadt mit Respekt bemerkt, in dessen Familie sich ein Vogel wie Weinschenk einnisten konnte, zeichnet sich längst der Verfall der Familie ab. Thomas ist von Anfang nicht mehr die Autoritätsperson, die sein Großvater, der preußische Heereslieferant, der vierspännig übers Land fuhr, allgemein noch war. In der abhängigen Arbeiterschaft besitzt Thomas allenfalls noch volle Autorität. Er ist den Aufgaben, die sich ihm stellen, nicht gewachsen. Zur Erkenntnis seiner Unfähigkeit unfähig, halst er sich weitere Aufgaben auf (Senatorenposten). Die Schwäche seiner Persönlichkeit zeigt sich voll, als er bei der Schacherei mit seinen Geschwistern um den nachgelassenen Haushalt seiner Mutter nicht fähig ist, alles in halbwegs würdige Bahnen zu lenken, und vor allem, die ganze Angelegenheit auf einen Zeitpunkt nach der Beisetzung zu verschieben. So bekommt die Szene, in der die Mutter gleich nebenan aufgebahrt liegt, einen Charakter der Leichenfledderei. Und man zankt sich, obwohl dies in Kreisen vornehmer Leute verpönt ist. Wenn vornehme Leute sich zanken, dann auf eine furchtbar gebildete Art.⁴⁶ Auch die gebildete Art des Streitens, bei der man sich Worte wie Konfetti ins Gesicht wirft, fehlt hier. In

⁴⁵ Vgl. S. 56-60 dieser Arbeit.

⁴⁶ Vgl. Müller-Seidel: Theodor Fontane, S. 301.

Frau Jenny Treibel gibt es eine Figur, die über diese Kunst verfügt: Helene Treibel, die feine Hamburgerin. Über sie weiß ihr Schwiegervater zu berichten:

„Und in dieser Kunst anscheinend gefälligen Konfettiwerfens ist meine Schwiegertochter eine Meisterin. [...] Kein Donnerwetter, nur kleine Worte mit dem Giftgehalt eines halbes Mückenstichs, oder aber Schweigen Stummheit, Muffeln, das innere Düppel der Ehe, während nach außen hin das Gesicht keine Falte schlägt.“ (JT, S. 133).

Die Buddenbrooks sind alle keine Verstellungskünstler wie diese Helene, diese unnatürliche Frau. Sie sind gradlinig, und doch gibt es die feinen Unterschiede zwischen ihnen. Unter Thomas als Familienoberhaupt kommt es zu dieser unwürdigen Schacherszene um Haushaltsgegenstände, in der man sich einen Monsieur Johann Buddenbrook beim besten Willen nicht vorstellen kann. Er würde es seiner Frau überlassen, und würde verständnislos den Kopf schütteln, wenn er etwas von pietätlosen Voreiligkeiten oder Uneinigkeiten bei der Aufteilung der Haushaltsdinge erführe, würde sich aber niemals herablassen, beim Kampf um Porzellan oder Bettwäsche persönlich anwesend zu sein.

Wie hätte Thomas, der nicht einmal solch eine familiäre Erbärmlichkeit zu verhindern weiß, es an Stelle des Großvaters wohl bewältigt, durch eine andere Staaten-Politik nicht mehr preußischer Heereslieferant zu sein, wirtschaftlich abzufallen und nicht mehr vierspännig übers Land fahren zu können? In seinem Ehrgeiz-Habitus, in dem er von vornherein schon psychisch und physisch überlastet wäre, könnte er keine weitere Strapaze verkraften. Ein grauenvolles Ende wie das auf der abschüssigen *Fischergrube* wäre vorweggenommen. Sein Großvater beherrschte die Spielfelder, die ihm der soziale Raum zur Verfügung stellte, sein Vater war ein akzeptabler Spieler für alle Mitspieler und kam mit ihnen und sich selbst zurecht, er (Thomas) aber ist der Akteur, der unbewusst gegen sich selbst spielt und durch diese falschen Dispositionen die Kräfte aufzehrt, die er für das Gesamtspiel *Lebensfeld* benötigt. Der Unterschied zwischen den Spielern ist der feine Unterschied zwischen den Familienoberhäuptern der Buddenbrooks.

Dieser Exkurs sollte zeigen, wie sehr die Etikette, die eine Tischgesellschaft pflegt, Rückschlüsse auf den Autoritätsgrad des jeweiligen Familienoberhaupts ziehen lässt. Zurückkommend auf das Gastmahl im Mengstraßenhaus möchte ich bei den feinen Unterschieden bleiben, sie jetzt als deutliches Zeichen der Distinktion behandeln. Es gibt ein solches Zeichen zu einem früheren Zeitpunkt des Dinners, als die lästige Etikette noch nicht die feinen Unterschiede innerhalb der Tischgesellschaft verblassen lässt. Köppen, der Aufsteiger, der Neureiche⁴⁷, der nicht bei den früheren Hausbesitzern verkehrt hatte und aus keiner Patrizierfamilie stammt, spricht sein erstauntes Lob über das neue Haus der Buddenbrooks aus: „Alle Achtung! Diese Weitläufigkeit, diese Noblesse... ich muß sagen, hier läßt sich leben, muß ich sagen...“ (B, S. 23). Der Makler Grätjens, der wie die Makler jener Zeit mit teuren und exklusiven Immobilien umgeht, und für den seine Verkaufsobjekte nichts anderes sind als Aal und Barsch für den Fischhändler, bemerkt trocken und mit einer Geste, die die Verächtlichkeit über die Bemerkung ausdrückt: „Hat auch gar kein Geld gekostet.“ (B, S. 23). Der etablierte Grätjens setzt sich durch Verächtlichkeit von dem Neureichen Köppen ab, der

⁴⁷ Der Weinhandel ist ein boomendes Geschäft, die Weinhändler gewinnen an Ansehen.

es (noch) nicht gewohnt ist, in einer alten großen Familie der Stadt wie die Buddenbrooks zu verkehren, für den die Pracht und der Luxus noch nicht das Normale geworden sind wie für Grätjens, und der sich aus diesem Grunde wie ein Anwärter auf eine Position im sozialen Feld benimmt, nämlich sich in Rede und Geste anders (abweichend von ihnen) gebend als die alten Spieler auf dem Feld. In Gustavs Freitags Roman *Soll und Haben* ist es Anton Wohlfahrt, der auf einem für ihn noch ungewohnten Parkett tanzt, und das sogar wortwörtlich. Er kommt zu den Tanzstunden im Hause Baldereck immer pünktlich, tanzt jeden Tanz, fordert auch die verlassen dasitzenden jungen Damen auf und ist in seiner Exaktheit der Liebling des Tanzmeisters. Es ist hier die Artigkeit Wohlfahrts, wie dort die Artigkeit Köppens, neben der aufrichtigen Bewunderung, die er für das Buddenbrook-Haus hat, der Familie das Lob für ihren neuen Wohnsitz auszusprechen. Grätjens hat diese Artigkeit nicht nötig, er ist ein alter Spieler auf dem Feld der städtischen Bourgeoisie, so wie Friedrich von Fink im Hause Baldereck ein alter Spieler ist, er kommt nie pünktlich und tanzt, wie es ihm gerade beliebt, zum Schrecken des Tanzmeisters. „Aber, Herr von Fink“, klagte der Tanzmeister, „das heißt nicht mehr tanzen; dabei ist keine Kunst.“⁴⁸ Die Spielregeln inkorporiert haben, heißt auf diesem Feld, sich keinem Reglement zu unterwerfen. Auf dem sozialen Feld *Bourgeoisie* heißt es, den Luxus als etwas Gewohntes zu nehmen und ihn nicht als etwas Besonderes zu registrieren. Die Führung durch das Mengstraßenhaus macht der Konsul nicht zu dem Zweck, Bewunderung zu erzielen. Es ist die Einführung in das Individuelle, das dieses Haus aufzuweisen hat. Man findet ja auch dies und das gut, praktisch, interessant, usw., aber bewundert es nicht. Wenn Grätjen, den Luxus gewöhnt, das Buddenbrook'sche Haus gelobt hätte, wäre man dort leicht befremdet gewesen wie im Hause Baldereck über einen artigen Friedrich von Fink, der sich wie Wohlfahrt „den Ruf eines guten Kerls“⁴⁹ erwürbe. Köppen und Wohlfahrt haben die Spielregeln des Feldes, das sie schon betreten haben, noch nicht inkorporiert. Sie können sie in ihrer nuancenreichen Vielfalt noch nicht unterscheiden. Beide müssen sich die Etablierung auf diesem Feld noch erwerben: durch das Erlernen der unter den etablierten Spielern gültigen Spielregeln.⁵⁰ Sie gehören nicht zu denjenigen der alten Spieler, die in dieses Feld hineingeboren und mit seinen Spielregeln aufgewachsen sind. Bei Wohlfahrt hat das Spiel bald ein Ende, da seine Anwartschaft auf das neue Gesellschaftsfeld *Adel* auf Grund seiner bürgerlichen Herkunft ohne Erfolg bleiben muss. Köppen aber, ein neureicher Weinhändler, hat in seiner Stadt gute Aussichten, auf dem Feld *Bourgeoisie* von einem neuen Spieler zu einem alten zu werden. Das von ihm betretene Feld ist das seiner Gesellschaftsklasse, die ihm eben dieses Feld schon bereithält. Seine Anwärterposition ist eine Position der Anwartschaft als etablierter Spieler. Er hat diese Position noch einmal bekundet durch sein Interesse am Erlernen der Spielregeln, durch sein Lob für das neue Gesellschaftsfeld, gerichtet gegen eines ihrer Objekte, das Buddenbrook-Haus. Er ist nur ungeschickt, weil er die gleichen Praktiken der Beflissenheit wie jemand anwendet, der als neuer Spieler den Fuß auf das Spielfeld setzen möchte. Angemessen für den Spieler Köppen, der zwar neu ist, aber immerhin schon spielt, wäre ein Habitus, dessen Praktiken so in der Mitte zwischen Emsigkeit und Gelassenheit lägen. Köppen geht zwar ungeschickt vor, hat sich aber keine Tür

⁴⁸ Freytag: *Soll und Haben*, S. 177.

⁴⁹ Ebd., S. 177.

⁵⁰ Vgl. Schwingel: Bourdieu zur Einführung, S. 93.

zugeschlagen, denn seine Präention auf die Position eines etablierten Spielers ist berechtigt. Aus diesem Grund auch geht Grätjens auf die Bemerkung Köppens ein und antwortet, wenn auch verächtlich, aber er antwortet. Dem Arbeiter Karl Smolt, wäre er denn aus irgendeinem Grund zufällig anwesend und würde sich so oder ähnlich äußern, würde er nicht antworten, zumindest nicht ernsthaft antworten. Smolt käme als Anwärter um die Position Mitspieler auf dem sozialen Feld *Bourgeoisie* nicht in Frage. Grätjens würde sich von Smolt vermutlich durch die Nichtbeachtung des Arbeiters abgrenzen, also auf eine andere Art als die, mit der er sich gegen seinen potentiellen Konkurrenzspieler Köppen abgrenzt.

Ein weiterer Fall von Distinktion innerhalb der Dinnergesellschaft ist die Art und Weise, wie die alten Krögers im Hause Buddenbrook eintreffen. Sie setzen sich von den anderen Gästen dadurch ab, dass sie als Letzte kommen, und nicht pünktlich zur geladenen Uhrzeit um sechzehn Uhr, sondern eine halbe Stunde später. Sie sind die vornehmsten Gäste und teilen es durch diese Lässigkeit mit. Es ist ihr Mittel zur Distinktion gegenüber anderen ihres Kreises und deren Einladungen. Die Legitimität ihres Verhaltens wird durch die heitere Rede des Schwiegersohns bestätigt: „Feine Leute kommen spät“. (B, S. 19). Die humorvollen Worte beinhalten seinen Respekt vor den Schwiegereltern, den auch sein Vater, der feine Monsieur Buddenbrook, vor Leuten hat wie Lebrecht Kröger, die feiner sind als er selbst und durch ihren Besuch das einladende Haus aufwerten.

Lebrecht Kröger, der „à la mode-Kavalier“, eine große, distinguierte Erscheinung, trug noch leicht gepudertes Haar, war aber modisch gekleidet. An seiner Sammetweste blitzten zwei Reihen von Edelsteinknöpfen. (B, S. 19).

Johann Buddenbrook, der einen altmodischen⁵¹, breitkragigen, mausgrauen Rock trägt, schüttelt dem alten Kröger die Hand, und durch eine Armbewegung schließt er die gesamte Kröger'sche Verwandtschaft ein. Mit der symbolischen Geste drückt er den herausgehobenen Stellenwert seines Gastes Lebrecht Kröger aus. Er bestätigt ihm damit auch die Legitimität des Zu-spät-kommens und unterstreicht diese Legitimität noch, indem er die Worte seines Sohnes „Feine Leute kommen spät“ lachend ergänzt: „Öwer denn ook gliek düchtig!“ (B, S. 19). Das distinguierte Verhalten der Krögers ist klassenspezifisch. Johann Buddenbrook würde ebenso auftreten, wäre er zum Beispiel bei Köppens eingeladen. Aber der umgekehrte Fall, dass Köppen bei Buddenbrooks zu spät käme, wäre illegitim, gelte, wenn er um wenig zu spät käme, als kleine Ungezogenheit, wenn er merklich später als zum eingeladenen Zeitpunkt erschiene, als Unverschämtheit. Im letzten Fall würde er nie wieder eingeladen werden. Köppen als Gastgeber aber würde von seinem Gast Johann Buddenbrook die Unpünktlichkeit erwarten, so wie man im Hause Buddenbrook die Unpünktlichkeit Lebrecht Krögers erwartet. Man wäre befremdet, wenn hohe Gäste wie Angestellte, dessen Dienst morgens um sieben Uhr beginnt, exakt zum angegebenen Zeitpunkt auftauchen würden. Ausnahmen sind solche, wo man die Gäste abholen lässt wie bei den Treibels, die die adligen Damen Bomst und Ziegenhals abholen lassen. Ausnahmen sind es auch, wenn Gäste erwartet werden, die Gäste enger Verwandter des einladenden Hauses sind und von diesen Verwandten mitgebracht werden. Ein solcher Fall liegt vor, wieder bei Treibels, wenn Mr.

⁵¹ Johann Buddenbrook und seine Freunde sind der Mode ihrer Jugend nie untreu geworden. Vgl. Mann S.10.

Nelson mit Helene und Otto Treibel, die Gastgeber hinter den Gastgebern, in der Köpenicker Straße ankommt. All diese Gäste können nichts für ihre Pünktlichkeit, und sie wird ihnen daher nicht angekreidet.

Entsprechend diesen Verhaltensweisen, Erwartung auf der einen Seite und Erfüllung der Erwartung auf der andern Seite, sind auch die Verhaltensweisen der Häuser Baldereck und Ehrenthal einerseits und Herrn von Finks andererseits. Frau von Baldereck umwirbt den reichen und dazu noch intelligenten Fink, der entweder zu spät oder gar nicht zu den Tanzstunden in ihrem Haus kommt, weil auch er, wie Lebrecht Kröger bei Buddenbrooks, ihr Haus aufwertet, das zwar wohlhabend und angesehen ist, aber dennoch einen Makel hat, es ist das Haus einer Witwe. Fink vervollständigt es durch seine Männlichkeit und ist zudem noch eine potenzielle, gute Partie für die „mittelmäßige“ Tochter des Hauses. Im Gegensatz zu diesen Details als Mittel der Distinktion für von Fink ist er im Hause Ehrenthal allein schon deswegen ein distinguiertes Gast, weil er als Adliger eine bürgerliche Familie besucht.⁵²

Die alten Krögers sind reiche Leute, besitzen und bewohnen eine Villa, die einem Schloss gleicht. Der das Anwesen umgebende Zaun hat vergoldete Spitzen und die Lampen, die einen alleeartigen Weg bis zur hinteren Terrasse ausleuchten, haben vergoldete Dächer. Ein weitläufiger Park reicht bis an die Trave. Ein solcher Besitz und die aufwendige Lebensführung des alten Ehepaares spricht für ein großes ökonomisches Kapital. Auch die Treibels besitzen dieses große ökonomische Kapital, ihre

„Villa lag auf einem großen Grundstück, das, in bedeutender Tiefe, von der Köpenicker Straße bis an die Spree reichte.“ (JT, S. 14).

Die Grundstücke der Krögers und Treibels sind zwar vergleichbar, aber vergoldete Zaunspitzen und Lampendächer besitzen die Treibels nicht, und ihre Villa ist alles andere als schlossartig, sie besitzt noch nicht einmal einen Dienstboteneingang. Der hohe Klassenstolz der alten Krögers ist durchaus berechtigt. Ihre gehobene Vornehmheit bestimmte ihr Verhalten, ihre Gewohnheiten, ihre Kultur, macht ihr kulturelles Kapital aus, abgesehen von kulturellen Gütern wie Gemälden und Statuen, die sie besitzen mögen und die gleichzeitig ökonomisches Kapital sind. Die dritte Sorte von Kapital, nach Bourdieu das symbolische, fällt ihnen von selbst in den Schoß, da sie über die beiden anderen Kapitalsorten so reichlich verfügen. Diese dritte Kapitalsorte ist die Hochachtung, die sie in ihrem Kreis, in ihrer Stadt genießen. Da kommen die etwas schlichteren Buddenbrooks, deren Anwesen einen Stern weniger im Glanz hat als das der Krögers, und ihre auf biedermeierliche Behaglichkeit ausgerichteten Freunde nicht mit. Johann Buddenbrook weiß um den feinen Unterschied zwischen seiner und der Person des Lebrecht Kröger und sieht ihn als einen distinguierten Gast.

⁵² Friedrich von Fink bei Balderecks und Ehrenthals, vgl. hierzu auch S. 70f dieser Arbeit.

IIIc. Monsieur Johann Buddenbrook, ehemals preußischer Heereslieferant

Das durch die napoleonische Besetzung gehärtete politische Feindbild des Franzosen in den Ländern und Freien Reichsstädten des Deutschen Bundes hatte sich nicht auf den kulturellen Bereich ausgedehnt. Nach wie vor galt in der Gesellschaft der Einschlag des Französischen als Zeichen einer feinen, gehobenen Kultur, die einen entsprechenden Bildungsstatus und Weltgewandtheit suggerierte.⁵³ Wie gut kann doch Johann Buddenbrook mit der Anwendung des Französischen seinen Hang zur plattdeutschen Volkssprache, ein Zeichen für seine Heimatverbundenheit, kompensieren! Gleich zu Anfang des Romans gibt er eine Kostprobe von Zweisprachigkeit: „Je, den Düwel ook, c'est la question, ma très chère demoiselle!“ (B, S. 9). Ein solcher deutsch-französischer Sprachmix ist typisch für die Generation Johann Buddenbrooks, von der in diesem Kapitel vorzüglich die Rede ist. Ist man des Niederdeutschen nicht mächtig, so mischt man Hochdeutsch mit Französisch wie Jean Jacques Hoffstede. „Ja, excusez! Ich konnte nicht umhin...“ (B, S. 34), sagt er, als er sein Gedicht hervorholt, das der heutigen Haus-Einweihungsfeier gewidmet ist. Zur fortgeschrittenen Stunde des Dinners, als die Stimmung gemütlicher und gelöster wird und man sich ein bisschen gehen lässt, wird allerdings die Muttersprache bevorzugt. Man verfällt unwillkürlich

mehr und mehr dabei in den Dialekt, in diese behaglich schwerfällige Ausdrucksweise, die kaufmännische Kürzel sowohl wie wohlhabende Nachlässigkeit an sich zu haben schien und die hie und da mit gutmütiger Selbstironie übertrieben wurde. Man sagt nicht „an der Börse“, man sagte einfach: ‚an Börse‘... wobei man zum Überfluss das r wie ein kurzes ä aussprach und ein wohlgefälliges Gesicht dazu machte.“ (B, S. 31).

Die gemeinsamen Interessen der versammelten Kaufleute und ihrer Freunde kommen hier durch, und politisch wird es auch (Zollverein⁵⁴). Was sie über die Stadtpolitik reden, verschweigt uns der Erzähler, aber sie werden vermutlich dies oder jenes besprechen, denn sie sitzen in politischen Gremien ihrer Stadt, sind mindestens Bürgerschaftsabgeordneter. Johann Buddenbrook wird sein Mandat aus Altersgründen schon abgegeben haben. Aber er hat in der Stadt noch seine alten Freunde, z.B. Jean Jacques Hoffstede, den Stadtpoeten, Pastor Wunderlich und Dr. Grabow, die, wie immer bei geselligen Anlässen im Hause Buddenbrook so auch jetzt, anwesend sind. Sie stimmen im Lebensstil, in den Ansichten, in allen Lebensgewohnheiten mit ihrem Gastgeber überein, genießen in der Stadt als zusammengehörige Gruppe ein gleichhohes Ansehen, ihr symbolisches Kapital. Sie lieben es, beim Dinner wohlgefällig auf schweren, hochlehnigen Stühlen zu sitzen und schweres Silbergerät zu benutzen. Sogar, was die Leibbröcke betrifft, haben sie den gleichen Geschmack, man ist eben „der Mode seiner Jugend nicht untreu geworden“. (B, S. 10). Im obigen Zitat, das sich an dieser Stelle auf Johann Buddenbrook allein bezieht, zeigt sich sein konservativer Habitus, der sich von denen seiner Freunde in nichts unterscheidet, man bleibt alten Gewohnheiten und dem alten Geschmack treu. Hoffstede schreibt immer die gleichen Gedichte, Dr. Grabow

⁵³ Vgl. zum Sprachgebrauch des Französischen und des Englischen S. 31f und S. 106 dieser Arbeit.

⁵⁴ Vgl. S. 64-66 dieser Arbeit.

verschreibt immer dieselbe Diät, wenn jemand krank ist. Die Art der Krankheit, und ob der Kranke ein Erwachsener oder ein Kind ist, spielt dabei keine Rolle. Auch Christian, dem beim Dinner übel wird, bekommt Dr. Grabows gleichen Anweisungen über die Mutter: „Und strenge Diät, – Frau Konsulin? Wie gesagt, strenge Diät. Ein wenig Taube, – ein wenig Franzbrot...“ (B, S. 37).

Der Witz, den man aus der Erzählerrede über die Mode, die Johann Buddenbrook nie gewechselt hat, herauszuhören glaubt, ist allein vom Erzähler. Wenn Johann Buddenbrook es selbst von sich und seinen Freunden sagen würde – es könnte ohne weiteres von ihm sein – würde er es in einer unterhaltenden Art mitteilen, wie er mitteilen würde, dass er Puter nur mag, wenn er so zubereitet sei, wie es seine Großmutter immer machte. Johann Buddenbrook als unangefochtene Respektsperson kann sagen, was er will, und er kann tragen, was er will. Das heißt, dass nur der Erzähler mit seinem zweistimmigen Wort (oder der Leser) sich über ihn lustig machen darf, niemand innerhalb der Romanhandlung. Dort steht es keinem zu, etwas an ihm anzuzweifeln, und niemand würde es sich erlauben. Andererseits ist in dieser Sache schon vorgesorgt, denn man verkehrt nur unter seinesgleichen, man hat keinen „Fremdkörper“ in seiner Sphäre. Das gehört zum Habitus der Mitglieder oberer Gesellschaftsschichten wie beispielsweise die Leidenschaft zum Billiardspiel, man bewegt sich „in einer Gruppe von aus ähnlichen Soziallagen hervorgegangenen Akteuren“.⁵⁵ Träfe man mit Akteuren anderer Soziallagen zusammen, bedeutete dies eine „Überschreitung der mit den räumlichen Distanzen einhergehenden sozialen Grenzen“.⁵⁶ Man verletzt diesen ungeschriebenen bürgerlichen Ehrenkodex nicht. Es ist die Parallele zum militärischen (schriftlich festgelegten) Ehrenkodex jener Zeit. Dieser legte fest, wo ein Offizier zu verkehren hat und wo nicht. Wenn man sich nach diesem Kodex richtete, kam man nicht in eine einen kompromittierende Situation, die zum Verhängnis werden konnte. Aber wie ein Offizier, der streng nach dem Ehrenkodex lebte, käme auch Johann Buddenbrook nicht in eine kritische Situation. Wenn doch, wäre er eben nicht dieser Monsieur Johann Buddenbrook, der bestimmt ist durch genau die sozialen Positionen, die er einnimmt, und dadurch, wie er sie einnimmt.⁵⁷

Das trifft auch auf Hoffstede zu. Er bewegt sich immer auf sicherem Terrain. Mit seiner gefühlvollen Reimerei trifft er ins Schwarze, ein begeisterter Beifall bricht los. „‘Charmant, Hoffstede!’ rief Johann Buddenbrook. ‘Dein Wohl! Nein, das war allerliebste!’“ (B, S. 35). Und es kommt deutlich heraus, dass der alte Buddenbrook, wie alle andern auch, wirklich begeistert ist, dass er keine freundlich gemeinte Phrase ablässt. Eine Strophe des Gedichts ist die folgende:

Keine trübe Zukunft störe
Eures Lebens Fröhlichkeit,
Jeder neue Tag gewähre
Euch stets neue Seligkeit. (B, S.35).

Man mochte damals solche Gedichte, durchweg in allen Bevölkerungsschichten, selbst in der höchsten, dem Adel. Eine Geschmacksrichtung des Biedermeier, die auch in *Soll und Ha-*

⁵⁵ Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 277.

⁵⁶ Bourdieu: Praktische Vernunft, S. 24.

⁵⁷ Vgl. Schwingel: Bourdieu zur Einführung, S. 65.

ben aufgegriffen ist. Der im Hause der Baronin Baldereck verkehrende Leutnant Zernitz gilt als geistreich, weil er das Talent besitzt, „niedliche Verse“ fürs Familienalbum zu verfassen.⁵⁸

Zwanzig Jahre später schien diese Art Poesie noch beliebter zu sein, die fünfziger Jahre sind die Gründerjahre für Familienjournale, nebenbei gesagt auch für Zeitungen. In Lübeck abonnierte man in großer Zahl die *Gartenlaube*, *Modenwelt* und *Über Land und Meer*.⁵⁹ Besonders die *Gartenlaube*⁶⁰ verstand es seit ihrer Gründung über Jahrzehnte hin, trotz ihrer versteckten revolutionären Botschaft (zumindest in den Anfangsjahren) dieses Genre mit sentimental, idyllischen Geschichten und Bildern meisterhaft zu bedienen, der Geschmack des Publikums, ob es sich aus Unter- oder Oberschichten zusammensetzte, änderte sich nicht, nicht in Lübeck und nicht anderswo. In Berlin, wo Jenny Treibel ihr in der Jugend von Willibald Schmidt gewidmetes Lied „Glück von deinen tausend Losen / Eines nur erwähl ich mir /“ (JT, S. 51) vorträgt, einen Text, der Hoffstedes an Lieblichkeit und Schwülstigkeit noch übertrifft, findet, von Krola und ein paar Kennern abgesehen, große Zustimmung. Es ist wie Hoffstedes Text und die Gedichte der Familienjournale ein Lied fürs Gemüt. Als Betrunkener, bei dem die Gefühlswelt, nicht der Intellekt die Oberhand gewinnt, liebt selbst der Gymnasialprofessor Willibald Schmidt sein altes Lied. „Ich hätte doch am Ende dabei bleiben sollen...“ Das Lied hat ja auch was, die ursprüngliche Schönheit des Trivialen, besonders in der dritten Strophe:

Geben nehmen, nehmen geben,
Und dein Haar umspielt der Wind,
Ach, nur das, nur das ist Leben,
Wo sich Herz zum Herzen find't. (JT, S. 51).

Auch Mr. Nelson, der Kaufmannssohn aus England, der zuvor über seine Ansichten zur Musik erklärte, „das liebste sei ihm ein Nigger mit einer Pauke zwischen den Beinen“ (JT, S. 47), ist begeistert „Wonderfully good. Oh, these Germans, they know everything... even such an old lady“ (JT, S. 51). Es ist ein Beweis dafür, dass diese Vorliebe für das sentimental Poetische, das auch in der Art des Vortrag zur Geltung kommt, bei Hoffstede wie bei Jenny Treibel – übrigens auch bei Krola, dessen „Glocken von Speyer“ mit dem einfallenden Glockenbimbam, sich nur wenig von Jennys Lied absetzen –, nicht an den Grenzen des Deutschen Bundes Halt macht. In den dreißiger Jahren gab es die illustrierten Kalender, sozusagen die Vorläufer der Familienblätter. Es gab den *Musenalmanach*, eine jährlich erscheinende

⁵⁸ Vgl. Gustav Freytag: *Soll und Haben*, Bd. 1, S. 156.

⁵⁹ Vgl. Lindtke: *Die Stadt der Buddenbrooks*, S. 24.

⁶⁰ Die *Gartenlaube* war neben den anderen Gründungen der fünfziger Jahre wie die nach englischem Muster aufgemachten *Westermanns Monatshefte* und *Rheinische Volksblätter* das erfolgreichste illustrierte Blatt. Es begann mit einer Auflage von 4000 Exemplaren und erreichte in den 70er Jahren eine Auflage von 5 Millionen. Es war, trotz seines revolutionären Charakters – der Redakteur Ernst Keil bekam sogar ein neunmonatige Haftstrafe – ein Musterbeispiel an biedermeierlicher Schnörkelei und „literarischen Zuckerwaren“. (Lutz: *Zwischen Habsburg und Preußen*, S.337f). Mit der *Gartenlaube* ging es nach der Freilassung Keils weiter. Ein Vergleich, der mir interessant scheint: Mit dem *Hessischen Landboten* ging es nach der Verhaftung seiner Herausgeber nicht weiter. Er startete als revolutionäre Flugschrift mit dem bekannten Titelblatt seiner ersten Ausgabe vom 31.6.1834 unter dem Motto „Friede den Hütten, Krieg den Palästen“. Die erste Auflage betrug 1000 Exemplare. Im *Hessischen Landboten* wurde auch das Kommunistische Manifest des Karl Marx' abgedruckt. Der Verschwörerkreis flog ein Jahr nach der Gründung des Blattes auf. Georg Büchner floh, Friedlich Ludwig Weidig, der zweite Herausgeber, wurde verhaftet und starb 1837 in brutaler Untersuchungshaft. Georg Büchner starb im gleichen Jahr in Zürich.

Anthologie mit Kalendarium, die seit Mitte des 18. Jahrhunderts erschien. Er hatte sich, wie später die Journale, die Veröffentlichung literarischer Volkspoesie zur Aufgabe gemacht. In ihm wirkte die Romantik weiter, insbesondere mit ihren von uns heute als mittelmäßig geltenden, für die Massenproduktion geeigneten Werke. Auch Joseph von Eichendorff beschwor dort noch einmal den schon verlöschenden Zauber der Romantik herauf und ließ Werke wie das einstrophige Gedicht *Wünschelrute* abdrucken, durch die er sich mit dem harmoniesüchtigen Zeitgeist des Biedermeier arrangierte⁶¹. Das Gedicht geht so:

Wünschelrute

Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.⁶²

Auch Hoffstedes Gedicht wäre im *Musenalmanach* gut aufgehoben. Die Gartenlaube, hätte sie es schon gegeben, hätte ihr Augenmerk von Anfang an auf unterhaltende Prosa gerichtet. Ihr Programm wäre auch zwanzig Jahre früher das gewesen, womit sie Furore machte: Fortsetzungsromane.⁶³ Aber sie hätte ein solches Gedicht wohl auch angenommen, eben vorausgesetzt, es hätte sie schon gegeben. Ein ovales Blatt wie Hoffstedes, mit kunterbuntem Gemälde aus Blumen und goldenem Geschnörkel, hätte das Herz ihrer Redaktion vor Freude höher schlagen lassen. Für sein „Zuckerwerk“ an Malereien wäre wieder sie, die sich mit niedlichen Illustrationen überlud⁶⁴, geeigneter gewesen als der *Musenalmanach*. Aber die vielen Kalender, ein Spiegel des Volksgeschmacks, waren in den dreißiger Jahren das eigentliche Medium für Gedichte. In unserer Gegenwart hätte man es schwerer mit Volksgedichten. Dabei ist der breite Geschmack damals und heute gar nicht so verschieden, man denke an das Fernsehprogramm, das von Volksmusik und Seifenopern bestimmt ist. Und die Verlage heute sehen ja mehr denn je auf die Höhe der zu verkaufenden Auflage. Aber solche Herausgeber wie Ernst Keil oder Karl Gutzkow (*Unterhaltungen am häuslichen Herd*) die mit Familienunterhaltung auf die Breitenwirkung setzten und hinter ihren Blättern standen, gibt es nicht mehr. Den Platz, den sie geräumt haben, haben heute die großen Literaturverlage inne, die gleichzeitig die literarisch meinungsbildenden sind. Der Massengeschmack ist für sie tabu, zumindest, was die Lyrik betrifft, über die wir hier reden. Kalenderverlage, die ihn noch bedienen, zählen sie nicht zu ihresgleichen. Die Herausgeber von Kalenderbüchern sind darüber hinaus benachteiligt durch ihren meist lokalen oder regionalen Bezug. Eine Spaltung hat stattgefunden, die es in der Zeit des Biedermeier so nicht gab, und in der Gründerzeit auch nicht. Fontane hätte mit seinem Gedicht „Glück von deinen Tausend Losen“, hätte er es als eigenständiges Gedicht einem Familienjournal angeboten, ein begeistertes Massenpublikum

⁶¹ Vgl. Lutz: Zwischen Habsburg und Preußen, S. 160.

⁶² Eichendorff, Joseph von: Gesammelte Werke, 22 Bde. Hrsg.: Hilda Schulhof und August Sauer. Bd. 1: Gedichte. Regensburg 1921, S. 134.

⁶³ Zu den meistgelesenen Autoren, deren Romane dort erschienen, gehörte Eugenie Marlitt (1825-1887). Als ihr berühmtester Roman gilt *Das Geheimnis der schwarzen Mamsell*. Die als Trivilliteratur eingestufteten Werke verhalfen der vor 175 Jahren geborenen Schriftstellerin zu einem großen Vermögen. – In der *Gartenlaube* erschienen auch die Novellen und Romane Theodor Fontanes.

⁶⁴ Vgl. Lutz: Zwischen Habsburg und Preußen, S. 337f.

gefunden, quer durch alle Gesellschaftsklassen. Wo ist denn auch der Unterschied von seinem Gedicht und der *Wünschelrute* von Eichendorff? Beide bedienen den gleichen Geschmack. Ich erinnere auch an Schillers *Lied von der Glocke*, „drum prüfe, wer sich ewig bindet, / ob sich nicht Herz zum Herzen findet!“, und an die darauf folgenden Verse „;Lieblich in der Bräute Locken / spielt der jungfräuliche Kranz.“⁶⁵. Sind diese Verse denn so sehr entfernt von Jenny Treibels Lied? Niemand würde sich erlauben, Schillers Versen die Qualität abzusprechen. Kann man auch schlecht, weil man sie eingebunden weiß in *Das Lied von der Glocke*. Aber selbst wenn diese Verse als Schillers Verse eigenständig dastünden, würde man sich mit einer Kritik höchstwahrscheinlich schwer tun. Bei Fontanes Lied *Wo sich Herz zu Herzen find't* ist man sich über die fehlende Qualität schnell einig, was die umfangreiche Sekundärliteratur zu *Frau Jenny Treibel* genügend beweist, z.B. schreibt Müller-Seidel:

Glück, Gold, Rosen, Haar und Herz: das alles sind geläufige Wörter, auf die sich gut und leicht ein Reim machen lässt. Insofern ist das sentimentale Gedicht ein triviales Gedicht; eine poetische Jugendsünde, wie es Willibald Schmidt, ehemals Geliebter der Kommerzienrätin, zutreffend kommentiert.⁶⁶

Haar (Locken), Rosen (Kranz) und Herz gibt es bei Schiller auch, und auch seine Gedichte erschienen im Musenalmanach. Vielleicht ist es mit der Literatur ähnlich wie mit dem Fehlverhalten nach Bourdieu, das danach beurteilt wird, welchen sozialen Stellenwert der sich Fehlverhaltende besitzt.⁶⁷ Schiller besetzt einen höheren Platz in der literarischen Rangliste als Fontane, wenn auch Fontane ebenfalls zum oberen Drittel gezählt werden kann. Wenn beide das Gleiche tun, scheint es auch auf diesem Gebiet längst nicht das Gleiche zu sein. Und den Abstand zwischen Schillers Versen und dem Fontane-Gedicht vergrößert man noch, subjektiv, wenn man sich die literaturwissenschaftliche These zu eigen macht, Fontane hätte sein Gedicht als Trivialgedicht geplant und genau für seine Funktion in *Frau Jenny Treibel* geschrieben. Dass er es viel früher, wie seine Figur Willibald Schmidt auch für eine Jugendliebe, ernst und mit echten Gefühlen, geschrieben hat, ist ja auch möglich. Vielleicht hat er es für seinen Roman nur aufgearbeitet? Das Gegenteil ist nicht beweisbar. Auf alle Fälle bleibt bei der Beurteilung des Gedichts zu prüfen, ob man sich nicht zu leicht die Sicht der Figur Willibald Schmidt zu eigen macht, die ja, der Romanfunktion gemäß, ihr Lied herabsetzt, es als „Jugendsünde“ und „Unglücksding“ bezeichnet. In diesem Zusammenhang sei noch darauf hingewiesen, dass die Sentimentalität, die man dem Gedicht ankreidet, ein Produkt Jennys ist, die mit ihm sentimental umgeht, es auch sentimental vorträgt. Das Fontane-Gedicht ist mit Sicherheit kein Meisterwerk, aber es ist nicht besser oder schlechter als es die gängigen Gedichte jener Zeit gewesen waren. Im 19. Jahrhundert habe man keine Trennung vollzogen zwischen dem Sentimentalen und dem Poetischen. Man sei dem Trivialen nicht ängstlich ausgewichen, sondern habe unter Dichtung verstanden, das Triviale wieder in seine ursprüngliche Schönheit einzusetzen.⁶⁸

⁶⁵ Schiller, Friedrich: Sämtliche Werke, 5 Bde.. Bd. 1: Gedichte / Dramen I. Hrsg. von Gerhard Fricke und Herbert G. Göpfert. München 1965, S. 429.

⁶⁶ Müller-Seidel: Theodor Fontane, S. 310.

⁶⁷ Vgl. S. 63 dieser Arbeit.

⁶⁸ Vgl. Mecklenburg: Einsichten und Blindheiten, S. 152.

„Auf derart paradoxe Weise ist auch ‘Jennys Lied’, so trivial es beginnt und so floskelhaft es schließt, Dichtung und schön.“⁶⁹

Vielleicht verdrängen wird heutigen „Literaturkenner“ tatsächlich einen Hang zu solchen Werken, die eine gewisse Musikalität besaßen, um im Trend der Zeit zu sein, in der man „cool“ ist und keine Gefühle zeigt. Wenn es so ist, hat eine Umkehrung zu damals stattgefunden. Wer seine Liebe zur trivialen (für jeden verständlichen) Poesie damals offen bekundete, lag voll im Trend. Das gilt ganz besonders für die Zeit des Biedermeier, von der Eva-Maria Kabisch sagt: „Biedermeier ist bürgerlich gewordene Romantik.“⁷⁰ In dieser Zeit der Restauration, in der es neben der beginnenden industriellen Revolution den starken Hang zum „Rückzug in die private Idylle“⁷¹ gab, war man, wenn man sich ins Private zurückzog, ein Bestandteil dieser Idylle und stimmte mit der zu Naturliebe und Innerlichkeit neigenden Literatur überein, die dieses Lebensgefühl bediente. Aber die Liebe zu dieser Art Literatur hatte, ich sagte es schon, Anhänger unter allen Bevölkerungsschichten, so auch unter den Bürgern, die sich dem wirtschaftlichen Fortschritt zugewandt hatten.

Zum Glück Hoffstedes. So wie er ungeteilten Beifall für sein Gedicht zur Einweihung des Buddenbrook-Hauses erhält, würde er ihn auch für seine Illustrationen bekommen, wenn sein Blatt die Runde machte. Es ist als Gesamtwerk ein Paradebeispiel des Zeitgeschmacks.

Der Poet Hoffstede wusste schon vorher, dass er im Buddenbrook’schen Hause, in dem der Hausherr kleine, helle, graziöse und vor allen Dingen sinnige Melodien auf der Flöte bläst (vgl. B, S. 38), richtig liegen werde mit seinen sentimentalischen Versen, er hat seine Position als Hauspoet schon lange inne, sie ist wohl erprobt und brauchte nie verändert zu werden. Er weiß genau, wann er langsam aufzustehen hat, dass er sich zu Räuspern hat, um Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, um Zeit zu geben für ein „Ah!“ der Gesellschaft. Er berührt leicht seine spitze Nase und zieht ein Papier aus der Tasche, wieder Zeit für die andern, zu applaudieren. Es ist ein Ritual, das er bei vielen Feiern, auch im Hause Buddenbrook, wohl hundert Mal und mehr ausgeführt hat. Er weiß, was man von ihm erwartet, und weiß, was er zu erwarten hat, hält sich nur an die Spielregeln. Nie würde ihm einfallen, diese zu ändern, er würde sozusagen gegen das Gewohnheitsrecht der andern verstoßen. Außerdem bedient er ja mit seinen Versen und seiner Vortragsweise den eigenen Geschmack so gut wie den der anderen. Wäre es nicht so, würde (bei gleichem Text) durch eine andere Verhaltensweise der Zuhörer, z.B. Distanz, leichte Ironie, versteckte Verdrossenheit oder anderes, der Habitus einer Gegenposition zu spüren sein, auf die wiederum er mit einem entsprechenden Gebaren, z.B. Kampf- oder Verteidigungsgeste, zu reagieren hätte. So aber, und in der zufriedenen Sicherheit von Akteur und Publikum, kann man auf beiden Seiten den Vortrag genießen.

Vertreter eines anderen literarischen Zeitgeschmacks wachsen mit Christian und, in kleinerer Wandlung, Thomas Buddenbrook gerade heran. Im Musikgeschmack aber, der vergleichbar ist mit dem Literaturgeschmack, wird Thomas einmal die leichten Melodien bevorzugen⁷², ein Hinweis darauf, dass er auch im Literaturgeschmack einmal, wie seine Großvater- und Vatergeneration, für das Leichtere sein wird. Eine Geschmacksänderung in der Abfolge der Buddenbrook-Generationen ist wohl eher bei Christian zu vermuten. Er kommt dem

⁶⁹ Ebd., S. 152.

⁷⁰ Kabisch: Literaturgeschichte kurzgefasst, S. 23.

⁷¹ Ebd., S. 22.

⁷² Vgl. S. 83f dieser Arbeit.

Künstlertyp am nächsten und wird einmal der Einzige der Familienangehörigen sein, der in einer Geschmacks- und Seelenverwandtschaft Zugang hat zu Gerda und Hanno. Ob Christian jetzt beim Dinner schon eine getarnte Gegenpartei des literarischen Zeitgeschmacks ist? Er verschwindet jedenfalls um die Zeit des Gedicht-Vortrags herum und klagt wegen Übelkeit. (vgl. B, S. 36f).

Bourdieu's Theorie, dass triviale Literatur (zu der das erbauliche Gedicht Hoffstedes zu rechnen ist, [Anm. d. Verf.]) eher Produkte von Autoren seien, die aus den beherrschten Klassen stammten und weiblichen Geschlechts seien⁷³, trifft hier nicht zu. Auf die Gegenwartsliteratur bezogen könnte es vielleicht stimmen. Man muss aber unbedingt den heutigen anderen (anspruchsvolleren) Zeitgeschmack, vermittelt durch den Literaturbetrieb, berücksichtigen. Hoffstede jedenfalls verkehrt in der gesellschaftlichen Oberschicht seiner Stadt und gehört ihr selbst an, obwohl er Inhaber symbolischen (durch seinen Titel in der Stadt: Poet Hoffstede) Kapitals und (durch seine Dichtkunst) inkorporierten kulturellen Kapitals ist. Ökonomisches Kapital wird er auch besitzen, die Buddenbrooks verkehren nicht mit armen Schluckern. Die Kapitalsorten sind anders aufgeteilt, doch die Höhe des Gesamtkapitals wird sich ungefähr gleichen. Aber als jemand, der weder eine Frau ist noch aus der beherrschten Klasse stammt, ist Hoffstede auch kein intellektueller Autor. Ein solcher würde mehr zur Distanz und zur Parodie neigen.⁷⁴

Dieser literarische Biedermeiergeschmack, der, wie wir gesehen haben, auch in der Gründerzeit mit ihrer *Gartenlaube* kein anderer war, war eben der Geschmack der breiten Bevölkerung. Höher gebildete und intellektuelle Gesellschaftsgruppen, die ihn verschmähten, hat es zu jeder Zeit gegeben, auch innerhalb der Zeitspanne des Biedermeier gab es Autoren, die Büchner, Heine und Goethe hießen.

Für Johann Buddenbrook jedenfalls gehört sein literarischer Geschmack zu ihm wie sein ausgeprägter biedermeierlicher Familiensinn. Er beschäftigt sich, bevor die Gäste eintreffen, mit der Enkeltochter, die auf seinem Schoß sitzt, sein Kinn ruht behaglich auf seinem Spitzenjabot. (vgl. B, S. 10). Seine Gelassenheit ist ein Zeichen für seine Stellung in Familie und Gesellschaft, die Positionen im sozialen Raum sind ihm sicher, er braucht keine neue zu besetzen oder eine der alten zu stabilisieren. Aus dieser Sicherheit heraus reicht sein Horizont über einen biedermeierlichen Habitus hinaus, dem man eine Begrenzung in der Weltsicht nachsagt. Johann hat eine zweite Seite, eine weltoffene, die sich zum Beispiel durch Liebe zu europäischen Kunststilen zeigt. Der heimischen Backsteingotik scheint er nicht besonders zugeneigt, er bevorzugt die italienische Renaissance, nach der er seinen Gartenbrunnen gestaltet hat, und mit Stolz auf diese Besonderheit wird beim Rundgang durch Haus und Garten auch die Rokoko-Fassade des Gartenhauses vorgeführt. Als Johann seine Begeisterung für barocke Gartengestaltung äußert, stößt er auf den Widerstand Jeans, der den Garten lieber im freien Wuchs sieht. Der Vater kommt in die seltene Lage, seine Positionen behaupten zu müssen:

„Aber, wenn die freie Natur doch mir gehört, habe ich da zum Kuckuck nicht das Recht, sie nach meinem Belieben herzurichten?“ (B, S. 32).

⁷³ Vgl. Bourdieu: Praktische Vernunft, S. 73.

⁷⁴ Vgl. Bourdieu: Praktische Vernunft, S. 73.

Vor allen Dingen liebt Johann das Französische, und bei ihm wie bei seinen Freunden geht diese Sympathie über die Kultur hinaus. In dieser Beziehung gehen sie nicht mit dem Zeitgeist konform, der im Deutschen Bund, besonders in Preußen herrschte. Dort gab es seit der französischen Besetzung ein politisches Feindbild – den Franzosen. Verkörpert wurde dieses Feindbild durch den besiegten Napoléon.⁷⁵ Diese Franzosen- und Napoléon-Feindlichkeit gab es auch in Lübeck, das als wohlhabende Stadt am 6. November 1806 von den napoleonischen Truppen erstürmt, erobert und drei Tage lang entsetzlich ausgeplündert wurde. In den Folgejahren wurde es durch die von Napoléon verhängte Kontinentalsperre wirtschaftlich zu Grunde gerichtet.⁷⁶ Ein eindeutiger Beweis, dass Napoléon in Lübeck als Feind und nicht als Freund angesehen war, war die große Bereitwilligkeit, ein Soldatenkontingent für die Befreiungskriege zu stellen. Dies zahlte sich politisch aus, Preußen erkannte diese Leistung dadurch an, dass es den Status Lübecks als Freie Reichsstadt für die Zukunft garantierte.

Der alte Buddenbrook und seine Freunde teilen diesen antinapoleonischen Habitus der Stadtbevölkerung nicht, ganz im Gegenteil, sie rühmen sich geradezu damit, Napoléon von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben.⁷⁷ Hoffstede weiß sogar eine hübsche Anekdote mit dem Minenspiel Napoléons zum Besten zu geben, in der der Kaiser sich an seinen General wendet:

„N'est-ce pas, Rapp“, sagte er und griff eine Handvoll Gold vom Tische, „les Allemands aiment beaucoup ces petits Napoleons?“ – „Oui, Sire, plus que le Grand!“ antwortete Rapp... (B, S. 29).

Alles lacht, und Johann Buddenbrook sagt, überwältigt von der persönlichen Größe des Kaisers, die er in der Anekdote durchscheinen sieht: „Na ungescherzt, allen Respekt übrigens von seiner persönlichen Großheit... Was für eine Natur!“ (B, S. 29). Und Wunderlich verteidigt unrühmliche Taten Napoléons, zum Beispiel die Exekution von Gefangenen, als notwendige Beschlüsse. Aber dass Wunderlich die Taten Napoléons verteidigen muss, deutet schon darauf hin, dass es bei diesem Thema eine Gegensatzstruktur, also auch anders besetzte Positionen gibt. Die Homogenität von Publikum und Akteur, wie sie oben im Literarischen gegeben war, ist aufgehoben. Auf dem Diskursfeld *Politik* gibt es nur Akteure. Es greift ein Klassifizierungsprinzip, das sie in zwei Gruppen aufteilt, eine pro und eine gegen Napoléon. Als Akteur einer Gegenposition tritt Jean auf, der den Kaiser als „Unmenschen“ bezeichnet. Er habe als christlicher Mann, als Mensch von religiösem Empfinden, keinen Raum im Herzen für ein solches pro-napoleonisches Gefühl. (Vgl. B, S. 29). Das Kampfgebaren des Vaters und Wunderlichs besteht darin, dass sie sich ansehen, als lächeln sie sich ganz leise zu.

⁷⁵ Die Jubelfeiern zur 25jährigen Befreiung von französischer Besetzung sind ein Beweis für den antifranzösischen, deutsch-nationalen Geist im Deutschen Bund. Dieser Geist herrscht auch in Lübeck. 400 Feldzugsteilnehmer gegen Napoléon, u.a. aus Hamburg, Bremen, Mecklenburg Hannover feierten dieses Jubiläum in der Freien Reichsstadt. Später gab es mit gleicher Gesinnungs-Atmosphäre überall Sängereisen und in Lübeck zusätzlich, auch in gleicher Atmosphäre, 1847 eine Germanistenversammlung, u.a. mit der Teilnahme von fünf der *Göttinger Sieben*. Vgl. Lindtke: Die Stadt der Buddenbrooks, S. 24.

⁷⁶ Kretschmar: Geschichte Lübecks in der Neuzeit, S. 94ff.

⁷⁷ Bewunderung des politischen Feindes ist nicht so außergewöhnlich. Ein Beispiel der Geschichte: Die Vorliebe Friedrich I. von Hohenzollern für den französischen „Sonnenkönig“ ging so weit, dass er sich sogar dessen Perücke maßstabgetreu nachbauen ließ. Vgl. Markus Schwering: 300 Jahre preußisches Königstum. Der Griff nach der Krone. Mit Friedrich I. begann der Aufstieg des Landes zur europäischen Großmacht. In: Kölner Stadtanzeiger Nr. 13 vom 16. Januar 2001, S. 8.

„Ja, ja“, schmunzelte Johann Buddenbrook, „aber die kleinen Napoléons waren nicht übel, was? Mein Sohn schwärmt mehr für Louis Philipp“, fügte er hinzu. (B, S. 30).
Der dritte Kämpfer gegen die Position Jeans greift wie folgt ein:

„Schwärmt?“ wiederholte Jean Jacques Hoffstede ein bißchen mokant.... „Eine kuriose Zusammenstellung! Philipp Egalité und schwärmen...“ (B, S. 30).

Mehr Engagement im Kampf der drei gegen den einen braucht es hier nicht, die drei Gleichpositionierten sind stärker und wissen es. Die herablassende Gutmütigkeit, mit der der Vater über den Kopf des Sohnes zu Wunderlich spricht, sagt genug. Für Jean ist der Kampf ungleich schwerer. Seine Reaktion ist dementsprechend. Er spricht ernst und eifrig, als er für den „französischen Konstitutionalismus zu den neuen praktischen Idealen und Interessen der Zeit...“ (B, S. 30) einsteht. Von Seiten der schon kampfmüden pro-napoleonischen Partei wird nur weitergekämpft, weil Hoffstede mit dem von ihm negativ besetzten „Egalité“ ein neues Thema eröffnet hat. Johann Buddenbrook nimmt den Begriff auf, sieht diese „Egalité“ als Eingriff in die alte Bildungspolitik, die sich in seinen Augen bewährt hat. Mit Verdruss stellt er fest:

„Da schießen nun die gewerblichen Anstalten und die technischen Anstalten und die Handelsschulen aus der Erde, und das Gymnasium und die klassische Bildung sind plötzlich Bêtisen, und alle Welt denkt an nichts als Bergwerke... und Industrie... und Geldverdienen“. (B, S. 31).

Deutlicher kann der das Alte als das Bessere beschwörende konservative Habitus des alten Buddenbrook gar nicht zum Ausdruck kommen. Die Begleiterscheinung der Wirtschaftsentwicklung, dass auch das Bildungswesen, insbesondere das berufsbezogene, ausgebaut wurde und immer mehr Bevölkerungsgruppen offen stand, sieht er nicht positiv. Was hätte er auch davon, wenn durch mehr Ausbildung mehr Betriebe entstünden, auch in der Handelsbranche, vielleicht sogar im Getreidehandel? Es würde bedeuten, dass sein Betrieb durch die Vielzahl der Betriebe an Bedeutung verlöre, ganz zu schweigen von der Konkurrenz, die sie darstellten. Der entscheidende Nachteil für Johann Buddenbrook aber wäre, dass seine Getreidefirma als eine unter anderen nicht mehr geeignet wäre, ihn als Inhaber einer Firma aus der Bevölkerungsmasse deutlich herauszuheben. Seine Firma taugte nicht mehr als sein Mittel zur Distinktion. Seine Sichtweise ist übrigens die gleiche, wie sie sich im Bildungsbürgertum der Gründerzeit herausbildete. Die Bildung der Volksmassen wollten sie nicht, da der eigene Bildungsstatus entwertet werden würde.⁷⁸

Diese zu befürchtende Einbuße eines wichtigen Mittels zur Distinktion ist einer der Gründe für Johann Buddenbrooks Gegenpartei zum Liberalismus des Sohnes, ein zweiter ist der, dass er als Senior der Familie ein Kapital an Anerkennung, an symbolischem Kapital besitzt, das er hier angekratzt sieht. Mit den Anfängen der revolutionären industriellen Entwicklung gab es auch Anfänge eines Auflehns der jüngeren Generation gegen die ältere, die in ihrem Traditionen-Habitus nichts ändern wollte. Es entstand ein soziales Feld, auf dem sich Antagonisten und Protagonisten gegenüberstehen. Im Roman sind diese Positionen vertreten durch Vater und Sohn Buddenbrook. Der Vater aber weiß um die ungleichen

⁷⁸ Vgl. S. 113 dieser Arbeit.

Kampfstärken, und dass es unnötig ist, größere Waffen einzusetzen. Er wartet mit einem ironisch-friedlichen Habitus auf, um das Spiel überhaupt lebendig zu halten. Er braucht nur aus dem sicheren Stand der Defensive heraus zu kämpfen, kann sich in Bezug auf Jeans Schwärzerei für Louis Philipp locker ein Zugeständnis erlauben: „Ich weiß nicht, warum es mir ein Affront ist... ich habe nichts gesagt, Jean... die Juli-Monarchie ist eine gute Sache...“ (B, S. 30).

Zum Konservatismus des Monsieur Johann Buddenbrook passt auch, dass er neben den preußischen Königen, diesen voran Friedrich II. (Johann spielt die Flöte [wenn auch andere Stücke als Friedrich II., die Epoche des Barock ist inzwischen wirklich in weite Ferne gerückt] wie jener sie gespielt hatte), auch dem kampflustigen, säbelrasselnden Napoléon Bonaparte ein ehrenwertes Andenken bewahrt.

Konservativ war bei Adel und Bürgertum sowohl die Hochschätzung des Militärs und seiner heroischen Führer – standen sie nun auf der eigenen oder auf der Feindesseite –, als auch der Hang zum Französischen. Französisch war eine internationale Sprache, für Friedrich II. war es die Gesellschaftssprache, im Zarenreich Russland war (und blieb es noch) die Sprache der hohen Gesellschaft, der feinen Leute.⁷⁹ Der Effekt, dass es zur Zeit der Besetzung durch Napoléon Bonaparte die Sprache der Sieger war, wirkt nach; man war wer (stand im Abglanz der Sieger), wenn man deren Sprache, das Französische beherrschte. Selbst im einfachen Volk galt es etwas, seine Sprache hier und dort mit französischen Ausdrücken aufpolieren zu können, „Trottoir“, „Chaiselongue“ oder „Paraply“, wie ich in eigener Verwandtschaft heute noch den Regenschirm nennen höre, sollen hier nur Vertreter eines Fundus an Vokabeln sein, von denen sich nicht wenige dauerhaft gehalten haben, manche registriert man gar nicht mehr als Fremdwörter, z.B. „Toilette“ oder „Etui“. Herbert Stahl stellt den Sprachgebrauch der heutigen Zeit mit den vielen Anglizismen dem Sprachgebrauch der Nach-Napoléon-Zeit gegenüber, der sich über das letzte Jahrhundert hinweg hielt:

In den Jahren danach, als Napoléon schon lange besiegt war und unsere Vorvordern in der Schule noch lernten, dass die Franzosen unsere Erbfeinde seien, galt deren Sprache als „chic“. Selbst die einfachsten Leute bezeichneten ihre Kanonenöfen als „Fenöß“, was von fournaise abgeleitet war und feuriger Ofen heißt. Französisch war die Diplomaten- und hat unsere Sprache wesentlich stärker durchdrungen, als es heute durch Englisch oder besser Amerikanisch geschieht. Ich jedenfalls lege mich abends noch immer unter das warme „Plümme“ und keineswegs unter das Federbett.⁸⁰

Das neben dem französischen Sprachgebrauch später in den Gründerjahren auch der englische als ebenso vornehm galt⁸¹, lässt Stahl unerwähnt. Es ist wohl nicht sein Thema. Für die Biedermeierzeit galt das Französische, unangefochten von jeder anderen Sprache, als schick. Der feine Unterschied zwischen Unter- und Oberschichten, speziell der Generation, die im Roman durch Johann Buddenbrook vertreten ist, war der, dass die einen ihre Sprache mit Französisch würzten, weil es im Trend lag wie heute die Anglizismen, oder sich diese Sprache ohne tieferes Verständnis für sie eingepaukt hatten.⁸² Die anderen beherrschten und ver-

⁷⁹ Vgl. auch S. 21 dieser Arbeit.

⁸⁰ Stahl, Herbert: Anglizismen. Ausschau halten nach dem Vjupeunt. In: Kölner Stadtanzeiger Nr. 6 vom 8. Januar 2001, S. 11.

⁸¹ Vgl. S. 106 dieser Arbeit.

⁸² Vgl. Stahl, Herbert: Anglizismen. Ausschau halten nach dem Vjupeunt. In: Kölner Stadtanzeiger Nr. 6 vom 8. Januar 2001, S. 11.

standen diese Sprache, benutzten sie als ihre schicke Sonntagssprache gegenüber der Alltagssprache.

Zu diesem letztgenannten Sprachgebrauch, den auch Johann Buddenbrook pflegt, kommt bei ihm hinzu, dass er die französische Sprache inkorporiert hat, sie gehört zu ihm, er benutzt sie, automatisch, wie man die Hände benutzt, um das Essbesteck zu halten. Was wäre auch der alte Buddenbrook, wenn er nur diese Sprache „Krischan, freet mi nich tau veel“ (B, S. 32) besäße, und nicht das Pendant „Excusez, mon cher! ... Mais c'est une folie!“ (B, S. 14). Beides zusammen gehört zur Persönlichkeit des Monsieur Buddenbrook.

Mit Antoinette Duchamps, seiner zweiten Frau, holte er sich die Französische Kultur lebhaftig ins Haus. Antoinette Duchamps, die halbromanische, heiratete im Sinne damaliger berechnender Familienpolitik den wohlhabenden preußischen Heereslieferanten in Getreide Johann Buddenbrook, und die Buddenbrook'sche Seite, abgesehen von dem stattlichen Kapitalzufluss, den die Familie durch Antoinettes Erbteil erfahren hatte, bekam einen positiven Impuls durch diese Antoinette Duchamps, aus der Erzählerrede (vgl. B, S. 10) geht es hervor. Sie hatte allein durch ihre schweizerisch-französische Nationalität und trotz ihres streng konservativen Habitus' die Familie Buddenbrook um Weltläufigkeit bereichert. Zu vergleichen ist dies mit den Adelsfamilien, die durch ihre Heiratspolitik über ihr angestammtes Land hinaus in anderen Ländern Europas Fuß fassten, die andere Kulturen kennenlernten und neben der eigenen annahmen. Die Familie Buddenbrook wusste, dass sie an Ansehen in ihrem gesellschaftlichen Umfeld hinzugewinnt, wenn sie in ein Land „einheiratet“, dem eine feinere, höhere Kultur als der eigenen zugesprochen ist. Zum Zeitpunkt der Vermählung Johannis und Antoinettes standen die napoleonischen Kriege noch aus, die dem Land Ansehen kosteten, politisches Ansehen. Aber für Johann Buddenbrook und seine Generation änderte sich ja sowieso nichts an der Einstellung zu Frankreich, wie wir auch schon gesehen haben.⁸³ und gleich noch sehen werden. Dabei war dieses Land, in das die Buddenbrooks „eingehiratet“ hatten, nur das Land der Ahnen Antoinettes, sie selbst war in Hamburg geboren und aufgewachsen. Es war ein weiterer Gewinn, denn Hamburg, die kontinuierlich groß und reich gewordene Schwesterstadt, was die gemeinsame Hanse-Vergangenheit anging, galt viel in der kleineren Stadt Lübeck, die diesen Aufstieg früher, mit dem Aufstieg und der Blütezeit der Hanse erlebt hatte, und nach dem langsamen Untergang der Hanse nicht mehr wesentlich expandiert war, bis sie sich fast nur noch gehalten hatte.⁸⁴ Hamburg versus Lübeck – es war die große Kategorie des ökonomischen Denkens jener Zeit gegenüber der kleineren Kategorie, in der sich ein stagnierender oder abbauender Erwerbsbetrieb einem erweiterten, aufstrebenden Betrieb gegenüber sah. In der fortgeschrittenen Romanhandlung ist dieser Fall wieder gegeben durch die Konstellation Hagenström versus Buddenbrook.

Antoinette Duchamps wird schon allein als Hamburgerin etwas bei der Familie Buddenbrook gegolten haben, und da sie auch noch aus einer wohlhabenden Familie stammte, wird es doppelt gezählt haben. Hamburg hat seinen angesehenen Status bis in unsere Gegenwart hinein nicht verloren. Neben dem Großstadtbonus verfügt es über einen Stadtteil

⁸³ Vgl. S. 29 dieser Arbeit.

⁸⁴ Im Jahre 1835 zählt der Stadtstaat Lübeck 40.000 Einwohner. Davon entfallen auf die Innenstadt 24.000, auf das Umland 16.000. Die Bevölkerungsentwicklung stockt nach wie vor. In den darauffolgenden 30 Jahren nimmt sie nur um 2.500 Einwohner zu, während sich im gleichen Zeitraum die Einwohnerschaft von Hamburg verdoppelt, die von Bremen mehr als verdoppelt. Vgl. Lidtke, S. 10f.

(Blankenese), der in Deutschland die höchste Anzahl an Millionären unter den Einwohnern zu verzeichnen hat. Der Reichtum der Bürger brachte (und bringt) Glanz für die Stadt, an dem man auch teilhaben möchte, wenn man in einer anderen Stadt lebt, die weniger Glanz hat. Im Roman ist es Thomas Buddenbrook, der sich Hamburgs Glanz in Form von Kleidung aus feinstem Linnen, die er sich aus der reichen Stadt kommen lässt, nach Lübeck holt. Und es ist Bendix Grünlich, der auf Jean Buddenbrook schon allein deswegen Eindruck macht, weil ihm als jemandem mit Hamburger Wohnsitz der Glanz der reichen Stadt anhaftet.⁸⁵ Auch in *Frau Jenny Treibel* findet man diesen Hamburgbonus wieder. Die alten Treibels sind stolz auf ihre hamburgische Schwiegertochter. Kommerzienrat Treibel stellt sie dem Leutnant Vogelsang wie folgt vor:

„Lieber Vogelsang, erlauben Sie mir, daß ich Sie mit den Herrschaften bekannt mache; meinen Sohn Otto kennen Sie, aber nicht seine Frau, meine liebe Schwiegertochter – Hamburgerin, wie Sie leicht erkennen werden...“ (JT, S. 20).

Der Stolz auf das hamburgische Blut in der eigenen Familie ist auch bei den Buddenbrooks groß. Besonders stolz aber sind sie nach wie vor auf die halbromanische Abstammung Antoinettes. Die Geschichte Wunderlichs, die er immer wieder erzählt, weil sie hier im Hause so gern gehört wird, beweist es. Während der französischen Besatzung habe ein Offizier von Plünderungen im Buddenbrook'schen Haus abgelassen, als er von der halbfranzösischen Abstammung Madame Buddenbrooks gehört habe. Diese mit erlesenen Details ausgeschmückte Geschichte versetzt die Familie, vor allen Dingen Madame Buddenbrook selbst, in verschämten Stolz, als Wunderlich sie beim Dinner erneut erzählt. Sie, Madame Antoinette Buddenbrook, war von dem Sergeanten Seiner Majestät des Kaisers Napoléons, dem Philosophen Lenoir, als Landsmännin und damit als gleichwertig anerkannt. Die Anerkennung wirkt im Hause Buddenbrook bis auf den heutigen Tag fort.

Eine „Einheirat“ dieser Art, in der die Familie durch die höhere Kultur des Landes, aus dem das neue Familienmitglied stammt, einen Zuwachs an kulturellem und symbolischen Kapital erfährt, wiederholt sich später bei den Buddenbrooks, als Thomas sich für Gerda Arnoldsen entscheidet. Gerda stammt aus den Niederlanden. Die Niederlande waren angesehen als alte und aufstrebende Kolonialmacht, als wirtschaftlich und kulturell den deutschen Staaten mindestens ebenbürtiges Land, das sogar durch seine Stadtstaatentradition einen besonderen Sympathiebonus im Stadtstaat Lübeck genießen mochte, auf alle Fälle besaß es in dieser Tradition die ältere und längere Geschichte. Bei den traditionsbewussten Buddenbrooks wird dies den (unbewussten) Respekt vor einem solchen Land und vor allen Personen, Sachen und Begriffen, die aus ihm kommen, erhöht haben. Dass diese zweite „Einheirat“ den Anfang des Untergangs der Familie bedeutet, steht unter einem anderen Stern.

Antoinette Duchamps Einheirat bei Buddenbrooks aber war ein Fortschritt, ein Aufwind für die Familie, obwohl Johann Buddenbrook seine Frau ebenso wenig liebte wie sie ihn.⁸⁶ Beide waren sich der Situation voll bewusst und konnten sich deshalb auf sie einstellen.

⁸⁵ Vgl. S. 69 dieser Arbeit.

⁸⁶ Vgl. B, S. 72. Resümee des Johann Buddenbrook.

Liebe war durch Achtung und Respekt voreinander ersetzt. Es erweist sich ungefähr ein halbes Jahrhundert später bei diesem Paar, dass solche Werte ein vollwertiger Ersatz waren und noch so lange ein Ersatz sind, wie die Tretmühle der Pflichten sie gefangen hält auf diesem gemeinsamen Lebensfeld, also bis kurz vor dem Tod eines der Ehegatten. Zu den Positionen, die der soziale Raum ihnen zur Besetzung bereitstellte und die sie besetzten, benötigten sie keine Gefühle, hatten weder Lust noch Zeit, darüber nachzudenken, ob ihnen etwas fehle. Ihre Welt war das Leben mit der Etikette, die Vergrößerung ihres Geschäfts im Ansehen und durch Kapitalvermehrung, und schließlich, dem Geschäft den Nachfolger zu sichern.

Diesem auf doppelten Erfolg ausgerichteten Habitus der Eltern steht Gotthold, der Sohn aus Johann Buddenbrooks erster Ehe, feindlich entgegen. Er heiratete ein in ein einfaches Ladengeschäft. Das Ansehen der Familie gewann durch diese Verbindung nicht hinzu, sondern es nahm durch den niedrigeren gesellschaftlichen Status Frau Stüwings ab. Gottholds Familie wird nie anerkannt, er selbst gilt seither als „schwarzes Schaf“ der Familie, obwohl Gotthold ein Kind der Liebe ist; der alte Buddenbrook hat seine erste Frau wirklich geliebt. Später, in den Zeiten Jeans als Familienoberhaupt, der liberaler ist als sein Vater, wird Gotthold zumindest geduldet.

Antoinette, die Dame von Welt, sitzt auch im Alter noch auf den gleichen Positionen wie in den frühen Zeiten ihrer Ehe, sicher und fest, so fest, dass sie es sich leisten kann, ihre Bescheidenheit durch schlichte Kleidung zum Ausdruck zu bringen. Alltags trägt sie gestreifte Hauskleider und Hauben, die sich von denen des weiblichen Personals kaum unterscheiden. An dem Tag, als Buddenbrooks sich zum Empfang ihrer Gäste bereithalten, sitzt sie ruhig da, hält lässig „einen kleinen, sammetnen Pompadour auf dem Schoße“ (B, S. 10), als einziges Accessoires, mit Schmuck zu glänzen, hat sie nicht nötig. Dadurch unterscheidet sie sich hier und jetzt von ihrer Schwiegertochter Elisabeth, und besonders krass von der Figur aus der anderen Zeit, Jenny Treibel. Jenny zeichnet sich beim Dinner in ihrem Haus zwar auch ihre sichere Ruhe aus, denn sie weiß alles durch ihr gutes Personal wohlarrangiert, aber sie präsentiert sich im vollen Glanz, trägt ein spitzenbesetztes Brokatkleid und Brilliantohrringe.

So souverän Antoinette auch scheinen mag, eine selbstständige Person ist sie nicht, so wie alle andern Frauen des 19. Jahrhundert es auch nicht gewesen waren. Es fällt bei Antoinette nicht weiter auf, wie ihre weiblichen Zeitgenossen sich angepasst hatten, hat auch sie sich angepasst, d.h. ihrem Männern untergeordnet. Es gab, quer durch alle Gesellschaftsklassen, keine Alternative zu dem untergeordneten Stand als Ehefrau. Hätte eine Frau aufgebeht oder wäre aus ihrer Ehe ausgebrochen, hätte sie riskiert, dass man sie mit öffentlicher Gewalt zurückgeholt und gezwungen hätte, ihre Pflichten zu erfüllen. Selbst der für das damalige Verständnis freiheitliche Code civil, der während der französischen Besatzung und noch danach im deutschen Bund galt und der als Vorlage für die neuen Zivilgesetze herangezogen wurde, hatte für die Frauen nichts aufzuweisen. Der Code civil legte

die absolute Überlegenheit des Mannes in der Ehe und des Vaters in der Familie fest, während er die Frau und Mutter juristisch handlungsunfähig hielt. Die Frau war nach der Verheiratung kein verantwortliches Individuum mehr; als ledige Frau oder Witwe verfügte sie über mehr Rechte. Artikel 213 fixierte die juristische Handlungsunfähigkeit der Frau: „Der Ehegatte schuldet seiner

Frau Schutz, die Frau schuldet ihrem Mann Gehorsam.“ Frauen konnten nicht Vormund sein oder bei einem Familienrat mitbestimmen.“⁸⁷

Der Ehemann war Familienoberhaupt und die Autoritätsperson, die im öffentlichen und privaten Leben die Vorgaben machte, an der man sich zu orientieren hatte. Verstarb er, übernahm seine Position als Familienoberhaupt der älteste Sohn. Die Witwe hatte Verfügungsrecht über ihren Vermögensanteil, vorher hatte dieses Verfügungsrecht ihre Ehegatte.

Die Unmündigkeit als Frau scheint Antoinette nichts auszumachen, sie respektiert ihren Mann wie umgekehrt er sie. Er genießt ein hohes Ansehen in der Stadt und sie als seine Ehefrau ebenfalls, sie hat nichts zu erleiden. Die Orientierung und Angleichung an ihren Mann geht so weit, dass sie sogar das gleiche Lachen lacht wie er, und die gleichen Gesichtszüge angenommen hat. Ihr Epigonentum ist ihr nicht bewusst, es ist zeitgemäß und nichts Ungewöhnliches.

Und wie sehen die Positionen aus, die Johann eingenommen hat? Er hatte mit Antoinette eine Frau mit französisch-schweizerischen Vorfahren geheiratet, die mit den Eltern in Hamburg eingebürgert gewesen war. Aber immerhin eine Frau mit ausländischem Blut in den Adern, der Schnitt und die Farbe der Augen verraten es deutlich. Und Johann fuhr vierspännig durch die deutschen Lande, sogar bis hinunter nach Bayern, was für viele Norddeutsche schon Ausland war. Kann man durch die Wahl einer Ehefrau ausländischer Abstammung, durch das ständige auf Reisen gewesen sein darauf schließen, dass er eine Weltoffenheit erlangte, die ihm auch im Alter noch zu Eigen ist? Wenn ja, besitzt er damit einen Charakterzug, dem man in der Phase der Frühindustrialisierung einen hohen Stellenwert beimaß. Nicht zuletzt der Ausbau der Verkehrswege, der über den Deutschen Bund hinaus eingesetzt hatte, ermöglichte einen sich langsam erweiternden Außenhandel und das Kennenlernen anderer Mentalitäten. Dies bedeutete, Anstöße zu erhalten, um die eigenen Grenzen im Kopf zu lockern, die gesetzt wurden durch traditionale Einstellungen nach dem Motto: „Schuster bleib bei deinen Leisten“. Schließlich hatte es auch die Landreformen des Freiherrn vom Stein und andere Reformen gegeben, zum Beispiel Erleichterungen bei dem Erlangen von Konzessionen für Gewerbebetriebe⁸⁸, die einen Wind entstehen ließen, der mit liberalem Zug durch die Gebiete des Deutschen Bundes zog und die Bevölkerung streifte. Ob er auch Johann Buddenbrook streifte, weiß ich nicht. Und wenn doch, scheint es nicht viel genützt zu haben. Johann Buddenbrook lebt nach wie vor nach alten deutschen Wertvorstellungen und nach strengen Gesichtspunkten der Klassengesellschaft. In seinem traditionellen Habitus kann er sich selbst im Alter, dem man generell etwas Gelassenheit zuspricht, nicht dazu überwinden, zumindest innerhalb der Familie Klassenressentiments aufzugeben! Klothilde, die im Hause lebende Tochter eines armen Neffen, sieht er, der wohlhabende erfolgreiche Geschäftsmann, nicht als gleichwertiges Familienmitglied, er hat sie aufgenommen, „weil sie gleichaltrig mit Antonie und ein williges Geschöpf war“. (B, S. 19). Demut erwartet er von ihr, die einfache Kattunkleidchen trägt und Küchenarbeit verrichtet. Er achtet sogar darauf, dass diesbezüglich keine Änderungen ansetzen. Als Jean den Fleiß, den Klothilde an den Tag legt, auch bei seiner Tochter Tony einklagt, weist der Vater ihn zurecht.

⁸⁷ Michelle Perrot: Rollen und Charaktere, S. 172f.

⁸⁸ Vgl. S. 9f dieser Arbeit.

„Nein, nein“, sagte er, „Kopfhoch, Tony, courage! Eines schickt sich nicht für alle. Jeder nach seiner Art. Thilda ist brav, aber wir sind auch nicht zu verachten. Spreche ich *raisonable*, Betsy?“ (B, S. 15).

Die in die Familie aufgenommene Klothilde hat kein statusmäßiges kulturelles Herkunftskapital, kein von Kindheit an geschultes Gespür fürs jeweils Schickliche, keinen Vorschub und Vorsprung durch vorausgegangene Generationen, deren Muster realisierter Bildung, Kunst, Umgangsformen usf. von Anbeginn an und von Grund auf in unbewusster Weise den Erwerb der Grundelemente der legitimen Kultur ermöglichen. Mit dem Erwerb des legitimen kulturellen Kapitals erwirbt man gleichzeitig den *Anlage-Sinn*, d.h., ein Gespür dafür, die erworbene kulturelle Kompetenz als Investition zu sehen und die objektiven Chancen zur ihrer Verwertung zu nutzen.⁸⁹ Bei der herangewachsenen Klothilde mit dem Habitus der armen Verwandten müsste erst einmal das Interesse zum Erwerb des einen und des andern erweckt werden. Und es müsste jemand Interesse daran haben, dass sie die für das Haus Buddenbrook statusmäßige Erziehung erhält. Das würde bedeuten, dass es jemand auf sich nimmt, eine Gegenposition zu Johann Buddenbrook aufzubauen. Eine solche Person gibt es nicht. Allein diese Tatsache belegt, wie sehr das Fehlen des legitimen kulturellen Herkunftskapitals Klothildes zu Buche schlägt. Kulturelle Inkompetenz wird umso schärfer bestraft, auch durch völlige Gleichgültigkeit der nicht erzogenen Person gegenüber, je höher der Kompetenzgrad innerhalb eines bestimmten Bereichs (hier in der Familie) ist.⁹⁰ Und der ist, was die legitime kulturelle Kompetenz betrifft, sehr hoch bei den Buddenbrooks. Es gibt außer Klothilde keine in der Familie lebenden Abweichler, wie sie später durch Christian oder Weinschenk auftreten. Gotthold der Abtrünnige lebt außerhalb der Familie und von dieser ausgeschlossen. Auch Hanno, dem sensiblen Knaben, wird diese im Hause Buddenbrook gelebte legitime Kultur fehlen, zum Beispiel in der Strategie, Unkenntnisse als bewusste Missachtung des entsprechenden Gebietes zu verkaufen.⁹¹ Über solche Fähigkeiten zu verfügen, gehört zur Vertrautheit mit der Familienkultur, es gehört zum weiten Punkt: Gespür für die jeweils richtige Antwort.⁹² Als Hanno bei Tisch von seinem Vater nach allgemeinem Wissen über Lübeck abgefragt wird, bleibt Hanno stumm.

Mit Augen, die in Tränen schwammen, sah er auf seinen Teller nieder. [...] „Genug!“ rief der Senator zornig. „Schweig! Ich will gar nichts mehr hören!“ (B, S. 511).

Mitglieder der Familie Buddenbrook geben sich keine Blöße, weder nach außen noch nach innen. Wenn es aber eine Person geben würde, die sich der Erziehung Klothildes annehmen würde, so hätte sie es schwer, denn sie müsste an zwei Fronten kämpfen, einmal gegen den klassenbewussten, strengen Habitus des Familienoberhaupts, dem der Aufwand um Klothilde sowieso nutzlos erscheint. Die Feststellung des Kommerzienrats Treibel „wo nichts drin-

⁸⁹ Vgl. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 151.

⁹⁰ Vgl. ebd., S. 153.

⁹¹ Eine Strategie in diesem Sinne wäre es auch, durch oberflächliche, gewöhnliche Rede (heute *small talk*) Selbstvertrauen und sichere Haltung vorzuspielen. Diesen Punkt untermauernd soll Gustav Freytag zu Wort kommen. Er lässt Anton Wohlfahrt über die Adligen der Stadt sagen: „Was sie sagen, erscheint mir oft gewöhnlich, aber sie haben Selbstvertrauen und eine sichere Haltung, die sie auch dann nicht verlieren, wenn sie sich gehen lassen.“ *Soll und Haben*, S. 192.

⁹² Vgl. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 158 (Fußnote).

steckt, da kommt es auch nicht“ (JT, S. 127), die sich mir an dieser Stelle als Vergleich zur Einstellung Johanns aufdrückt, ist ja denn doch noch etwas anderes. Treibel urteilt nicht aus seinem Klassenbewusstsein heraus über niederere Personen wie Johann Buddenbrook, sondern über ein ihm gleichwertiges Familienmitglied, seinen Sohn Leopold. Treibels Urteil ist damit hochwertiger als Buddenbrooks, denn es ist von jedem Vorurteil frei.

Also, zum einen müsste jemand gegen solch ein Vorurteil aus Standesdünkel ankämpfen, um Klothilde zu helfen, zum anderen gegen Klothilde selbst, gegen ihren Demut-Habitus, in dem ihr jeder Sinn für die zu erwerbende kulturelle Kompetenz fehlt. Man müsste bei ihr die unerwünschten Lerneffekte wie „ich kann essen so viel ich will, keiner schimpft mich deswegen“, durch eine Dekulturation korrigieren und ihr die richtige Kultur aufzwingen. So etwas wäre eine Art Abrichtung.⁹³ Johann Buddenbrook hält das Gastkind nicht einmal einer unmerklich korrigierenden Erziehung für nötig. Brachten generell in dieser Zeit die zur Familie gehörigen Frauen keinen materiellen Nutzen ein und hatten deswegen keinen Preis (Tabu der Berechnung und des Kredits), waren sie Objekte des Gefühls, Objekte nach ganz persönlichen Wertmaßstäben⁹⁴, so ist Klothilde für Johann Buddenbrook nicht einmal dies, sie hat weder persönlichen noch geschäftlichen Wert für ihn. Der Maßregelung beim Dinner an Christian: „Krischan, freet mi nich tau veel“ fügt Johann Buddenbrook an, „Thilda, der schadt es nichts... packt ein wie söben Drescher, die Dirn...“ (B, S. 32). Sie soll doch, so steht es zwischen den Worten, in sich hineinstopfen, so viel sie will. Sie kann es, in erster Linie auf Grund ihrer Zugehörigkeit zu einer innerfamiliären Unterschicht, die die im Hause Buddenbrook übliche (Ess)kultur nicht benötigt. Erst in zweiter Linie ihrer Dürre wegen. Und in welcher Manier sie Fleisch, Fisch und Beilagen isst, kurzsichtig über den Teller gebeugt und in großen Happen, scheint ebenfalls keinen zu interessieren. Dabei geziemt es sich für die Frauen, den Fisch im Vordermund mit der Zungenspitze zu essen, und generell ohne Appetit und mit leicht verkniffenen Lippen und von Häppchen zu Häppchen, vorzüglich kleine delikate Dinge wie ausgesuchtes Obst, denn ihnen fehlt der Geschmack für die fleischhaltige Männerkost.⁹⁵ Klothilde fehlt nicht nur die legitime Esskultur, sie verstößt sogar gröblich gegen diese Kultur. Dass sie mit ihrer Art und Weise, Speisen zu sich zu nehmen, ein Verhalten zeigt, das den Männern vorbehalten ist, stört niemanden, weil Klothilde für niemanden richtig zählt. Wenn uns der Erzähler mitteilt, Klothilde sei im Hause Buddenbrook erzogen worden (vgl. B, S. 15), so enttarnt es sich spätestens an dem Punkt, der ihr Essverhalten schildert, als Phrase in der Erzählerrede.

Zu einer Anwartschaft auf einen höheren Platz in der Familie gibt es von Seiten Klothildes keine Anzeigen, d.h. keine Zeichen des Interesses, schon gar nicht des Kampfes.

Eine der notwendigen Voraussetzungen für das direkte und persönliche Engagement innerhalb eines spezifischen Feldes, für die Teilnahme an den dortigen Auseinandersetzungen, besteht darin, daß man sich für genau dieses Feld und die dortigen Einsätze ‘interessiert’, daß man also eine affektive und motivationale Bindung an dieses spezifische Feld und damit einen Glauben an den Wert des dortigen Spiels entwickelt.⁹⁶

⁹³ Vgl. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 129.

⁹⁴ Bourdieu setzt den Frauen, die keinen Preis haben, Prostituierte gegenüber, die ihren Preis haben. Vgl. *Praktische Vernunft*, S. 176.

⁹⁵ Vgl. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 308f.

⁹⁶ Schwingel: Bourdieu zur Einführung, S. 93.

Die Familie könnte ihrerseits die Unterschiede zwischen ihr und dem Gastkind lindern, z.B. indem sie keine Unterwürfigkeit und keine Küchenarbeit einfordert. Um so etwas dauerhaft zu erreichen, könnte Johann Buddenbrook sein symbolisches Kapital (Autorität als Oberhaupt der Familie) zur entsprechenden Beeinflussung der anderen Familienangehörigen einsetzen. Falls es überhaupt nötig wäre, denn der Ausschluss Klothildes, oder treffender gesagt, ihre Nichtaufnahme als gleichwertiges Familienmitglied war ja eine Sache, die in seinen Verantwortungsbereich als Familienoberhaupt gehörte. Er könnte noch jetzt seine Position gegenüber Klothilde verändern, ohne jeden Affront, ja sogar ohne ein Aufmerken darüber innerhalb oder außerhalb (wenn zum Beispiel durch Tratsch der Bediensteten etwas nach außen dringt) der Familie. Man kann im sozialen Raum die Distributionstruktur, die von den Kapitalsorten festgelegt ist, ändern oder erhalten, kann seine Vorstellungen von diesem Raum und den Positionen, die er in den Kämpfen um dessen Erhalt oder Veränderung besetzt, selbst bestimmen.⁹⁷

Aber der alte Buddenbrook rüttelt nicht an der einmal festgelegten Struktur. Aus Überzeugung. Die Anerkennung, durchweg von allen Bevölkerungsschichten der Stadt, in Christenpflicht und Mildtätigkeit eine arme Verwandte aufgenommen zu haben, ist ihm sowieso sicher. Zieht man diesen Gesichtspunkt heran, so hat Klothilde, entgegen der in diesem Kapitel schon genannten Position des nutzlosen Objekts, doch einen Nutzen für Johann Buddenbrook: Sie erhöht allein durch ihre Existenz das symbolische Kapital, mit dem er in der Stadt Furore macht. Ganz abgesehen von dem positiven Nebeneffekt, dass er mit ihr seine im Hause lebende Familie vergrößert. Und Familie hat im *Biedermeier*, um es in dieser Arbeit ein weiteres Mal zu erwähnen, einen besonders hohen Stellenwert. Familie, je größer sie ist, desto besser, ist eine Stätte der Akkumulation, der Reproduktion und des Erhalts der verschiedenen Kapitalsorten. „Große haben große Familien“⁹⁸ (Familie im engeren wie im weiteren Sinn). Es hat die gleich große Außenwirkung wie der stattliche Personalstand der Firma, die man besitzt. Aber nicht nur die Anzahl der Familienmitglieder, auch die Anzahl an Personal, die man für die Versorgung der Familie benötigt, spiegelt neben dem Reichtum der Familie auch die Höhe ihres sozialen und, besonders wichtig in diesem Zusammenhang, symbolischen Kapitals. Später kämpft Johann Buddenbrooks Schwiegertochter Elisabeth gegen ihren sparsamen Mann um die Anstellung eines Hausdieners, den sie gar nicht unbedingt benötigt, aber der das symbolische Kapital (Ansehen, Prestige) der Familie erhöhen soll.

Wie Johann Buddenbrook davon überzeugt ist, sich richtig zu verhalten, so ist es auch Antoinette Buddenbrook, was die Beziehung zu ihrem Mann betrifft. Dabei hätte sie noch nicht einmal Kampfmittel benötigt, um einen gleichberechtigteren Platz an der Seite ihres Mannes einzunehmen. Sie hält eine Veränderung nicht für nötig.

Auch Klothilde hätte eine gute Chance auf einen höheren Stellenwert in der Familie, würde sie nur die Anwartschaft darauf anmelden. Die richtige Art und der richtige Einsatz der Kampfmittel hätte den Erfolg ausgemacht. Aber sie lässt es. Nicht, weil sie spürt, dass die Kämpfernatur ihr fehle, nein, sie lässt es aus ihrem ihr unbewussten, konservativen Habitus heraus, dass man devot sein müsse, wenn man am fremden Tisch (am verwandtschaftlichen,

⁹⁷ Vgl. Bourdieu: Praktische Vernunft, S. 26.

⁹⁸ Vgl. ebd., S. 180.

nicht dem Tisch der engeren Familie) isst. Dieses Denkmuster teilt sie mit dem Onkel. Bei ihr ist diese Einstellung das vom armen Elternhaus mitgebrachte kulturelle Kapital, aber es ist nicht das Kapital, mit dem sie sich bei den Buddenbrooks als Trägerin des dort gültigen kulturellen Kapitals ausweisen kann. Die Einstellung, unterwürfig sein zu müssen, wenn man arm ist, kann einen Standpunkt innerhalb dieser legitimen Kultur ausmachen, und in vielen bourgeois Familien der Stadt wird dieser Standpunkt vertreten sein. Beweis dafür ist, dass niemand in der Stadt es Johann Buddenbrook ankreidet, dass Klothilde in der Familie als nachrangig gilt. Und verheimlichen kann man so etwas auch nicht. Als Träger der legitimen Familienkultur kann man aber diese Position, unterwürfig sein zu müssen, wenn man arm ist, nicht auf sich selbst beziehen. Wenn Klothilde und ihr Großonkel hier den gleichen Standpunkt vertreten, liegt der feine Unterschied darin, dass Klothilde es auf sich selbst beziehen kann, weil sie arm ist und damit nicht Träger der kulturellen Familienkultur, ihr Großonkel es aber nicht auf sich beziehen kann, weil er reich ist und damit Träger der legitimen Familienkultur. Der gleiche Fall liegt bei der Senatorenfamilie Langhals und ihrer armen Verwandten vor, die allgemein „Tante Lottchen“ genannt wird und in der bourgeois Gesellschaft, wie Klothilde, als nicht vollwertiges Mitglied zählt. Lottchen wird höchstens zu kleinen Kaffeetischen eingeladen. (Vgl. B, S. 168). Sie kann den Standpunkt „Wenn man arm ist, hat man unterwürfig zu sein“ auf sich selbst beziehen, die reichen Mitglieder der Familie Langhals nicht. Man sieht, die vollwertige Mitgliedschaft in einer reichen Familie – Familie ist hier zu verstehen im erweiterten Sinne, einschl. Verwandtschaft – bedeutet in Lübeck gleichzeitig, dass man Träger des legitimen kulturellen Herkunftskapitals der Familie ist. Lottchen trägt übrigens gewöhnlich einen „türkischen Umhang“, der eine andere Art Billig-Kleidung ist – sie trägt ihn in ihrem Blumenladen –, als die Kartunkleider Klothildes. Es gibt innerhalb der Verwandtschaft eine Abgrenzung, die sich auch auf die Kleidung erstreckt; die Seidenstoffe sind den Damen des reichen Zweigs vorbehalten. Zwangsläufig, denn die ändern können sie sich, da sie keine geldliche Unterstützung von ihren reichen Verwandten erhalten, ohnehin nicht leisten. Aber es würde sich für sie als arme Verwandte, selbst wenn sie (oder gerade weil sie) unterstützt würden, nicht schicken.

Drei Fälle, in denen bei anderer Mentalität ihrer Akteure ohne weiteres die Möglichkeit gegeben wäre, einmal besetzte Positionen zu ändern, sind in den letzten Abschnitten dieses Kapitels genannt. Für die drei, Johann, Antoinette und Klothilde, die es nicht tun, soll Bourdieu das Schlusswort des Kapitels sprechen:

Der soziale Raum ist eben doch die erste und die letzte Realität, denn noch die Vorstellungen, die die sozialen Akteure von ihm haben können, werden von ihm bestimmt.⁹⁹

III d. Konsul Jean Buddenbrook, der würdige Erbe

Als Jean Buddenbrook sechs Jahre nach der Einweihung des Hauses Mengstraße das Geschäft von seinem Vater übertragen bekommt, werden schnell die Positionen sichtbar, die er anders besetzt als der Vater. Jean ist ein Sparer. Er grenzt sich ab von dem bürgerlichen

⁹⁹ Bourdieu: Praktische Vernunft, S. 27.

Trend, seine Kaufkraft auszustellen wie ein Schaustück auf dem Präsentierteller. Geld auszugeben, für andere sichtbar zu investieren, gehört im Deutschen Bund zum Lebensstil der aufstrebenden Wirtschafts- und Industriegesellschaft. Das Sparen schreibt man dem Volk als typische Eigenschaft zu, unberücksichtigt dessen, dass es dort eine notwendige Maßnahme ist. Es wird als plebejische Tätigkeit angesehen. Diese Sichtweise der Gesellschaft findet man auch in *Soll und Haben* verarbeitet. Der Händler Ehrenthal meint gegenüber dem Baron Rothsattel, dass dieser wohl gut vorzusorgen wisse für seine Kinder.

„Ich erspare nichts, lieber Ehrenthal“, erwiderte der Baron nachlässig. ‘Was ersparen!’ rief der Händler mit Verachtung gegen eine so plebejische Tätigkeit, ‘was wollen Sie sparen?’¹⁰⁰

Auch in *Frau Jenny Treibel* wird suggeriert, dass das Sparen eine Sache des dienstbaren Volkes sei. Friedeberg erzählt im Kreis der *sieben Waisen Griechenlands* von einer Zeit, in der ein Schock Krefse einen Pfennig kostete.

„Ein Glück, daß das die Schmolke nicht hört“, warf Schmidt ein, „sonst würd’ ihr ihre gute Laune zum zweiten Mal verdorben. Als richtige Berlinerin ist sie nämlich für ewiges Sparen, und ich glaube nicht, daß sie die Tatsache ruhig verwinden würde, die Epoche von ‘ein Pfennig pro Schock’ so total versäumt zu haben.“ (JT, S.73).

Dass auch im wohlhabenden Bürgertum der Gründerzeit nicht gespart wurde, beweist auch der Lebensstil der Treibels. Sie stellen ihr ökonomisches Kapital (Villa [obwohl von den Besitzern als nicht mehr ganz zeitgemäß empfunden] mit parkartigem Garten bis zur Spree, Kleidung und Schmuck, Personal, Festmahle, Ausflüge, Landauer, usw.) aus wie die Buddenbrooks, Jean hier ausgenommen. Im Umkehrschluss kann man davon ausgehen, dass das Sparen auch in der Gründerzeit eine Eigenschaft war, die man dem Volk zurechnete. Auch das Bildungsbürgertum, das sein gutes Auskommen hatte, aber nicht reich war, machte sich keine Gedanken über haushaltliche Einsparungen, das überließ man auch für den eigenen Haushalt dem Personal. Wenn keine Hausfrau vorhanden war, hatte man meist eine Köchin. Bei Schmidt übernimmt das Sparen eben Frau Schmolke, zum Spott ihres Arbeitgebers, dem dieses Sparen zu Gute kommt.

Jean Buddenbrook aber wendet selbst diese Sparpraktiken an, hält selbst sein Geld zusammen. Es ist eine andere Situation als die des Willibald Schmidt und daher ein klassenunverträgliches Verhalten. Seine Gattin Elisabeth, die sich sonst in allem nach ihm richtet, verhält sich in diesem Punkt konträr zu ihm. Sie geht mit dem Trend der Zeit, weiß, dass die Anzahl des Personals in der Gesellschaft als sichtbarer Maßstab für die Vermögensverhältnisse des Hauses gelten.¹⁰¹ Sie möchte, entgegen den guten Argumenten Jeans¹⁰² einen Hausdiener engagieren, zudem einen, der von einer anderen, das Personal reduzierenden, also an gesellschaftlichem Status verlierenden Familie, den Möllendorfs, freigesetzt wird. Deren Diener zu übernehmen, bedeutete, die eigene Finanzkraft doppelt herausstreichen zu können, zum Ersten durch den Personalzuwachs an sich, zum Zweiten dadurch, dass man zum heimlichen Triumph seine starke Kaufkraft der geschwächten der anderen Familie entgegenstellen kann.

¹⁰⁰ Gustav Freytag: *Soll und Haben*, Bd. 1, S. 29.

¹⁰¹ Vgl. auch S. 16 dieser Arbeit. Das Spitzenpersonal (Hausdiener) Treibels.

¹⁰² Sie versteht sie allerdings nicht. Vgl. S. 68 dieser Arbeit.

Für all dies ist Elisabeth Buddenbrook anfällig, ihr Mann dagegen nicht. Sein Bestreben ist, das (nicht öffentlich sichtbare) Finanzpolster der Familie aufzufüllen. Er will nichts vertuschen, will nur, das Sein und Schein in Bezug auf ihn, seine Familie und Firma übereinstimmen. Dass das Vermögen der Buddenbrooks stagniert, quält ihn, obwohl ihn keine Schuld trifft. Er fühlt sich seinen Vorfahren und Nachfahren verpflichtet, was die Führung eines gesunden Geschäfts und die Wahrung und Vermehrung des Familienkapitals angeht. In diesem Bestreben geht er konform mit dem wirtschaftlich ausgerichteten Bürgertum jener Zeit, das seinen Sinn auf die Fortentwicklung gerichtet hatte. Auch sein Vater besaß in diesem Punkt den gleichen Habitus, er kaufte im Alter noch das repräsentative Haus in der Mengstraße, d.h., er legte das durch ihn vermehrte Kapital so an, wie es im Bürgertum üblich war. Thomas wird es ebenfalls so machen, wenn er großspurig in der *Fischergrube* baut. Ob allerdings der sparsame Jean an Stelle seines Vaters das Haus in der Mengstraße gekauft oder an Stelle des Sohnes in der *Fischergrube* gebaut hätte, bleibt mehr als fraglich. Jean ist als bescheidener Mensch ein Außenseiter seiner Gesellschaftsklasse, auch, wenn er sich wie sie die Vergrößerung seines Unternehmens zum Ziel setzt.

Der bescheidene Jean Buddenbrook ist auch versöhnlich. Seine Frau weiß es, und weiß diese seine Schwäche bei passender Gelegenheit auszunutzen.

Übrigens wurde nach ein paar Tagen, als der Konsul gutgelaunt aus dem Kontor zu Tische kam, dennoch der Beschluss gefaßt, Möllendorpfs Anton zu engagieren. (B, S. 81).

Elisabeth Buddenbrook gibt also nicht auf, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hat, damit unterscheidet sie sich von Jenny Treibel. Als es darum geht, den Speisesaal auszuschnücken, wird von Jenny gewünscht, dem namhaften Künstler Reinhold Begas den Auftrag zu erteilen. Treibel will, wie Johann Buddenbrook auch, seinen Geldbeutel nicht unnötig strapazieren und lässt den Saal von einem preiswerteren Fachmann, Professor Franz, in gelbem Stuck von schöner Einfachheit gestalten. Er verspricht Jenny, den Begas später zu verpflichten.

„Das ist für die Zeit, wo wir Generalkonsuls sein werden ...“ „Eine Zeit, die nie kommt“, hatte Jenny geantwortet. „Doch, doch Jenny; Teupitz-Zossen ist die erste Staffel dazu.“ (JT, S. 24).

Jenny hat sich, im Gegenteil zu Elisabeth Buddenbrook, nicht durchgesetzt, sie insistierte wohl nicht weiter. Vielleicht war es ihr die Sache nicht wert. Vielleicht fühlt sie den Zwist, den ihr einerseits ihr Hang zum Repräsentieren, andererseits ihr Hang zur Sparsamkeit in ihr auslöst. Sparsam ist sie in allem, was nicht ihre persönlichen Ausgaben zur Repräsentation betrifft. Jennys Sparsamkeit belegt ein Gespräch zwischen Sohn Otto und Schwiegertochter Helene. Otto möchte Helene klar machen, dass seine Mutter zusätzlich zu den Umständen, die ein Fest bereitet, auch ein finanzielles Opfer gebracht hat, als sie das Dinner zu Ehren Mr. Nelsons ausrichtete:

„Du weißt außerdem, daß sie sparsam ist, wenn es nicht ihre Person gilt.“
„Sparsam“, lachte Helene.
„Nenn es Geiz, mir gleich.“ (JT, S. 100).

Sollte dieser plebejische Zug Jennys ein Erbe ihrer niederen Herkunft sein? Krämersleute standen ja im Grenzland zwischen Unterschicht und Kleinbürgertum.¹⁰³ Jedenfalls in Großstädten wie Berlin, wie sich in diesem Kapitel noch zeigen wird. Aber sie kann ihre Sparsamkeit auch ihrem Mann abgeschaut haben. Das Bürgertum war sicherlich zu keiner Zeit ausschließlich eines, das sein Geld durch Ausgaben zur Schau stellte, und die Unterschicht war sicherlich nicht ausschließlich sparsam, wenn sie es sich leisten konnte, einen Groschen mehr auszugeben. Es werden ja immer nur die Richtungen angezeigt.

Der Schlagabtausch zwischen Jenny und ihrem Mann zeigt aber neben dem Inhaltlichen etwas anderes. Zwischen Treibels herrscht ein oberflächlicherer Ton als zwischen den Buddenbrooks, die gefühlsbetonter miteinander reden. „Jean, wenn du mich lieb hast...“ (JT, S. 182), „Liebste, ich bitte dich...“ (ebd., S. 182). Sie gehen aber in ihrer Einfühlsamkeit die anstehenden Themen nicht offen an. Über Christian, das Sorgenkind, wird nur im fürsorglichen Sinne geredet, seine unkaufmännische Natur, seine fantasiegeleitete, weltfremde Vorstellung vom Leben, seine Unfähigkeit, für sich selbst zu sorgen usw., wird zwischen den Eheleuten vorsichtig angesprochen, aber niemals schonungslos ausdiskutiert. Man will sich gegenseitig nicht belasten. Das alles ist die Folge ihres gefühlsbetonten Umgangs miteinander, in dem die gegenseitige Rücksichtnahme ein oberes Gebot ist. Anders bei den Treibels. Dort macht Jenny sich einmal über die politischen Gänge Treibels lustig, ein anderes Mal sagt sie ehrlich zu ihrem Mann: „Mit Otto ist nicht viel, und mit Leopold ist gar nichts“ (JT, S. 157). Wieder ein anderes Mal sind sie sich einig, dass Leopold eine „Suse“ (JT, S. 94) sei und beide Söhne eine „Milchsuppenschaft“ hätten. Eine solche saloppe Offenheit wäre bei Jean und Bethsy Buddenbrook nur mit Mühe vorstellbar.

Die in ihrem eingeschränkten Bewusstsein sentimentale Jenny ist im klaren Bewusstsein locker und gewandt, hat Durchblick, manchmal mit einer Spur von Witz, wie es die Art ist bei der phrasenhaften, mit Modewörtern gespickten Konversation des Großbürgertums „Mit uns, lieber Professor, bleibt es beim alten, unentwegt.“ (JT, S. 12). Es ist nicht so, dass Jenny keine Taktik anwendet, wenn sie bei ihrem Mann etwas erreichen will. Ihre Taktik ist dann aber eine andere als die Elisabeths. Jenny hat es geschafft, in der Ehe gleichberechtigt zu sein und offen auszusprechen, was sie denkt. Ihre Selbstsicherheit zeigt sich in der lakonischen Antwort, wenn er in einer Sache etwas einzuwenden hat „Nichts von ‘aber’, Treibel“ (JT, S. 92), in der Bestimmtheit des Tons, die man heraushört, und im Ausdruck. Sie nennt ihren Mann nicht beim Vornamen, sondern „Treibel“. Er hingegen sagt „Jenny“ und ist vorsichtig, ihre Laune nicht zu verderben. Beim Frühstück schiebt er ihr eine Fußbank hin, um ihr zu huldigen. Jenny hat, was die Gleichberechtigung betrifft, innerhalb der Ehe mehr erreicht als Elisabeth, ihr Mann spricht mit ihr über das, was gerade ansteht, und benötigt ihre Meinung. Er steht keinesfalls unterm Pantoffel, er hört auf das, was sie sagt, um sich selbst eine Meinung zu bilden. Es kann eine andere sein als die Jennys. In der Diskussion um die Geschwister Munk ist dies der Fall. Jenny hat Vorbehalte gegen die vermeintliche Ansicht Helenes, Hildegard solle den Leopold heiraten, Leopold sei bloß passiv und habe zu gehorchen. Jenny lehnt sich gegen Helene als Herrscherin innerhalb der Großfamilie Treibel (Konkurrenz für Jenny) und gegen Helenes Arroganz als Hamburgerin auf.

¹⁰³ Vgl. S. 9 dieser Arbeit.

Treibel lehnte sich weiter zurück in den Stuhl und blies kunstvoll einen kleinen Ring in die Luft. „Ich glaube nicht, daß du recht hast. Aber wenn du recht hättest, was täte es? Otto lebt seit acht Jahren in einer glücklichen Ehe mit Helenen, was auch nur natürlich ist; ich kann mich nicht entsinnen, daß irgendwer aus meiner Bekanntschaft mit einer Hamburgerin in einer unglücklichen Ehe gelebt hätte. (JT, S. 93).¹⁰⁴

Ein anderes Mal, als es um die Verbindung zwischen Leopold und Corinna geht, widerspricht Treibel ihr erst, geht ärgerlich aus dem Zimmer und überlegt für sich: „Wenn sie am Ende doch recht hätte!“ (JT, S. 167). Man sieht den hohen Status, den Treibel seiner Frau zubilligt. Es lässt darauf schließen, dass sie diesen hohen Status auch bei andern Familienmitgliedern und bei Außenstehenden hat. Schwiegertochter Helene kämpft gegen sie, sagt ärgerlich zu ihrem Mann: „unsere Schiffe gingen schon nach Messina, als deine Mutter noch in dem Apfelsinenladen spielte, draus dein Vater sie hervorgeholt hat.“ (JT, S. 99). Helenes freche Rede ist als Zeichen zu werten, dass Jenny längst ein etabliertes Mitglied der bourgeoisen Gesellschaft ist. Man hat es nicht nötig, Jennys Herkunft zu tabuisieren. Wenn man es doch tut, dann nur, weil man weiß, dass Jenny sich bloßgestellt fühlte, wäre sie dabei oder erführe sie, dass man diesbezüglich von ihr gesprochen habe. Denn sie selbst tabuisiert ihre Herkunft – wenn ihr Bewusstsein nicht eingeschränkt ist, was ja in der Regel der Fall ist. Zum Betreff *eingeschränktes Bewusstsein* komme ich in diesem Kapitel noch. Die Herkunft bleibt Jennys wunder Punkt. Als Treibel ihr in der Auseinandersetzung um Corinna vorwirft, sie sei blind, überheblich und vergesslich, fühlt sie sich bloßgestellt.

„Jenny war ganz blaß geworden und zitterte, weil sie wohl wußte, worauf das „blind und vergesslich“ abzielte. (JT, S. 165).

Jenny tabuisiert ihre Herkunft¹⁰⁵, obwohl sie diese Tabuisierung nicht mehr nötig hat und auch weiß, wie sehr sie etabliert ist. Sie ist eine Frau, die immer vernünftig dachte (zum eigenen Nutzen) und immer schon wusste, was nötig war, um den jetzigen Stellenwert ihrer Person zu erreichen. Sie hat gelernt, eine bildhafte Sprache anzuwenden, und gelernt, dass man mit einer solchen Sprache, wenn man dazu den richtigen Ton und bei der Zielperson den richtigen Nerv trifft, sehr viel erreichen kann. Es ist eine der vielen Spielregeln, die sie schnell begriff. Um Treibel von seiner Fürsprache für Corinna abzubringen, versucht sie den aufstrebenden Bourgeois Treibel zu treffen, der sein Vermögen vergrößern möchte wie sie:

„Und du bist nicht empört über diese Person? [...] Über diese Person, die deiner und meiner Freundlichkeit sich absolut unwert macht, und nun ihre Bettlade – denn um viel was anderes wird es sich nicht handeln –, in das Treibelsche Haus tragen will.“ (JT, S. 165).

Die Dreistigkeit Jennys, denn schließlich wird sie auch nicht viel mehr in die Ehe eingebracht haben als eine Bettlade, fehlt Elisabeth Buddenbrook völlig. Elisabeth benimmt sich im moralischen Sinne immer korrekt, nie überheblich, auch nicht in dem, was sie sagt und wie sie es sagt. Die Oberflächlichkeit Jennys – im Grunde genommen geht ihr ja nichts nah – würde Elisabeth als einen schwer wiegenden Charakterfehler ansehen. Bei der durch morali-

¹⁰⁴ Wieder der Hamburg-Bonus, der auf Treibel unbewusst wirkt. (Was aus Hamburg kommt, kann nicht schlecht sein.).

¹⁰⁵ Vgl. auch S. 91 dieser Arbeit.

sche Werte geprägten Konsulin ist nichts angelernt, keine Geste, keine Eigenart, keine Spracheigentümlichkeit. Sie ist eine Bourgeoise mit dem legitimen kulturellen Herkunftskapital und hatte es nie nötig, sich nachträglich etwas zu erarbeiten, und hat es nicht nötig, sich für den Umgang mit anderen in irgendeiner Weise zu präparieren. Über eine angelehrte, ihrer Gesellschaftsschicht und dem Trend der Zeit entsprechende bildhafte Sprache wie Jenny verfügt sie auch nicht. Im Vergleich zu Jenny ist sie die echtere Bourgeoise, und echt ist hier wörtlich und nicht im Sinne Willibald Schmidts zu verstehen, der mit seinem ironischen Habitus unter einer echten Bourgeoise eine typische Bourgeoise versteht, die anders redet als sie (bei uneingeschränktem Bewusstsein) denkt. Eine Bourgeoise ist Elisabeth zweifellos, die folgenden Erörterungen sollen es beweisen.

Zieht man einen autobiografischen Aspekt heran, so war die Firma des Senators Mann (Buddenbrook) die größte in Lübeck, was den Getreidehandel betraf.¹⁰⁶ Der Personalbestand der Firma Buddenbrook, einschließlich ihrer Hafendarbeiter, übertrifft den vieler Fabriken jener Zeit, und die Grenzen zwischen Handwerks-, Kaufmanns- und Industriebetrieben waren insbesondere in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fließend. Auch in Lübeck investierten die Kaufleute in Industrieanlagen. Im Deutschen Bund war um die Mitte des Jahrhunderts eine Firma mit 30 Beschäftigten schon ein stattliches Unternehmen, die Bleistiftfabrik Faber in Stein (Bayern), gegründet 1761, hatte 29 Arbeiter und Angestellte im Jahre 1848. Aber selbst später, in den neunziger Jahren des Jahrhunderts, zu Zeiten der Treibels, als die Beschäftigtenzahl der einzelnen Unternehmen beträchtlich angestiegen war, wurden Firmen, die maschinell produzierten, als Fabriken bezeichnet, selbst wenn sie nur einen Personalbestand von 20 oder dreißig Leuten aufzuweisen hatten. In der Literatur gibt es im *Untertan* die Papierfabrik Heßling. Als Dietrich Heßling nach dem Tod des Vaters heimkommt, um als neues Familienoberhaupt¹⁰⁷ die Fabrik zu übernehmen, war alles Personal im Lumpensaal versammelt.

Alle standen sie in einem Haufen zusammen: die zwölf Arbeiter, die die Papiermaschine, den Holländer und die Schneidmaschine bedienten, und die drei Kontoristen samt den Frauen, deren Tätigkeit des Sortieren der Lumpen war.¹⁰⁸

Im Jahre 1890 hatten die Faber-Werke, jetzt zum Konzern herangewachsen, 1000 Beschäftigte, was damals der Personalbestand einer begrenzten Menge der Unternehmungen war, die man zur Großindustrie rechnete. Heute haben einen Personalbestand dieser Größenordnung Kleinunternehmen in der Zulieferindustrie der Auto-Konzerne, die selbst 100.000 und mehr Beschäftigte auf der Lohnliste haben. Wenn der Blaufarbenfabrikant Treibel als Unternehmer mittlerer Größenordnung – seine Fabrik hat ja Schornsteine (nicht nur einen Schornstein), die er immer höher bauen lässt, um in der nahen Villa bessere Luft zu haben, und Treibel wird in der *Nationalzeitung* als einer der geachtetsten Berliner Industriellen erwähnt, schließlich führt er den Titel Kommerzienrat, der in der Regel Großindustriellen verliehen wurde – vielleicht 300 Beschäftigte hat, ist das viel in jener Zeit und man kann ihn damit zur Großbourgeoisie zählen. Trotzdem ist er nicht bedeutender als Jean Buddenbrook

¹⁰⁶ Vgl. Lindtke: Die Stadt der Buddenbrooks, S. 29.

¹⁰⁷ Vgl. S. 35. Ältester Sohn als Familienoberhaupt.

¹⁰⁸ H. Mann: Der Untertan, S. 111.

ein knappes halbes Jahrhundert früher mit vielleicht 30 Beschäftigten, was zu seiner Zeit viel war. Der Kaufmann Schröter in Gustav Freytags *Soll und Haben*, der eine vergleichbare Beschäftigtenzahl aufzuweisen hat, wird allgemein *der Prinzipal* genannt, was einen Hinweis gibt auf den gesellschaftlichen Stellenwert seiner Person und seiner Firma. Konsul Buddenbrook hat gegenüber Kommerzienrat Treibel sogar eines voraus: Er sitzt in seiner freien Reichstadt als Mitglied der Oberschicht *wohlhabende Kaufmannschaft* schon in politischen Gremien, in die Treibel erst noch hineinkommen muss. Zu bedenken ist auch, dass die Buddenbrooks in Lübeck die erste Gesellschaftsschicht darstellen, die Treibels in Berlin erst die zweite, die Gesellschaftsspitze bestand aus dem Adel. Der bleibt aber bei den folgenden Erörterungen ganz außer Betracht.

Zu berücksichtigen ist allerdings, dass in dem kleinen Stadtstaat Lübeck alles eine Kategorie tiefer einzuordnen war als in der Großstadt Berlin. Aber es gab Zwischenstufen, denn nichts lässt eindeutig darauf schließen, dass die bürgerlichen Klassen einer Stadt höher rücken, desto kleiner die Stadt ist. Wenn man darauf schließen könnte, müsste in Bordeaux der Ladenbesitzer wie in Lübeck zur mittleren Bürgerschicht gehört haben. So war es aber nicht. In Bordeaux hatte es im Jahre 1848 an der Spitze der Gesellschaftspyramide überwiegend Geschäftsleute (Kaufleute, Bankiers, Ladenbesitzer usw., während Industrielle in dieser Stadt um die damalige Zeit noch selten waren) gegeben.¹⁰⁹ Hier gehörten Ladenbesitzer zur bürgerlichen Elite, während sie im Stadtstaat Lübeck zur guten Mittelschicht gehörten. Die gesellschaftlichen Strukturen waren aber in Mitteleuropa vergleichbar. Am Rande interessant ist noch, dass beide Städte, Bordeaux und Lübeck, noch in diesem Jahrhundert größtmäßig vergleichbar sind. In den siebziger Jahren hatten beide ca. 225.000 Einwohner.

Nur die Großstädte setzten sich bei der Einteilung der bürgerlichen Klassen deutlich von Klein- und Mittelstädten ab. Im Berlin der Gründerzeit würde die Firma Buddenbrook und der Holzhändler Huneus zum Mittelstand gehören (Otto Treibel hat einen gesellschaftlichen Bonus als Sohn eines Industriellen), die Kolonialwarenhandlung Bürstenbinder gehört zum Kleinbürgertum. In Lübeck, wo die Buddenbrooks die höchste gesellschaftliche Kategorie darstellen (die Industrie steckte wie in Bordeaux und anderswo, zumindest zur Zeit, in der sich die erste Hälfte der Romanhandlung abspielt, noch in den Anfängen), stände Schmidt als Gymnasialprofessor auf der gesellschaftlichen Stufe der Buddenbrooks und des Holzhändler Huneus', würde also zur oberen Gesellschaftsklasse zählen. Die Kolonialwarenhandlung Lauritzen bildet in Lübeck die mittlere Bürgerschicht, und wird von der oberen Bürgerschicht ebenso diskriminiert wie das Bildungsbürgertum als bürgerlicher Mittelstand (Schmidt) von der Großbourgeoisie in Berlin. Als es um die Einheirat Corinnas bei Treibels geht, bildet sich in der innerfamiliären Diskussion diese Sicht, dass ein Standesunterschied zwischen Bildungs- und Besitzbürgertum besteht, deutlich heraus. Die Treibels akzeptieren nicht das kulturelle Kapital als ein dem ökonomischen gleichwertiges.¹¹⁰ Für sie gilt, was damals für die Großbourgeoisie allgemein galt, und was Willibald Schmidt so treffend ausdrückt: „Gold ist Trumpf“ und weiter nichts.“ (JT, S. 88). In Lübeck ist der Bekämpfte der mittelständische Kolonialwarenhändler Lauritzen, der gegen die Vertreter der städtischen Bourgeoisie in den Senatorenstand erhoben wird. Senator Buddenbrook beklagt sich über das Niveau des Senats,

¹⁰⁹ Vgl. Hobsbawm: Die Blütezeit des Kapitals, S. 299.

¹¹⁰ Vgl. S. 91 dieser Arbeit.

das im Sinken sei, meint, jetzt habe man den mittelständischen Inhaber eines Detailgeschäfts im Senate, dessen Vater den Dienstmädchen noch eigenhändig die sauren Heringe aus der Tonne geholt und eingewickelt habe. (Vg. B, S. 666). Er findet in seinem Kreis Gleichdenkende. Die Distinktion innerhalb der bürgerlichen Gesellschaftsschichten ist in Lübeck wie in Berlin die gleiche, ein Thomas Buddenbrook unterscheidet sich nicht im Geringsten von einer Jenny Treibel.

Es gab eindeutig diese niedrigere Kategorie der Gesellschaftsschichten in Lübeck. Unter Berücksichtigung dieses Punktes und der Betriebsgrößen in der zuvor beschriebenen Relation, und auch unter Berücksichtigung der Zeitabfolge, in der allgemein die Betriebe wuchsen und in der Verschiebungen der gesellschaftlichen Strukturen zur Folge hatten, dass auch die Gesellschaftspyramiden immer wieder abgeändert beschrieben wurden, kann man behaupten, dass Elisabeth Buddenbrook ebenso gut eine Bourgeoise ist wie Jenny Treibel, die Gattin des Blaufarbenfabrikanten. Elisabeth besitzt, im Gegenteil zu Jenny (natürlich auch im Gegenteil zu Klothilde, die allerdings hier an der Stelle keine Rolle spielt), das statusmäßige kulturelle Herkunftskapital, das ihr ermöglicht, zurückhaltend und maßvoll zu sein¹¹¹, denn ihr Platz im Sozialraum ist angestammt und sicher. Jenny, die sich das für die Bourgeoisie legitime kulturelle Kapital aneignen musste – es war leicht zu erlernen, sie hatte schon ihre „Geldsackgesinnung“¹¹² –, reicht an die gesättigte, innere Ruhe einer Elisabeth Buddenbrook nicht heran. Mit dem erlernten kulturellen Kapital eines Neumitglieds der Bourgeoisie verhält es sich so wie mit dem erworbenen ökonomischen Kapital eines Neureichen. Er streicht es mehr heraus als jemand, für den das ökonomische Kapital selbstverständlicher ist, weil er hineingeboren ist in eine reiche Familie. Das hinzugekommene Mitglied hat auch ein aufmerksameres Auge für den Prunk (oder den fehlenden Prunk) des anderen, ich erinnere an Köppens Bewunderung des Mengstraßenhauses.¹¹³ Insgesamt ist es ehrgeiziger, den andern übertreffen zu wollen. Jenny wendet die Spielregeln des Feldes *Bourgeoisie* eifriger an als Elisabeth, sie weiß so aufzutreten, wie es den größten Effekt bringt, man denke an ihre Ankunft in der Adlerstraße zu Anfang des Romans. Und wenn ein Dinner in ihrem Haus stattfindet, sitzt sie so herausgeputzt wie es eben geht unter ihren Gästen. Mann könnte sie, wie Krola es tut, als Renommierobjekt ihres Mannes sehen¹¹⁴, als eines unter anderen Renommierobjekten. Krola sagt zu Kommerzienrat Treibel:

„Sie haben eine charmante Frau, gefühlvoll und hochpoetisch, und haben eine Villa wie diese, [...] einen Springbrunnen und einen Kakadu, um den ich sie beneiden könnte.“ (JT, S. 31).

Wenn man im Vergleich zu Jenny den Habitus Klothildes¹¹⁵ betrachtet, erkennt man, wie unterschiedlich sich das fehlende kulturelle Herkunftskapital bemerkbar machen kann.

So wie Jenny sich in ihrer Aufmachung äußerlich herausputzt, putzt sie sich mit einer Empfindungswelt heraus, in die sie hohe Gefühle fürs Ideale hineinpackt. Wie sagte Müller-

¹¹¹ Vgl. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 347.

¹¹² Vgl. auch S. 89 dieser Arbeit.

¹¹³ Vgl. S.18 dieser Arbeit.

¹¹⁴ Vgl. auch Mecklenburg: Romankunst der Vielstimmigkeit, S. 192.

¹¹⁵ Vgl. S. 35-39 dieser Arbeit.

Seidel doch so schön, sie stutze ihre Realität poetisierend auf.¹¹⁶ Der Erzähler Fontane scheint durch die Praktiken in der eigenen Verwandtschaft besonders schlecht auf die Bourgeoisie zu sprechen zu sein. Seine Figur mit autobiografischen Zügen, Willibald Schmidt, macht daher einen Rundumschlag, der die ganze Bourgeoisie trifft:

Sie liberalisieren und sentimentalisieren beständig, aber das alles ist eine Farce: wenn es gilt, Farbe zu bekennen, dann heißt es: „Gold ist Trumpf“ und weiter nichts. (JT, S. 88).

Jenny Treibel ist eine doppelzüngige, zwiespältige Person, die Perspektive des eingeschränkten Bewusstseins bei ihren (vermeintlichen) Gefühlen ist nur eine Erklärung der Wissenschaft, eine Erklärung, die mehr aus psychologischer als aus soziologischer Betrachtungsweise heraus gegeben wird. Der, dem Jenny ihre reinen Gefühle fürs Ideale mitteilt, wird von ihr belogen. Man könnte höchstens zu ihrer Entschuldigung sagen, er wird nicht arglistig getäuscht, weil sie sich in einem Bewusstseinszustand befindet, der ihr vorenthält, dass sie lügt. Das hebt aber die Lüge keineswegs auf. Wenn Willibald Schmidt von ihr sagt, sie sei ein „Musterstück von einer Bourgeoise“ (JT, S. 13), sieht er in ihr den Geldsack, der zu repräsentieren weiß, mit seinem Reichtum und seinen (falschen) Gefühlen. Schmidt, der Meister der Ironie, stellt in seinem Gespräch mit Corinna Jenny darüber hinaus als musterhafte Vertreterin ihres Standes hin, der keine eigene Sprache spricht, sondern eine Sprache mit Versatzstücken und Modewörtern, eine Sprache, die sich nach dem Modetrend richtet und, wie die vereinnahmten reinen Gefühle auch, eines ihrer Repräsentationsmittel sind. Schmidt entlarvt diese dem Trend entlehnte Sprache Jenny, indem er das von ihr gebrauchte Modewort *unentwegt* in seinem Gespräch mit Corinna ironisch wiederholt:

Nun ist das Püppchen eine Kommerzienrätin und kann sich alles gönnen, auch das Ideale, und sogar „unentwegt“. (JT, S. 13).

Es ist so viel Angelerntes, von anderen Angeeignetes im Habitus Jennys, und trotz des offenen Wortes zwischen ihrem Mann und ihr so viel Oberflächliches in der Gatten-Beziehung, dass man glauben könnte, Jenny flüchtet zum Ausgleich in ihre Sentimentalität. Gegenüber Schmidt kehrt sie sie heraus, klagt ihre Ehe an:

Trotzdem muß ich es leider aussprechen, es fehlt mir, meinem Manne gegenüber, jene hohe Freude der Unterordnung, die doch unser schönstes Glück ausmacht und so recht gleichbedeutend ist mit echter Liebe. Niemandem darf ich dergleichen sagen: aber vor Ihnen, Willibald, mein Herz auszuschütten ist, glaub ich, mein schön menschliches Recht und vielleicht gar meine Pflicht. (JT, S. 134).

Was Jenny sagt in ihrem eingeschränkten Bewusstsein, würde Elisabeth, hätte sie das gleiche Problem, mit klarem Bewusstsein sagen. Sie besitzt nicht diese Zweizüngigkeit, mit der man von Idealen spricht, wenn man das Geld meint. Diese Zweizüngigkeit ist maßgeblich für Schmidt, wenn er seine Jugendfreundin ein „Musterstück von einer Bourgeoise“ (JT, S. 13) nennt. Ich erwähnte die Bedeutung, die Schmidt seinem obigen Begriff beimisst, schon im Zusammenhang mit der „echteren“ Bourgeoise von beiden, Elisabeth Buddenbrook. „Echt“

¹¹⁶ Vgl. Müller-Seidel: Theodor Fontane, S. 309, und S. 89 dieser Arbeit.

war hier im Sinne von seriös oder wahrhaftig zu verstehen.¹¹⁷ Mit welchen Eigenschaften sich Elisabeth sonst noch von Jenny absetzt, diesem Paradebeispiel ihrer Gesellschaftsklasse, ver-
rät uns schon zum guten Teil der Erzähler:

Sie war, wie alle Krögers, eine äußerst elegante Erscheinung, und war sie auch keine Schönheit zu nennen, so gab sie doch mit ihrer hellen und besonnenen Stimme, ihren ruhigen, sicheren und sanften Bewegungen aller Welt ein Gefühl von Klarheit und Vertrauen. (B, S. 11).

Elisabeth wirkt also auf ihre Umwelt Vertrauen erweckend. Zu Recht. Über die von ehrlichen Gefühlen getragene Sprache zwischen ihr und ihrem Mann sagte ich ja schon etwas. Ihr rücksichtsvolles Umgehen miteinander bedeutet ja nicht, dass sie unehrlich miteinander umgehen. Es gibt keine einzige Szene, in der Elisabeth jemanden täuscht, keine, in der sie in irgendeiner Art auftrumpft. Man kann sich schlecht vorstellen, dass sie im Landauer sitzt, der vor Schmidts Haus hält und dass eine Gesellschafterin ihr den Wagenschlag öffnet. Sie benötigt bei ihrem legitimen kulturellen Herkunftskapital nicht eine Art Ersatzkapital in Form einer Gesellschaftsdame. Standesdünkel wie Jenny hat sie auch nicht. Die hat im Hause Buddenbrook nur die Kinderfrau Ida Jungmann. Ida übernimmt für ihre Herrschaft das Auftrumpfen nach außen. Wenn Ida mit der Enkelin der Konsulin auf einer Parkbank sitzt, steht sie auf, wenn das Kindermädchen einer niedrigeren Familie als die ihrer Herrschaft sich neben sie setzt und ein Gespräch anfangen will. Ida sagt dann zu ihrem Schützling: „Erikachen, hier zieht’s“ (B, S. 247), steht auf und geht. Man kann sich gut vorstellen, dass der Konsulin Buddenbrook eine solche Szene peinlich wäre, würde sie sie mitbekommen. Die Kommerzienrätin Treibel hingegen würde sich, ihrem Habitus entsprechend, durch das distinguierte Verhalten eines solchen Kindermädchens geschmeichelt fühlen.

Wenn es auch seine Berechtigung hat, von Elisabeth Buddenbrook als von der bescheideneren und seriöseren der beiden Bourgeoises zu sprechen, das goldene Kalb der Familie soll auch bei ihr glänzen, das ist ihr Habitus, zumindest während der Zeit, als Jean noch lebt. Auch sie liebt es wie Jenny, Brillianten und Seidenkleider zu tragen, tritt nur in dem Maß des Auftrumpfens mit solchen Mitteln hinter Jenny zurück.

Elisabeth weiß, dass die Einstellung eines Hausdieners der Familie einen riesigen Prestige-Zugewinn einbringt, denn in der Bourgeoisie war weibliches Dienstpersonal die Regel. Selbst in Zeiten der Treibels, die als großbourgeoise Familie einen haben, ihren bestens ausgebildeten Friedrich, war es in der Bourgeoisie noch die Ausnahme, einen männlichen Hausangestellten zu haben.¹¹⁸ Elisabeth handelt ihrer sozialen Schicht und ihrer Zeit gemäß, wendet ein legitimes (angesehenes) Mittel an, wenn sie das Ansehen der Familie, dessen symbolisches Kapital, durch eine Investition zu erhöhen sucht. Dabei geht es ihr darum, etwas zur Schau zu stellen, was auch tatsächlich vorhanden ist, auf keinen Fall darum, einen Schein aufzubauen, hinter dem es anders, magerer aussieht. Ein Verhüllungsbestreben dieser oder anderer Art ist geächtet in der kommerziell ausgerichteten städtischen Gesellschaft. Wieder greife ich den Roman *Soll und Haben* auf, wo man im Haus und Kontor Schröter hochgradig empört ist über Anton Wohlfahrt. Der Grund ist ein Gerücht über hochstablerische, die magere Existenz und

¹¹⁷ Vgl. S. 44 dieser Arbeit.

¹¹⁸ Vgl. Hobsbawm: Die Blütezeit des Kapitals, S. 295.

die schlichte Herkunft Antons verhüllende Machenschaften desselben. Eine Nachprüfung, was hinter dem Gerücht steckt, einen Beweis für Antons Schuld oder Mitschuld an solchen Machenschaften benötigt man nicht, um Anton zu schneiden.¹¹⁹ Ein derartiges Gerücht ist ein heikler Punkt, mit dem man nicht annähernd in Verbindung kommen darf. Einen guten Grund zu haben, mit etwas hinterm Berg zu halten, wird allein schon als Grenze zum Betrug angesehen. Man denke nur daran, wie es den Buddenbrooks in ihrer letzten Phase, der Abstiegsphase, ergeht, wo der Verdacht auf Zahlungsunfähigkeit schon da ist, aber die Firma noch existiert. Das misstrauisch gewordene, sich gegenüber der Firma Buddenbrook boykottierend verhaltende bürgerliche (groß- bis kleinbürgerliche) Umfeld beschleunigt den Zusammenbruch, die Handwerker kommen mit ihrer Rechnung. Auch in *Soll und Haben* hätte es den Zusammenbruch Rothsattels beschleunigt, wenn nicht andere, intrigante Gründe ihn gestürzt hätten. Man denke nur an die Vorsprache des Schank- und Pensionswirts Pinkus im Hause Rothsattel, um einen Tag vor Fälligkeit seinen Wechsel einzuklagen, dessen Verlängerung er großzügig angeboten hatte – bevor ihm Rothsattels Zahlungsschwierigkeiten zu Ohren gekommen waren.¹²⁰ Auch in *Buddenbrooks* wird dieses Muster bürgerlichen Verhaltens deutlich, nämlich als die Bremer Firma *Gebr. Westphal*, mit der man Johann Buddenbrook in Geschäftsbeziehung weiß, Bankrott macht. Johann hatte auf diese Firma Wechsel gezogen, die auf ihn zurückgekommen waren.

Nicht, als ob die Deckung gefehlt hätte; die Firma hatte gezeigt, was sie vermochte. Dies aber war kein Hindernis dafür gewesen, daß der Konsul all die plötzliche Kälte, die Zurückhaltung, das Mißtrauen auszukosten bekommen hatte, welches ein solcher Unglücksfall, eine solche Schwächung des Betriebskapitals bei Banken, bei „Freunden“, bei Firmen im Auslande hervorzurufen pflegt ... (B, S. 211).

Werte wie Rechtschaffenheit, Pflichtgefühl, Gottesfürchtigkeit, Ehrlichkeit, Fleiß werden in der Familie Buddenbrook gelebt, und ganz besonders vom neuen Oberhaupt Jean. Ehefrau Elisabeth, die von ihm geliebt und geachtet wird, hat nichts zu entbehren, so wie auch ihre Schwiegermutter in ihrer Ehe nicht zu entbehren hatte.¹²¹ Elisabeth kam aus der Welt des mondänen Lebensstils ihrer vornehmen Eltern und heiratete ein in die weniger mondäne der Buddenbrooks, sie kennt keine (plebejische) Sparsamkeit. Diesen ihr fremden Wert kann auch ihr Mann, dem sie sich (unbewusst) unterordnet, auch in diesem Punkt gleicht sie der Schwiegermutter, nicht vermitteln. Seine logischen Argumente gegen die Einstellung des Dieners vollzieht sie nicht wirklich nach.¹²² Sie gibt vorerst Ruhe, nicht allein, weil sie weiß, dass ihre weibliche Taktik ihr doch noch aus dem Desaster heraushilft¹²³, sondern weil sie die Meinung ihres Mannes als die des Familienoberhauptes respektiert. Es bleibt ihr ja auch nichts anderes übrig, denn auch, was wichtige (finanzielle) Entscheidungen innerhalb der Familie angeht, ist sie im juristischen Sinne rechtlos.¹²⁴ Die verfassungsmäßige Nicht-Gleichberechtigung bestand noch fort bis zu Beginn der Weimarer Republik. Es gab für die Frauen,

¹¹⁹ Vgl. Gustav Freytag: *Soll und Haben*, Bd. 1, S. 197ff.

¹²⁰ Vgl. Gustav Freytag: *Soll und Haben*, Bd. 1, S. 429f.

¹²¹ Vgl. S. 35 dieser Arbeit.

¹²² Vgl. S. 68 dieser Arbeit.

¹²³ Vgl. S. 41 dieser Arbeit.

¹²⁴ Vgl. S. 34 dieser Arbeit.

die diese Unmündigkeit mit weiblicher Taktik auszugleichen versuchten, keine Alternative, es sei denn, sie nahmen den ständigen, aussichtslosen Machtkampf in Kauf. Aussichtslos war der Kampf schon deswegen, weil es keine Anwartschaft auf eine Position im sozialen Raum geben kann, die nicht zu besetzen ist. Nicht einmal über ihr eigenes Erbe konnten die Frauen verfügen, es ging nach gültigem Recht an die Ehemänner, die ihre Frauen als Gegenleistung zu versorgen und zu schützen hatten¹²⁵, wie noch vor gar nicht langer Zeit die Grundherren ihre Leibeigenen. Letztere erbrachten nur die Gegenleistung nicht durch eine eingebrachte Summe, wie sie ein Erbteil darstellt, sondern durch ihre Arbeitskraft. Was für ein Fortschritt, wenn man den Rechtsstatus der Frauen in unserer Gegenwart mit dem der damaligen Frauen vergleicht. Heute steht den nicht erwerbstätigen (damals waren die bürgerlichen Frauen durchweg nicht erwerbstätig) Frauen die Hälfte des Verdienstes ihres Mannes als Familieneinkommen zu. Sie könnten darüber verfügen, wenn sie es wollten.

Elisabeth Buddenbrook hat mit ihrem Ehemann einen guten Fang gemacht. Es ist ein Mann von Charakter, der auch für seine Tochter Tony nur das Beste will. Er prüft nach ihrem Schiffbruch mit Bendix Grünlich sehr einfühlsam und genau, was sie möchte und von ihm (dem Vater) erwartet. Nach ihrem Willen handelt er, gibt ihr unumwunden zu, dass er durch sein Zuraten zu dieser Ehe einen Großteil der Schuld an ihrem Unglück trägt. Als Inhaber ökonomischen Kapitals ist er in der Lage, seine Tochter wieder aufzunehmen und ihr den Lebensstandard seiner Familie zu bieten. Unehrenhaft findet er es, einen Prozess gegen Grünlich zu führen, um Tonys Erbteil zurückzuerstreiten. Thomas Buddenbrook würde später, käme er in eine vergleichbare Situation, wohl anders handeln als der Vater. Ein Indiz dafür scheint mir die schreckliche Auseinandersetzung mit seiner Mutter zu sein, nachdem diese Klaras Erbteil von 127.000 Kurantmark an Tiburtius, deren Witwer, ausgezahlt hat. Wenn Thomas es lässt, gegen Pastor Tiburtius vorzugehen, so nur, weil er Skrupel hat, gegen den Willen seiner Mutter zu handeln. Wenn Jean etwas tut oder unterlässt, dann nur aus den eigenen Beweggründen heraus. Er vermeidet es, jemandem Ärger zu bereiten oder jemanden zu kränken. Selbst den ihn in Verbindung mit Grünlichs Bankrott beleidigenden Bankier Kesselmeier entgegnet er nur:

„Herr, ich verachte ihre Worte. [...] Ich habe sichere Erkundigungen über meinen Schwiegersohn eingezogen... das übrige war Gottes Wille!“ (B, S. 229).

Grünlich berührt er vor dem Verlassen seines (Grünlichs) Hauses sogar sanft die Schulter und sagt nur: „Fassen Sie sich, beten Sie.“ (B, S. 232).

Jean ist ein nachgiebiger, religiöser Mensch. Religiös zu sein, ist im *Biedermeier* eine hoch geschätzte, ehrenwerte Eigenschaft. Insofern besetzt Johann Buddenbrook hier eine Position des gesellschaftlichen Selbstverständnisses. Nur: bei ihm ist die Religionsausübung so intensiv, dass er die Klassenkonformität verlässt und eine, wie im Punkt Sparksamkeit, durch individuelles Verhalten mitbestimmte Position besetzt. Die überzogene tiefernste Religiosität gestattet ihm kein Fünkchen Humor. Einzige Ausnahme bleibt sein Auftritt vor den revoltierenden Arbeitern, der noch behandelt wird in diesem Kapitel. Sein Ernst geht so weit, dass die Vorliebe seines Sohnes Thomas für satirische und polemische Schriftsteller seinen Unmut

¹²⁵ Vgl. S. 34f Code civil.

hervorruft. Die Familienchronik schreibt er täglich, ernst, religiös, gefühlvoll, und immer streng der Wahrheit gemäß, und wieder im Pflichtbewusstsein gegen Vor- und Nachfahren. Das Allerwichtigste aber ist ihm, in der Familienchronik Gott anzurufen und dafür zu danken, dass er trotz einiger Unglücks- und Krankheitsfälle noch am Leben sei. Im Wunderglauben an Gott schreibt er nach Art der mittelalterlichen Hagiographen wie z.B. Gregor von Tours¹²⁶ alle Rettung der Großzügigkeit Gottes zu. Er schreibt in die Chronik, nachdem er in ihr über ein schreckliches Unglück nachgelesen hat, das ihm im Knabenalter ereilt und das er entgegen aller Prognosen überstanden hatte: „Ja, Herr, ich will dich loben ewiglich!“ (B, S. 55). Am gleichen Tag, dem 14. April 1838, trägt er die Geburt seiner Tochter Clara ein.

„Führe du sie, ach Herr! auf deinen Wegen, und schenke du ihr ein reines Herz, auf daß sie einstmals eingehe in die Wohnungen des ewigen Friedens. Denn wir wissen wohl, wie schwer es sei, von ganzer Seele zu glauben, daß der ganze liebe süße Jesus mein sei, weil unser irdisches kleines schwaches Herz ...“ (B, S. 53f).

Seitenlang geht es so fort und spricht nebenbei auch für Jeans Nähe zum weitverbreiteten und geliebten Niveau der Poesiealben-Ausdrucksweise.¹²⁷ Mit seinem eigenen Bildungsniveau, Absolvent der Realschule und anschließender Lehre im väterlichen Geschäft, ist diese Vorliebe fürs lieblich Sentimentale durchaus vereinbar. So schreibt er und schreibt, bis er endlich ermüdet die Feder sinken lässt und erwägt, ins Kontor oder zu seiner Gattin zu gehen. Sogleich bekommt er ein schlechtes Gewissen gegen Gott, da er in der Beredung mit ihm so schnell ermüdet sei.

Nein, nein, als Züchtigung gerade für sein unfrommes Gelüste zitierte er noch längere Abschnitte aus den heiligen Schriften, betete für seine Eltern, seine Frau, seine Kinder und sich selbst, betete auch für seinen Bruder Gotthold – und endlich, nach einem letzten Bibelspruch und einem letzten, dreimaligen Amen, streute er Goldsand auf die Schrift und lehnte sich aufatmend zurück. (B, S. 54).

Der protestantische Jean Buddenbrook ist weder orthodox noch nach den pietistischen Erweckungsbewegungen orientiert. Diese Richtungen würden zwar, was die verbissene Religionsausübung anbetrifft, zu ihm passen, jedoch nicht in ihrem Konservatismus. Johann Buddenbrook ist ein liberaler Christ, eine Position, die ihm nicht in dieser Form als kulturelles Herkunftskapital mitgegeben ist, sein Elternhaus war konservativ und nicht so religiös wie er. Er hat sein Herkunftskapital langsam abgeändert, so dass kein Bruch zwischen altem und sich wandelndem Kapital entstand. Er akzeptierte die Position des Vaters, was z.B. dessen Diskriminierung Klothildes anging. Er wusste, dass die von ihm angestrebte abgeänderte Position noch wackelig war und hielt sich zurück. Jetzt, da er Familienoberhaupt ist, kann er sie selbstsicher besetzen und sie in dieser Form, d.h. unterschieden von der ihm damals angebotenen Ursprungsform, seinen Kindern anbieten, die es als soziales Herkunftskapital zur Verfügung haben und wiederum, jeder für sich, abändern werden. Was Klothilde betrifft, macht er sich Gedanken um ihre Zukunft. Er unterstützt wohltätige städtische Anstalten, die verarmten Mitgliedern angesehener und verdienter Familien der Stadt eine Rente zahlen. Er hofft,

¹²⁶ Gregor von Tours (540-594), seit 573 Bischof von Tours, Geschichtsschreiber am Merowingerhof.

¹²⁷ Vgl. S. 23 dieser Arbeit.

auch Klothilde werde später durch seine Spenden in einen solchen Genuss kommen. Eine seiner besonders ehrenwerten Taten ist eine aus früherer Zeit. Für ihn, der sich im Habitus nie geändert hat, ist sie bezeichnend. Über den Umweg des Gesprächs mit seiner Mutter versucht er, den Vater zu bewegen, Gotthold das von diesem erbetene Erbe zuzusprechen. Schließlich wendet er sich an den Vater selbst. Und das alles tut Jean, obwohl ein an Gotthold ausgezahltes Erbe den eigenen Erbanteil schmälert.

In seiner Religiosität, der Position des abgeänderten kulturellen Herkunftskapitals, steht Jean der neuen Theologie nahe, der liberalen. Diese Theologie hatte einen dynamischeren und mündigeren (gegenüber der Staatskirche) Glaubensbegriff entworfen. Als authentische Person hätte Jean, was die Gespaltenheit zwischen Pietismus und liberaler Theologie anbetrifft, den großen Theologen Friedrich Daniel Schleiermacher (1768-1836) zum Leidensgenossen gehabt, der tiefe Züge des Pietismus in sich aufgenommen hatte, gleichzeitig diesen neuen Glaubensbegriff der liberalen Theologie vertrat und im Rahmen seiner Ideen zur Kirchenreform die Armenpflege als eine spezifisch kirchliche Aufgabe bezeichnete.¹²⁸ Diese zwischen liberaler Theologie und Pietismus habituell gespaltenen Gläubigen wird es auch in Lübeck gegeben haben. Umso sicherer ist diese Annahme, da sich hier im 17. Jahrhundert der Pietismus stark verbreitet hatte. Dass er über die Jahrhunderte in der Stärke nicht fortbestand, könnte daran gelegen haben, dass er gesellschaftlich keine Anerkennung fand, von der reformierten Kirche geächtet war wie die Bewegung der *Herrenhuter*.¹²⁹ Aber der Pietismus wird lange nachgewirkt haben, so dass der Erzähler seiner Figur Jean Buddenbrook mit Berechtigung einen pietistischen Zug verleiht.

Stärker vertreten im norddeutschen Raum waren allerdings die Positionen, die klar von einer der protestantischen Glaubensrichtungen bestimmt waren, zum Beispiel der liberalen. Eine solche eindeutige Position besetzte der Theologe Johann Heinrich Wichern (1808-1881), der 1833 in Hamburg eine Erziehungsanstalt *Rauhes Haus*¹³⁰ für verwahrloste Jugendliche gegründet hatte. Im Jahre 1848 gelang ihm auf dem ersten evangelischen Kirchentag der Durchbruch zur kirchenoffiziellen Gründung der *Inneren Mission*.¹³¹ Im Roman finden beide Schwerpunkte der liberalen Theologie ihre Berücksichtigung, einmal in der Armenpflege, man denke z.B. an die Weihnachtsfeier bei Buddenbrooks mit den Hausarmen. Das andere Mal in dem Engagement für die *innere Mission*, für die Elisabeth in ihrer Zeit als Witwe ein Kränzchen bildet, in dem einmal wöchentlich für die *Mission* gehandarbeitet wird. Wäre sie eine reale Person, könnte man sagen, die hat die *Evangelische Frauenhilfe* gegründet. In dieser Zeit der religiösen Verblendung Elisabeths nisten sich die missionarisch tätigen Theologen, einer nach dem andern, bei Buddenbrooks ein, zur echten Verzweiflung Tonys, die schon über die Religionspraktiken des Vaters klagte. Die Religion der Mutter ist aber noch viel ernster und verbissener als sie bei ihm war und führt zu einem Verlust an Realität. Elisabeth erfährt als Witwe eine habituelle Veränderung, die so weit geht, dass sich ihr Lebensstil in einigen Bereichen ins Gegenteil vom vorigen verkehrt. Empfing sie früher mit Brillanten

¹²⁸ Vgl. Lutz: Zwischen Habsburg und Preußen, S. 123ff.

¹²⁹ Vgl. Endris: Geschichte Lübecks in der Neuzeit, S. 89.

¹³⁰ Vielleicht ganz interessant: Im *Rauhen Haus* wurde, im Jahr 1864, der erste Adventskalender in Deutschland aufgehängt. Noch heute ist er mit seinen vierundzwanzig zu öffnenden Fenstern wie damals in Gebrauch.

¹³¹ Lutz: Zwischen Habsburg und Preußen, S. 124.

behangen neben ihrer Schwiegermutter die Gäste zur Einweihungsfeier für das Haus in der Mengstraße und erfreute sich am gellschaftlichen Umgang, so lebt sie jetzt, von der städtischen Gesellschaft völlig zurückgezogen, in ihrem Haus und nur für die Kirche. Das nur zum Teil pietistisch eingefärbte, religiöse Erbe ihres Mannes verändert sie; den Teil der verbissenen Religionsausübung, den er aus einem eingeschränkten Bewusstsein heraus lebte, vergrößert sie zu Lasten des liberalen Teils. Ihr fehlt die von Toleranz geleitete allgemeine Güte und die Weltoffenheit Jeans. Sie belohnt bei den anderen die protestantische Strenggläubigkeit, ohne ein Gefühl dafür zu haben, ob sie echt oder unecht ist. Jean hat sich zwar auch ausnutzen lassen und alles, was die Kirche anging, machte ihn kritiklos und blind für Auswüchse, aber er stand andererseits noch mit beiden Beinen in der Welt, hatte einen Überblick über die Belange der Familie, der Firma, der Stadt. Er hatte nur, was die Religiosität betraf, den verengten Blickwinkel, der anschließend noch eingehend behandelt wird, kam aus diesem verengten Blickwinkel immer wieder heraus. Elisabeth aber kann mit dem vermeintlichen letzten Willen ihres Mannes, die Religiosität so auszuüben, wie er sie lebte, nicht umgehen. Seine Vorgabe, eine schon überzogene Religiosität, überzieht sie noch einmal, weil sie sein Maß nicht mehr erkennt. Folge ist, dass sie sich in eine Welt flüchtet, die nur aus Religiosität besteht, um nicht Gefahr zu laufen, das von Jean vorgegebene Maß zu unterschreiten. Die ausschließlich auf religiöser Basis bestehenden Kontakte weiten sich aus. Jeder Kirchenmann, der zu ihr kommt, kann bleiben solange er will, was er erbittet, bekommt er, kurzum: sie bereitet ihm in ihrer blinden christlichen Nächstenliebe eine Art Vorhimmel. Sprach ich vorhin bezüglich der übersteigerten Gottesfürchtigkeit von einem eingeschränkten Bewusstsein bei Jean, so muss ich bei Elisabeth von einem eingetrübten Bewusstsein sprechen. Aus ihrer besseren rechtlichen Lage als Witwe versteht sie nichts zu machen, sie hat es nicht gelernt, selbstständig zu denken, planen und handeln. Die Fehlentwicklung war vorprogrammiert. In Ermangelung eines Handelnden handelt für sie die Kirche, vertreten durch den bei ihr verkehrenden Klerus und die strenggläubigen Mitbürger, überwiegend weiblichen Geschlechts, auch Ärmere, die froh sind, es einmal in der Woche richtig warm zu haben, bei Handarbeiten im Mengstraßenhaus für die *christliche Mission*. In dieser Unmündigkeit, in die Elisabeth sich hat hineingleiten lassen, kann man bestenfalls noch sagen, sie habe eine religiöse Position. Aber man kann nicht sagen, sie habe eine liberale Position. Das konnte man aber von ihrem Mann sagen. Sein diesbezügliches Erbe kann sie nicht pflegen. Zu einer liberalen Position gehört ein selbstständiger Geist. Den hat Elisabeth nicht, ich komme gleich noch einmal diesen Punkt.

Zwischendurch möchte ich zu Jean zurückkehren. Meine These, dass er neben seiner pietistischen Prägung liberal ist, über den religiösen Bereich hinaus, beweist sich an ihm selbst. Er will eine liberale Einstellung innerhalb der Familie, will nicht diese hohe Klassenschranke zwischen Tony und Klothilde, die sein Vater gesetzt hatte und die er schon damals nicht mochte, sein Habitus hat sich nicht geändert¹³², und lässt seinem Sohn Christian, der bezüglich des ererbten legitimen Herkunftskapitals eine nonkonforme, unwürdige Lebensweise angenommen hat, geduldig seine väterliche Fürsorge und finanzielle Unterstützung zukommen. Elisabeth sichert Christian nach dem Tode Jeans einen Platz in der Firma und ist, was ganz

¹³² Vgl. S. 36 dieser Arbeit.

berechtigt scheint, der Ansicht, das Jean es so gewollt hätte. Der alte konservative Johann Buddenbrook hätte bezüglich Christians ganz anders gehandelt als Jean, man denke nur an Gotthold. Die Nachsicht, die Jean für Christian hat, der ganz anders ist als er selbst, zeugt ein weiteres Mal von dem uneigennütigen, toleranten Habitus Jeans. Jean macht seinen Einsatz für Christian und andere Personen, die Nachsicht oder Hilfe benötigen, nicht von deren Verhalten abhängig wie sein Vater, der Klothilde wegen ihrer Demütigkeit aufnahm. Er macht seine Hilfe auch nicht abhängig von der Gläubigkeit der Hilfsbedürftigen wie Elisabeth, die hauptsächlich für die *Evangelische Mission* arbeitet, aber sich wenig um die Armen vor Ort, höchstens um die Hausarmen bekümmert. Eine Hilfeleistung Elisabeths anderen gegenüber, unabhängig von deren religiösen Standpunkt und über den eigenen religiösen Horizont hinaus, würde eine Änderung ihres Habitus erforderlich machen, denn sie würde als Person mit eigener Meinung und eigener Verantwortung handeln. Sie war aber immer eine unselbstständige Frau, und bleibt es weiterhin dadurch, dass sie die Positionen, die durch den Tod ihres Mannes frei geworden sind, wieder mit den alten Inhalten, die seine waren, neu besetzt. Eigene Inhalte hat sie nicht. Eigene Inhalte wären der erste Schritt zur persönlichen Selbstständigkeit. Sie aber tritt durch die Unterwerfung ihrer ganzen Person unter die Kirche die Verantwortung für sich und ihr Handeln an die Kirche ab. Waren es früher die Meinungen ihres Mannes, die sie sich zu Eigen machte, so sind es heute die der Kirche. Sie hat nur die Mächte gewechselt. Jean hingegen ist sein eigener Herr. Allein durch seine Geschlechtszugehörigkeit war es ihm möglich, sich von Kindheit an zu einer selbstständig denkenden und handelnden Persönlichkeit zu entwickeln. Er ist als Familienoberhaupt in der Lage, die Positionen, die ihm angeboten werden, so auszufüllen, wie er es für richtig hält. Auch früher zeichnet er sich schon durch einen unabhängigen Geist aus. Er tritt in die Kontroverse mit Köppen bezüglich des Themas Zollverein¹³³, aber vor allen Dingen stellt er seine Meinung über Louis Philipp und die Untaten der napoleonischen Armee den Meinungen seines Vaters gegenüber. Er würde diese seine Meinung hartnäckiger vertreten, wenn es erforderlich wäre. Der Vater gibt nach, weil er die schwächere Position des Sohnes erkennt; übrigens trotz der leichten Ironie, mit der er dem Sohn kontert und gleichzeitig die Situation entschärft, auch ein Zeichen von gutem Charakter bei dem alten Herrn.¹³⁴ Er hat, eben wie fast alle Menschen, gute, weniger gute und schlechte Seiten.

Jean scheint zu der Minderheit der Menschen zu gehören, die keine ausgesprochen schlechten Seiten haben. Seiten, die man kritisieren kann und die auch er hat, müssen nicht zu diesen schlechten Seiten gehören. Jean handelt z.B. gegenüber Grünlich, der ihn hintergangen hat, aus einem Habitus heraus, der dem berechtigten Bedürfnis nach Vergeltung oder gar Rache keinen Platz einräumt. Diese Milde gegenüber einem Schlawiner kann man kritisieren, aber man kann sie nicht als Schlechtigkeit einstufen. Es ist sogar bewundernswert, wie Jean die psychologisch schwierige Situation der Schlussbesprechung mit Grünlich und dem Bankier Kesselmeyer bewältigt. Obwohl Jean Tonys Erbeil von 80.000 Kurantmark in den Händen dieser Gegner weiß, und obwohl ihm klar wird, wie überaus schändlich er betrogen worden ist, behält er die Fassung und den klaren Kopf, geht psychisch ungebrochen aus der Zu-

¹³³ Vgl. S. 64-66 dieser Arbeit.

¹³⁴ Vgl. S. 30 dieser Arbeit.

sammenkunft hervor. Die besonders große Persönlichkeit beweist er aber in der Schluss-Szene mit Grünlich.

Johann Buddenbrook führte seine Tochter schweigend hinaus. Er selbst kehrte noch einmal zurück, schritt auf Herrn Grünlich zu, der, die Hände auf dem Rücken, am Fenster stand und in den Regen hinausstarrte, berührte sanft seine Schulter und sprach leise und mahnend: „Fassen Sie sich. Beten Sie.“ (B, S. 232).

Nichts desto trotz kommt es zuvor dazu, dass Jean auf diesen Gauner überhaupt hereinfällt. Das dies passieren konnte, ist eine Glanzleistung Grünlichs, auf seinen Jeans ist es ein großes Makel. Zu diesem wichtigen Punkt komme ich noch im gleichen Kapitel. Zuerst soll eine Glanzleistung, die Jeans für sich verbuchen kann, vorgestellt werden. Es geht um seine Fähigkeit, mit den revolutionären Umtrieben in der Stadt, mit den aufständischen Arbeitern klarzukommen. Was für ein Vorteil gegenüber seinem vornehmen Schwiegervater Lebrecht Kröger, der der ihm völlig unbekannt und unverständlichen Situation, nicht mehr respektiert zu werden, und sei es auch nur von der von ihm bisher völlig unbeachtet gelassenen Unterschicht, nicht gewachsen ist. Es ist ein Widerspruch in der Person des mondänen Bourgeois', der immer Souveränität vermittelt, als könne ihm niemand, schon gar nicht der Pöbel, etwas anhaben. Lebrecht Kröger ist nicht einmal der Konversation über das Thema Aufruhr fähig, nur eines Wortes. „Dann kam es ganz tief aus ihm heraus... langsam, kalt und schwer, ein einziges Wort: 'Die Canaille.'“ (B, S. 197). Die Welt des distinguierten Lebrecht Kröger bricht zusammen, er übersteht es nicht, tätlich angegriffen zu werden durch einen Stein, den jemand in die Kutsche wirft, in der er nach Hause fährt. Er bekommt einen Herzanfall und stirbt.

Wie wird dagegen diese aufrührerische Situation in der Stadt von seinem Schwiegersohn gemeistert! Als Johann Buddenbrook sich der aufgebracht Masse vor dem Bürgerschaftsgebäude als Ansprechpartner stellt, geschieht Folgendes.

Einige Hafenarbeiter, die im Dienste des Konsuls standen, nahmen ihre Mützen ab. Man machte sich aufmerksam, stieß sich in die Seiten und sagte gedämpft: 'Dat's Kunsel Buddenbrook! Kunsel Buddenbrook will 'ne Red' hollen. Holl din Mul, Krischan, hei kann höllschen fuchtig warn!' (B, S. 192).

Diese Rede verrät, dass der Konsul für seine Arbeiter eine Autoritätsperson ist, der sie Respekt zollen. Dass er „höllschen fuchtig warn“ kann, scheint seinem Ansehen nicht zu schaden. Ein Beweis dafür, dass dieses Ansehen sehr hoch ist, dass er diese schlechtere Eigenschaft, sehr fuchtig werden zu können, mit vielen guten ausgleicht. Diese guten Eigenschaften kennen wir an Jean als Pflichtbewusstsein, Gerechtigkeitssinn, Fürsorglichkeit, Ehrlichkeit usw.. Die Arbeiter wollen hören, was Jean Buddenbrook zu sagen hat und fordern auch ihre Genossen auf, zuzuhören. Es wirkt, niemand brüllt mehr, die Masse schweigt, auch sie respektiert den Konsul als Verhandlungspartner. Er hat durch seinen guten Ruf einen Bonus, der ihm die Sache von vornherein erleichtert. Vielleicht gibt es noch andere in der Stadt, die einen ähnlichen Bonus besitzen, Gosch, der neben Jean steht, hat ihn nicht, das beweist dessen überreiztes Verhalten. Als der Hafenarbeiter Corl Smolt etwas von einer neuen Ordnung

sagt, genau weiß er sich nicht auszudrücken, hat Jean sich entschieden besser in der Gewalt als Gosch, trotz seines aufrichtigen Zorns über die an diesem Abend nicht entzündeten Gaslaternen.

„Diese Tatsache, diese unerhörte Unterbrechung der Ordnung, war das erste, was den Konsul Buddenbrook aufrichtig erzürnte.“ (B, S. 192).

Hier in der Erzählerrede wird die Figurenrede (Smolt) inhaltlich unterstrichen. Aufrichtig erzürnt sein zu können ist das Gleiche wie „höllschen fuchtig warn“ zu können. Darüber hinaus gibt der Erzähler uns noch den Hinweis, wie sehr Jean an der einmal gesetzten Ordnung, an Gewohnheiten hängt. Seine Wutanfälle werden wohl Ausnahmen geblieben sein. Er hat sich jedenfalls in der heiklen Situation vor den Arbeitern im Griff, rät Smolt und den andern, nach Hause zu gehen und die Ordnung nicht zu stören. Gosch aber unterbricht ihn zischend: „Die heilige Ordnung!“ (B, S. 193). Er würde nicht weit kommen, würde einen Tumult riskieren. Einer von den Arbeitern hatte ja schon von ihm gesagt: „Dat’s Makler Gosch... Dat’s so ‘n Aap!... Is hei ‘n beeten öwerspönig?“ (B, S. 192). Gosch ist unfähig, mit den Arbeitern zu reden. Vielleicht merkt er es selbst, denn nach seinem Zischen: „Die heilige Ordnung!“ (B, S. 193) hört man ja nichts mehr von ihm. Jean Buddenbrook tritt allein als Verhandlungsführer hervor. Den andern Abgeordneten gegenüber, die vielleicht auch einen Bonus hätten wie er und auch fähig dazu wären, hat Johann Buddenbrook den Vorteil, dass er genau zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort ist. So kommt er in die Lage, seine Stärke zu beweisen, und das tut er, indem er sich für seinen Auftritt einen humorigen Habitus zulegt. Hinter diesem Habitus, der etwas an Bauernschläue erinnert, steht eine bestimmte Absicht, die der Hafenarbeiter Smolt als Redner der Aufständischen nicht erkennt.

„Smolt, wat wull Ji nu enntlich! Nu seggen Sei dat mall!“

„Je, Herr Kunsel, ick seg man bloß: wie wull nu ‘ne Republike, seg ick man bloß...“

„Öwer du Döskopp... Ji heww ja schon een!“

„Je, Herr Kunsel, denn wull wi noch een.“ (B, S. 193).

Und genau bei diesem Schlagabtausch steht etwas zwischen den Zeilen, was sich beißt mit dem üblichen, ernst-religiösen Habitus Johann Buddenbrooks, der es mit den andern immer gut meint, keinen hinters Licht führt. Schon die Frage, was Smolt wolle, ist hinterlistig, man weiß, was die Arbeiter wollen. Wenn er Smolt anschließend wenigstens antworten würde, dass er doch sicher etwas anderes meine, eine Republik sei die Stadt ja, hätte er ihm oder einem anderen aus der Masse eine Chance gegeben, doch noch zu formulieren, was das Anliegen der Arbeiter sei, um so in eine Diskussion zu kommen, die auf beiden Seiten ernst genommen wird. Seinen und den Standpunkt der Bürgerklasse hätte er auch auf diese Weise vertreten können. Aber sich mit den Arbeitern einzulassen, bedeutete auch, zu gestatten, dass ihr ganzer aufgetauter Ärger sich Luft machte, und das könnte gefährlich werden. Johann Buddenbrook, der in jeder anderen Situation offen und ehrlich, wenn es sein müsste auch hart verhandeln würde, unterlässt es hier. Er setzt auf den sicheren Erfolg, wendet die ernste Auseinandersetzung ab und ist bestrebt, sich die Arbeiter auf eine heitere Art vom Hals zu schaffen. Bei der Verfolgung seines Ziels ist ihm die politische Unbedarftheit der Arbeiter eine

Hilfe. Ausschlaggebend für den Erfolg ist das passende Mittel der Taktik: Seine witzig-vertrauliche Sprache auf dem Niveau der Arbeiter. Ein Mittel, das geeignet ist, die dahinterstehende Absicht zu kaschieren. Die Taktik schlägt an, auch Smolt bedient sich, vielleicht ohne es gleich zu merken, epigonal des Mittels *Witz*: „Je, Herr Kunsel, denn wull wi noch een.“ Johann entschließt sich also für den sicheren Erfolg, der ein Erfolg für Senat und Bürgerschaft ist. Zu seiner Verteidigung könnte man sagen, dass er vielleicht das Gesamtwohl der Stadt vor Augen habe und meine, in solch einer Situation müsse der Frieden erhalten bleiben, um später etwas im Sinne der Sache tun zu können. Der Erfolg kommt wie erwünscht, die Ansammlung vor dem Bürgerschaftsgebäude löst sich erheitert auf. Niemand von den Aufständischen scheint wahrzunehmen, dass nichts erreicht ist. Eine Republik, die Smolt einklagen wollte, hat man ja tatsächlich schon, Lübeck ist eine Republik. Hier regiert kein Fürst, hier leiten Senat und Bürgerschaft die Geschicke der Stadt. Aber es gibt eben nur das ständische Prinzip der Volksvertretung, hier in der Stadt, so wie es überall im Deutschen Bund das ständische Prinzip gegeben hatte. Die Bürgerschaft Lübecks ist auf Grund der allgemeinen Unruhen, die damals überall zu verzeichnen waren und die auch ihre Stadt erfasst hatten, zusammengekommen, weil sie darüber abstimmen will, ob das überall geforderte allgemeine und gleiche Wahlrecht einzuführen sei oder nicht. Und Smolt und seinesgleichen wollen eigentlich hier an Ort und Stelle Druck machen, damit man ihnen endlich diese politischen Rechte und damit ein Stück Gleichberechtigung einräume.¹³⁵ Nach dem Erfolg des Konsuls Buddenbrook besteht für Bürgerschaft und Senat dafür keine Notwendigkeit mehr. Johann Buddenbrook gewinnt in doppelter Hinsicht, zum einen rettet er fürs Erste das bei ihnen geltende Fünf-Klassenwahlrecht für die wahlberechtigte Bürgerschicht, der er angehört, zum andern erreicht er, dass die Arbeiter, froh, dass ihnen nichts übelgenommen wird, sich hinterher noch gefügiger als zuvor in die Pflicht nehmen lassen. Tatsächlich beginnen sie nach der Auflösung der Versammlung, die an den Ketten hängenden Öllaternen¹³⁶ zu entzünden, eine Arbeit, die Konsul Buddenbrook in seiner witzig-kumpelhaften Rede eingefordert hatte, da die Straßen an diesem Abend dunkel geblieben waren. Sogar in Pflichten gegenüber der Familie Buddenbrook lassen sie sich einbinden, zum Beispiel Smolt.

¹³⁵ Die politische Wirklichkeit in Lübeck war anders. Die geistige Elite der Stadt hatte sich ab 1835 zu einer Erneuerungsbewegung zusammengefunden, Senat und Bürgerschaft hatten 1842 eine Kommission mit der Ausarbeitung einer neuen Verfassung beauftragt. Im April 1848 plädierte der Senat für das allgemeine und freie Wahlrecht, die Bürgerschaft wollte weiterhin ein ständisches Wahlsystem, war allerdings bereit, das Stimmenmonopol der Kaufleute aufzuheben. Einem ausgehandelten Kompromiss gemäß wurde ein Wahlrecht verabschiedet, nach dem eine erweiterte Bürgerschaft nach einem ständischen Verteilerschlüssel frei zu wählen war. Die Arbeiterklasse war weiterhin von den Wahlen ausgeschlossen. Das neue Wahlrecht wurde noch im Oktober des gleichen Jahres auf Drängen des liberalen Senats durch ein freies und gleiches Wahlrecht ersetzt. Zuvor hatte ein randalierender Haufe die Versammlung gestört. Er bestand hauptsächlich aus Handwerksgelellten, die gegen die Einführung dieses allgemeinen und gleichen Wahlrechts protestierten. Sie fürchteten, die Aufhebung der Klassenschranken würde eine Aufhebung der Zunftbeschränkung bedeuten. Die Version Thomas Manns soll sich in Bremen ereignet haben. Lübecks Revolution spielte sich unter anderen Vorzeichen ab. Es war eine sogenannte Revolution von oben. Vgl. Liedtke: Die Stadt der Buddenbrooks, S. 15. Ich teile diese Sichtweise der Revolution von oben, auch für mich ist der gesellschaftliche Umbruch in Lübeck zu vergleichen mit den Reformen vom Steins und Hardenbergs zu Anfang des Jahrhunderts, und mit den Bismarck'schen nach der Reichsgründung. In allen Fällen ging die Revolution, will man sie denn so nennen und lässt man die politische Reife für diese für alle Bevölkerungsschichten bedeutenden Reformen außer acht, von oben aus.

¹³⁶ Die alten Öllaternen wurden in der sparsam wirtschaftenden Stadt Lübeck erst im Jahre 1854 durch Gaslaternen ausgewechselt. Vgl. Liedtke: Die Stadt der Buddenbrooks, S. 15.

„Smolt, töf mal'n Oogenblick!“ rief der Konsul. „Seg mal, hast du den Kröger'schen Wagen nich seihn, de Kalesch' von Krögers vorm Burgtor?“ „Jewoll, Herr Kunsel! De is kamen. De is doar unnerwärts upp Herr Kunsel sin Hoff ruppfoahrn...“ „Schön; denn loop man fixing hin, Smolt, und seg tau Jochen, hei sall mal 'n beeten rannerkommen; sin Herr will naa Hus.“ „Jewull, Herr Kunsel!...“ Und indem er seine Mütze auf den Kopf warf und den Lederschirm ganz tief in die Augen zog, lief Corl Smolt mit breitspurigen, wiegenden Schritten die Straße hinunter. (B, S. 194).

Jean drückt dem eben noch aufrührerischen Smolt, der eine neue Ordnung wollte, so nebenbei die alte Ordnung auf, und dass sich an ihr nichts geändert habe. Smolt muss sich sogar als Mittelsmann hergeben, seinem Kumpel Jochen diese alte Ordnung vor Augen zu führen, er muss ihm ausrichten, dass sein Herr nach Hause wolle. Wenn das keine Glanzleistung Jean ist! Natürlich von der Seite seiner Gesellschaftsklasse, der städtischen Oberschicht, aus beurteilt. Jean ist in seiner Position als Bürgerschaftsabgeordneter für das soziale Feld eingetreten, das seine eigene Position beinhaltet, er hat, indem er dieses soziale Feld verteidigt, die eigene Position verteidigt. Darüber hinaus hat er zur Verteidigung das Mittel der Taktik angewandt, er hat Schwächere ausgetrickst. Zum Habitus des gerechten Johann Buddenbrooks, der niemanden hereinlegt, sich für Schwächere wie Klothilde einsetzt, passt es ganz und gar nicht. Aber immerhin: die Verteidigungsmittel, die er einsetzt, sind für beide hier vertretenen Klassen legitime. Die Gesellschaftsklasse des Konsuls Buddenbrook nimmt für sich in Anspruch, ein Mittel anzuwenden, das geeignet ist zur Verteidigung ihrer sozialen Besitztümer, der nicht mit den Unterschichten zu teilenden politischen Rechte. Die Arbeiter legitimieren dieses Mittel, indem sie selbst eins einsetzen, eines, das für sie etwas bewirkt. Ihr Mittel ist ihre Kampfstimmung, sie laufen als revolutionärer Haufe vor dem Bürgerschaftsgebäude zusammen. Die Situation ist die einer aggressiven Kampfhaltung, die auf eine defensive Verteidigungstaktik trifft. Es ist ein legitimer Krieg, der zu Gunsten der Taktik entschieden wird. Pech für die Arbeiter.

Bei dieser von ihm angewandten Taktik könnte Jeans Vorbild ein Politiker gewesen sein, über den vielleicht in dieser Sache in der Presse berichtet wurde. Nicht, weil jener Politiker, vielleicht in einer andern Stadt als Bürgerschaftsabgeordneter vor der städtischen Volksmasse, einen Aufruhr bewältigt hat. Das wäre ja seine Aufgabe wie die eines Bürgerschaftsabgeordneten in Lübeck. Er hätte gruppenspezifisch (für die Gruppe der Politiker) und damit wenig auffallend gehandelt. Wenn über ihn berichtet worden wäre, dann sicherlich aus dem Grund, weil er hier eine Meisterschaft bewiesen hat. Er hätte seinen gruppenspezifischen Habitus durch individuelle Zutaten abgewandelt, angereichert, wie es (sein Nachahmer) Jean Buddenbrook im Auftritt vor den Arbeitern ja auch tut. Gruppenspezifisch hätte jener Politiker und auch Johann gehandelt, würde man die abgewendete Eskalation vereinfachend zur Beschwichtigungsrede herabstufen. Von einem Bürger mit politischer Verantwortung erwartet man das Vermögen, bei Eskalationen zu schlichten. Dieses Vermögen findet man in unserer Zeit ja auch unter den Politikern – stehen sie in der Verantwortung, sind ihre Reden meist beschönigend –, und man wird es in den anderen Stadtrepubliken und Staaten, besonders zur Zeit der Revolutionswirren 1848, bei einer Anzahl Jean Buddenbrooks vorgefunden haben. Für eine solche Beurteilung entscheide ich mich nicht. Ich sehe Johann als Taktiker, der die Gemüter kühlt, bevor sie sich erhitzen. Es kommt gar nicht zu der Notwendigkeit, zu be-

schwichtigen, sieht man von dem Gespräch beim Anfang des Zusammentreffens zwischen Jean und den Arbeitern einmal ab, bei dem Jean den Arbeitern nahe legt, sie sollten lieber nach Hause gehen und die Ordnung nicht stören. Jeans Erfolg beruht auf der Anwendung der passenden Taktik. Aber wie gesagt, zum Erfolg dieser Taktik hat die Masse der Aufständischen als Gegenseite selbst mit beigetragen, dadurch, dass sie politisch ungeübt, ungebildet und daher von politisch Gebildeten und Geübten lenkbar ist. Bourdieu schreibt aus der Sicht des 20. Jahrhunderts, dass

sich die Herrschenden bei der Ausübung ihrer Herrschaft immer nachdrücklicher auf die Vernunft und auf die Wissenschaft berufen, auch die Beherrschten sich immer mehr der Vernunft bedienen müssen, um sich gegen die Herrschaft zu wehren.¹³⁷

Dazu bedarf es auf beiden Seiten der politischen Aufklärung und des Bewusstseins um die eigene Rolle auf dem Spielfeld „Politik“. Das ist hier nicht gegeben. Die Arbeiter als Beherrschte können sich in ihrer Situation als politisch Aufständische nicht der Vernunft bedienen, weil ihnen politische Kenntnisse fehlen. Wie sollte Smolt sich überhaupt vernünftig äußern, wenn er, wie die andern, hauptsächlich aufständisch geworden ist, weil überall Revolution ist. Was sie eigentlich bedeutet, weiß er gar nicht.

„Je Herr Kunsel“, sagte Corl Smolt ein bißchen eingeschüchtert; „dat is nu allens so, as dat is. Öewer Revolutschon mütt sien, dat is tau gewiß. Revolutschen is öwerall, in Berlin und in Pöris...“ (B, S. 193).

Die Vernunft kann also nur auf einer Seite eingesetzt werden, auf Jeans Seite. Er setzt sie ein. Seine Taktik ist vernünftig, setzt auf die nicht vorhandene Vernunft auf der Gegenseite und ist erfolgreich. Es kann sich zu Ungunsten seiner Bürgerklasse, den Herrschenden, gar nichts ändern.

Und ein Letztes wirkt zu seinen Gunsten: Er kann seine „symbolische Legitimierungsfunktion“¹³⁸ erfüllen, weil er die allgemeine Anerkennung genießt. Die Arbeiter kennen seine Anerkennung. Das symbolische Kapital Johann Buddenbrooks ist hier eines, wie es Ludwig XIV. besitzt, vor dem man sich verneigt. „Es ist ein Kapital mit kognitiver Basis, es beruht auf Erkennen und Anerkennen.“¹³⁹ Jean ist als Politiker vor den Aufständischen sogar mit einer doppelten Legitimation ausgestattet, einmal durch seine Persönlichkeit, sein symbolisches Kapital – sie erkennen ihn an, es ist ihre Meinung, dass er anzuerkennen sei –¹⁴⁰, und einmal durch sein legitimes (vernünftiges) Kampfmittel Taktik, sein kulturelles Kapital. Das Mittel der Taktik einzusetzen, ist die Fähigkeit eines gebildeten und klugen Menschen, daher kulturelles Kapital. Der praktische Sinn des Menschen, der Orientierungssinn, basiert auf Erfahrungen, die sich in den Wahrnehmungs- Denk- und Handelsschemata niederschlagen. Ein Habitus ist gesellschaftlich, er ist historisch bedingt und nicht angeboren, aber es fließen auch individuelle Erfahrungen mit ein.¹⁴¹ Die fließen bei dem Auftritt Jeans vor den Arbeitern ja

¹³⁷ Bourdieu: Praktische Vernunft, S. 157.

¹³⁸ Bourdieu: Praktische Vernunft, S. 156.

¹³⁹ Ebd., S. 150.

¹⁴⁰ Vgl. Bourdieu: Praktische Vernunft, S. 119f. Hauptaussage: Die Regierenden würden durch nichts anderes gestützt als durch Meinung. Vgl. auch S. 75 dieser Arbeit.

¹⁴¹ Schwingel: Bourdieu zur Einführung, S. 56.

auch mit ein: aber, und das ist der Unterschied zum Normalfall, sie fließen sehr stark mit ein und bestimmen, behaupte ich, zur Hälfte diesen sechsten Sinn Jeans. Seine Taktik, die zum individuellen Teil des Habitus' gehört, unterteilt sich noch einmal in zwei Gegenseiten: Sie ist zum einen auf den Habitus der Arbeiter (Niveau in Sprache und Ausdruck) abgestimmt, er hat sich ihnen angepasst. Sie ist zum anderen inkorporiertes Verhalten, dass sich in Wesensarten wie Umgänglichkeit äußert, z.B. mit dem Ton der gut meinenden, fast väterlich klingenden Ermahnung: „Hür mal, Smolt, un ihr annern Lüd! Wer nu 'n verständigen Kierl is, ...“ (B, S. 192). Jeans Habitus ist in diesem speziellen Fall des Auftritts vor den Arbeitern ein Zwitter, der sich nicht entscheiden kann zwischen einer gruppenspezifischen und einer durch individuelle Züge geprägten Position.

Wie aber schaut es mit dem Habitus Jeans aus, wenn man beleuchtet, welchen Stellenwert er einer Tugend wie Gottesfürchtigkeit einräumt. Seine Religionsausübung, würde er damit in der Norm seiner Klasse bleiben, wäre eine klassenspezifische, das Bürgertum ist mehrheitlich religiös, im Norden Deutschlands protestantisch. Er jedoch überzieht in dieser Tugend so stark, dass er eine Position besetzt, die durch überwiegend individuelle Züge (individuelle Erfahrungen) den Charakter einer Einzelposition annimmt. Er gehört ja auch nicht zu den Pietisten. Gehörte er dazu, besäße er mit seiner strengen, tiefen Religionsausübung einen gruppenspezifischen Habitus. Von einem habituellen Zwitter kann man auch nicht mehr sprechen, das Einzelverhalten bestimmt hier deutlich den Habitus. Seine religiöse Übertreibung macht ihn blind für Realitäten. Er erkennt nicht, dass die Kirchenleute, die bei ihm ein und aus gehen, hier ihren persönlichen Vorteil entdecken, es schon als Gewohnheitsrecht ansehen, sich an seiner immer reich gedeckten Tafel zu laben. Und er erkennt auch nicht, dass eine Kontrolle, vielleicht nur eine Nachfrage, wohin der von ihm eben gespendete Betrag denn fließe, ganz legitim wäre. Er kommt gar nicht auf Gedanken, die irgendwie nur Wachsamkeit in Bezug auf die Kirche bedeuteten. Er ist völlig kritiklos. Er wendet keinen einzigen Gedanken dafür auf, ob es Sinn macht, Hauspersonal und Kontorangestellte jeden Morgen zur Andachten zusammenzutrommeln. Im uneingeschränkten (klaren) Bewusstsein hätte Jean wohl den wirtschaftlichen Aspekt herangezogen. Während sie beten (und ob sie wirklich ehrlich beten), können sie nicht gleichzeitig zum Nutzen der Familie und Firma arbeiten. Aber gearbeitet werden müsste ja fleißig, denn mit der Firma steht es nicht zum Besten. Er bringt sich in die Gefahr, der Erfüllung einer anderen Pflicht, die ihm auch heilig ist, schlechter nachkommen zu können. Das ist die Pflicht, nach alter Tradition Firma und Vermögen für die nachfolgende Generation zu vergrößern.

Man sieht, wie eingeschränkt der Blickwinkel des Konsuls ist. Man kann hier, wie bei Jenny Treibel in ihrer Liebe zu dem Willibald-Schmidt-Gedicht „Wo sich Herz zum Herzen find't“, von einem eingeschränkten Bewusstsein sprechen. Ich möchte aber nicht so weit gehen, es bei Jean um die Hälfte reduziert, als Halbbewusstsein, zu bezeichnen, wie es Müller-Seidel in Bezug auf Jenny und ihre Sentimentalität tut.¹⁴² Ich bleibe in dieser Abhandlung bei dem Begriff *eingeschränktes Bewusstsein* und lege nicht fest, um welchen Teil es reduziert ist. Die Reduzierung ist bei den drei Personen, die hier herangezogen werden, natürlich im unterschiedlichen Grad vorhanden. Dieses eingeschränkte Bewusstsein hat auch Tony Bud-

¹⁴² Vgl. Müller-Seidel: Theodor Fontane, S. 309, und S. 89 dieser Arbeit.

denbrook, die nach ihren gescheiterten Ehen an einem Klassenstolz festhält, der nicht mehr gerechtfertigt ist. Sie erwartet, dass eine nach dem damaligen Verständnis gesellschaftlich höherstehende Person, Julchen Möllendorpf, sie auf der Straße zuerst grüßt. Es geschieht natürlich nicht. Empört erzählt Tony es ihrer Mutter.

„Ha!“ sagte sie, als sie mit gerötetem Gesicht von einem Spaziergang zurückkam, und warf ihren Hut auf das Sofa im Landschaftszimmer“Diese Möllendorpf, diese geborene Hagenström, diese Semlinger, dieses Julchen, dieses Geschöpf... was meinst du wohl, Mama! Sie grüßt mich nicht... nein, sie grüßt mich nicht! Sie wartet, daß ich zuerst grüße! Was sagst du dazu! Ich bin in der Breiten Straße mit erhobenem Kopf an ihr vorbeigegangen und habe ihr gerade ins Gesicht gesehen...“ (B, S. 239).

Tony verhält sich aus ihrem eingeschränkten Bewusstsein heraus falsch, sie verdrängt, was sie nicht wahrhaben will, nämlich dass sie von einem höheren Platz in der gesellschaftlichen Rangliste auf einen niedrigeren abgerutscht ist, und der Vater verdrängt, oder besser gesagt, er verschließt die Augen davor, dass die Großmütigkeit, sein Haus den Kirchenleuten offen zu halten, nicht unbedingt der Weg ist, Gottesfürchtigkeit zu beweisen. Er will nicht wissen, was sie eigentlich in sein Haus treibt, er sieht nur das, was er sehen will: Sie kommen als Vertreter der Kirche. Und die Kirche hält er hoch und heilig, also sind auch die Kirchenvertreter hoch und heilig zu halten, auch wenn sie ihn von der Arbeit abhalten, die er auf ungesunde Weise nachholt, er verlängert seinen Arbeitstag. Sein Fall unterscheidet sich von Tonys nur in dem Punkt, dass man ihre Realitätsblindheit erkennt, seine aber nicht. Ihm die Augen öffnen zu wollen, hätte wahrscheinlich ebenso wenig Erfolg wie bei Tony, deren Mutter ihr auf den (Tonys) Unmut über die nicht zuerst grüßende Madame Möllendorpf antwortet:

„Du gehst zu weit, Tony... Nein, alles hat seine Grenzen. Warum konntest du Madame Möllendorpf nicht zuerst grüßen? Ihr seid gleichaltig, und sie ist eine verheiratete Frau, so gut wie du es warst...“ (B, S. 239).

Wie gesagt, Tony wird kritisiert, der Vater nicht. Wenn Tony schon mal grollt wegen der Fremden im Haus, so ist es eine Kritik über den Zustand im Haus, aber keine Kritik gegen den Vater. Bei einem andern Fehlverhalten des Vaters, der Übertreibung in den von ihm geliebten Werten *Fleiss* und *Pflichtbewusstsein* sorgt Tony sich eher um seine Gesundheit, als dass sie ihn kritisiert. Als er wieder einmal lange im Kontor schuftet, klagt sie der Mutter:

„Er sitzt an seinem Pult und sitzt und sitzt... [...] Es ist unverantwortlich. Ich würde meinem Manne einmal ernstlich ins Gewissen reden, Mama...“ (B, S. 244).

Eine solche Übertreibung in der Pflichtausübung, eine strenge religiöse Ausrichtung, auch wenn sie über-übereifrig ist, und andere überzogene persönliche Dispositionen können in allen Gesellschaftsschichten ein hohes Ansehen genießen. Es kommt nur darauf an, wer von der Norm abweicht und überzieht, sich also nicht normal, sondern abnormal verhält. Bei Jean Buddenbrook, dem Oberhaupt einer angesehenen Familie, würde niemand auf den Gedanken kommen, ihn für eingeschränkt handlungsfähig zu halten. Aber dies genau ist er in seiner

Realitätsblindheit, denn er ist in seinem reduzierten Bewusstsein hilflos gegen die Ausnutzung seiner Person durch andere. Jenny Treibel z.B. ist in ihrem beschränkten Bewusstsein, was ihren Hang zu den reinen Gefühlen angeht, hilflos der Geringschätzung Willibald Schmidts ausgeliefert. Sie kann sich gegen eine solche Einstellung Schmidts nicht wehren, weil sie nicht in der Lage ist, seinen vor ihr versteckten Habitus zu erkennen. Die beschriebenen Hilflosigkeiten könnte man vergleichen mit denen von geistig beschränkten Menschen. Deren Verhalten gilt von vornherein als nicht normal, ihnen zwingt man automatisch eine Betreuung auf. Jede Abweichung von der Norm würde auch als eine solche registriert (Verrückte verhalten sich eben verrückt).

Wieder etwas anders läge der Fall, würde sich eine unbedeutende Person fehlverhalten, z. B. Klothilde. Man würde sie, je nach Art oder Schwere ihrer von der Norm abweichenden Position, mitleidig belächeln oder gleichgültig-abschätzig für ein bisschen oder ziemlich verrückt erklären. Tony Buddenbrook liegt als Person mit geschmälertem öffentlichen Prestige in der Mitte, also zwischen Klothilde und ihrem Vater. Man mokiert sich oder wundert sich höchstens über ihre Selbstüberschätzung bezüglich der Bedeutung ihrer Person, aber man lacht nicht über sie. Es kommt sogar vor, dass man ihr Falschverhalten gar nicht bewusst aufnimmt, wie z.B. Hermann Hagenström bei der Besichtigung des Mengstraßenhauses.¹⁴³ Das macht noch der Personenbonus, den sie als Buddenbrook-Tochter besitzt.

Man sieht, wenn zwei (oder drei) Personen das Gleiche tun, ist es längst nicht das Gleiche, um es mit altbekanntem Wort zu sagen. Bei allen Verhaltensweisen spielt die soziale Bedeutung der sie praktizierenden Personen für die Beurteilung der Verhaltensweisen eine entscheidende Rolle. Speziell Fehlverhalten werden danach beurteilt, welche Besonderheiten die soziale Laufbahn des sich Fehlverhaltenden aufzuweisen und welche spezifische Stellung er innerhalb der Struktur seiner Klasse hat.¹⁴⁴ Jean Buddenbrook hat eine hohe Stellung innerhalb der Struktur seiner Klasse, er kann sich seine Fehlverhalten leisten, lässt man den Aspekt, dass die ständige Selbstüberforderung ihm letztlich das Leben kostet, einmal außer Acht. Der Bonus, den er allein durch seine Person hat, bewirkt, dass die Unvernünftigkeit seines Verhaltens unerkannt bleibt. Dieses Unerkanntbleiben eines Fehlverhaltens ist auch weitgehend bei Jenny Treibel der Fall, bezüglich ihrer Sentimentalität. Es sind ja eigentlich nur Willibald Schmidt und Kommerzienrat Treibel, die sie durchschauen. Beide nehmen Jennys nur im eigenschränkten Bewusstsein gelebte Sentimentalität im Grunde genommen als menschliche Schwäche, besonders der Kommerzienrat. Schmidt mischt noch gutmütigen Spott hinzu, wenn er meint, sie sei auf der Stufe ihres damaligen Lebens stehen geblieben, und distanziert sich menschlich etwas von ihr, das ist ja eigentlich alles. Keiner von beiden würde auf die Idee kommen, ihre Verhaltensweise für ein Fehlverhalten, und für das, was dieses Fehlverhalten ausmacht: mentale Verirrung durch falsche Gefühle, anzusehen. Es ist jedoch eine mentale Verirrung, aus der sie ja auch herauskommt, wenn sich ihre Bewusstseinsbeschränkung auflöst. In ihrem klaren Bewusstsein ist sie das Musterstück von einer Bourgeoise, und von der Bourgeoisie sagt Willibald Schmidt: „Gold ist Trumpf und weiter nichts“ (JT, S. 88). Dass auch Tony aus ihrer Bewusstseinsengung herausfindet, beweist folgenden Fall. In der Volksmasse getarnt wartet sie, ob Thomas Senator wird oder nicht. Als

¹⁴³ Vgl. auch S. 78f dieser Arbeit.

¹⁴⁴ Vgl. Schwingel: Bourdieu zur Einführung, S. 66.

jemand von ihren gescheiterten Ehen spricht, erfasst sie ihre wahre Bedeutung in der Stadt und bekommt einen Schreck. Sie erkennt sich als Schandfleck der Familie, der dem Bruder jetzt den Erfolg kosten könnte. (Vgl. B, S. 415).

Ob das Bewusstsein bei den genannten speziellen Habitus der drei Personen permanent reduziert ist, wie bei Jean Buddenbrook, oder nicht, in diesen Fällen der Bewusstseinsbeschränkung sehen die drei die Welt aus einem engen Blickwinkel heraus, sie erfassen nur einen Teil der Wahrheit. Wenn man nur einen Teil der Wahrheit kennt, kann man nicht der (ganzen) Wahrheit gemäß (richtig) handeln. Alle drei besetzen mit den geschilderten Fehlverhalten eine durch individuelles Verhalten bestimmte Einzelposition. Wenn man davon ausgeht, dass menschliches Verhalten in seiner Gesamtheit zu drei Viertel von einem als Automat handelnden, die Welt inkorporierten Habitus bestimmt ist¹⁴⁵, füllen solche Einzelpositionen wie die beschriebenen das restliche Viertel mit aus. Die vier Viertel zusammen bilden den sozialen Habitus des Menschen, der alle alltagstauglichen, in irgendeiner Weise praxisrelevanten Sinne vereint. Er ist der schon oben erwähnte sechste Sinn, der allgemeine Orientierungs- und Wirklichkeitssinn, der sich als Sinn für Moral, Verantwortung, Pflicht, Religion, Schönheit, Lächerlichkeit, Humor, Geschäft usw. darstellen kann.¹⁴⁶

Entgegen der von Jean Buddenbrook mit Übertreibungen in Fleiß, Pflichtgefühl, Gottesfürchtigkeit individuell ausgestatteten Positionen im sozialen Feld besetzt er mit seiner Begeisterung für den Zollverein eine zeit- und klassenspezifische. Er möchte wie der Großteil seiner Standesgenossen die wirtschaftliche Fortentwicklung im Deutschen Bund für sein Geschäft nutzen, möchte die Möglichkeiten, die der Zollverein bietet, ausschöpfen. Anlässlich der Einweihung des neuen Hauses, im Billardzimmer, kommt dieses Thema auf.

Dann aber begann man vom Zollverein zu sprechen... oh, Konsul Buddenbrook war begeistert für den Zollverein! „Welche Schöpfung, meine Herren!“ rief er, sich nach einem geführten Stoße lebhaft umwendend, zum anderen Billard hinüber, wo das erste Wort gefallen war. „Bei erster Gelegenheit sollten wir beitreten...“ (B, S. 41).

Weinhändler Köppen schimpft den Zollverein eine Preußenerfindung. Er hat nicht Unrecht, der seit dem 1. Januar 1934 bestehende Zollverein war eine Gründung Preußens. Köppen warnt davor, einverleibt zu werden durch Preußen. Er nimmt als Figur, die die Preußengegner vertritt, eine Position ein, die die Wirklichkeit zur Verfügung stellt. Die Österreicher z.B. waren Preußengegner. Fürst Metternich wettete gegen die Preußen, weil er Österreich nach der gescheiterten Gegengründung vom Deutschen Zollverein ausgeschlossen sah.¹⁴⁷ Es waren Groll und Rache, die hinter der Meinung Metternichs und vieler Bürger Österreichs standen.

Das Diskursfeld *Zollverein* hat in *Buddenbrooks* Grundzüge anderer Art. Zum einen will der Kaufmann mit Beziehungen in den deutschen Staaten, die schon zum Zollverein gehören, Freizügigkeit im Handelsverkehr. Sofort kommt Jean Buddenbrook die Handelsschiffahrt in den Sinn, er sagt:

¹⁴⁵ Vgl. Schwingel: Bourdieu zur Einführung, S. 58.

¹⁴⁶ Vgl. ebd., S. 58.

¹⁴⁷ Metternich sah den Zollverein zu einem kompakten preußischen Körper zusammenfließen. Preußen habe das Bestreben, dass die Blicke der Hoffnung und der Furcht nur nach Berlin zu richten seien und dass Österreich endlich als Ausland angesehen werde. Vgl. Lutz: Zwischen Habsburg und Preußen, s.189f.

„Aber im Zollverein würden uns die Mecklenburg und Schleswig-Holstein geöffnet werden... Und es ist nicht auszurechnen, wie das Propregeschäft sich ausnehmen würde...“ (B, S. 41).

Zum andern denkt Köppen, der den geschäftlichen Vorteil für sich noch nicht sieht, er handelt mit Russland, Holland und England, zuerst an seine Freie Reichsstadt, in der die Bürgerschaft regiert – nicht wie in den meisten Staaten des Deutschen Bundes der Adel –, in der er als Bürger nach schöner alter Institution den Bürgereid schwört. Er fürchtet um die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit seiner Stadt, in der er als freier Bürger ein freies¹⁴⁸ Wort führen kann. Damit ist die Realität in Lübeck wiedergegeben. Die gute Situation der Presse war bezeichnend für den freien Geist der Stadt. Die *Lübeckische Zeitung*, der *Lübecker Correspondent*, vor allen Dingen die frechen *Lübeckischen Blätter*, sie alle kritisierten munter drauflos, wenn ihnen in der Stadt, am Senat, an der Bürgerschaft irgendetwas nicht passte, und das schien der Regelfall gewesen zu sein. Die *Lübeckischen Blätter* wurden allerdings später auch schon mal für vier Wochen verboten, wegen einer allzu scharfen Kritik. Ansonsten war die Zensur in Lübeck sehr lässig, wurde im Jahr 1848 sogar ganz abgeschafft.¹⁴⁹ Aber eben doch erst im Jahre 1848, denn der Freiheitssinn der Bürger konkurrierte mit ihrem Überkonservatismus und engherzigem Geist. Dieses Erbe aus dem lübeckischen 18. Jh., indem man Handelsschranken aufbaute, z.B. ein Durchfuhr-Verbot, um zu Gunsten eigener kommerzieller Interessen den Ostseehandel zwischen Holland und Hamburg zu unterbinden, war abgeschwächt noch vorhanden.¹⁵⁰ Sie bekämpften kommerziell zwei geschätzte Staatswesen, die für sie Vorbildfunktion hatten. Eine Feindverehrung, die in *Buddenbrooks* eine Parallele hat in der Verehrung des politischen Feindes Napoléon, ihm entgegengebracht durch Johann Buddenbrook sen. und seine Generation. Die Feindverehrung im Fall Napoléon ist aber doch verwunderlicher, insofern, da Napoléon der vor seiner Besetzung wohlhabenden Stadt aufs Ärgste mitgespielt hatte.¹⁵¹ Hamburg und Holland hingegen hatten der Hansestadt keinen Schaden zugefügt. Man sah in ihnen eben Wirtschaftskonkurrenten, eine andere Art Feinde, die für ihre feindliche Position allerdings wenig konnten, man lebte ja hier wie dort von der Wirtschaft. Durch die Handelsbeschränkungen gegen die beiden schädigte sich die Stadt selbst. Zum Ende des Jahrhunderts, als man alle Beschränkungen aufhob, nahm die Stadt einen ungeahnten wirtschaftlichen Aufschwung, einerseits durch den aufblühenden Speditionshandel und andererseits durch den Unternehmungsgeist der Lübecker Kaufmannschaft, die sich der Industrie öffnete, Stärkemehl und Tabakfabriken sowie Zuckersiedereien gründete.¹⁵²

Köppen fürchtet bei einem Anschluss seiner Stadt an den Zollverein um die allgemeine freie Stadtluft, die nicht zuletzt durch die Pressezensur, die in Preußen herrsche, verpestet werden könne. Bei dieser seiner Position spielt unterschwellig eine Rolle, dass er fürs eigene Geschäft keinen Vorteil sieht. Er handelt mit Russland. Durch die Dampfschiffahrt gab es seit

¹⁴⁸ Der um 1850 aus Preußen in Lübeck eingewanderte Photograph Hermann Linde schreibt: „Was mir gleich nach meiner Ankunft in Lübeck sehr angenehm auffiel, war der freie Ton, ich möchte sagen, die freiere Luft, die mich in der alten Hansestadt umwehte, im Gegensatz zu der in Preußen eingetretenen reaktionären Strömung. Ein freies Wort wurde nirgends übel genommen, selbst den Ratsherren gegenüber.“ Lindtke: Die Stadt der Buddenbrooks, S. 24.

¹⁴⁹ Vgl. Lindtke: Die Stadt der Buddenbrooks, S. 24f.

¹⁵⁰ Kretschmar: Geschichte Lübecks in der Neuzeit, S. 90f.

¹⁵¹ Vgl. S. 28f dieser Arbeit.

¹⁵² Vgl. Kretschmar: Geschichte Lübecks in der Neuzeit, S. 91f.

1826 eine Linie nach Petersburg. Die Linie Lübeck (Travemünde)-Petersburg wurde vom Zaren gegen die Konkurrenz der übrigen deutschen Ostseehäfen geschützt. Wenn Köppen also mit Russland handelt, hat er wirtschaftliche Vorteile durch die gegen Dritte gerichtete Blockade-Politik des Zaren. Vorteile, die nicht er, sondern andere durch eine Wirtschaftspolitik haben (Zollverein), interessieren ihn nicht. Wahrscheinlich gönnt er sie ihnen auch nicht – ein menschlich normales Verhalten. Und doch: hier steckt noch der Rest des engherzigen Geistes, mit dem die Bürgerschaft Lübecks sich im vergangenen Jahrhundert selbst im Fortschritt behinderte. Im Gespräch ist Köppen schlau genug, den für sich als Kaufmann nicht vorhandenen Vorteil durch den Zollverein zu verschweigen, ihn aber als nachteilig für die Stadt hinzustellen. Er führt Hamburg an, das sich dieser Vereinigung mit Stolz enthalte.

„Würde Hamburg es sich beifallen lassen, bei dieser Preußenerfindung mitzutun? Wollen wir uns nicht gleich einverleiben lassen, Buddenbrook.“ (B, S. 41).

Nebenher werden hier noch einmal die Vorbildfunktion und der hohe Stellenwert klar, die man Hamburg beimisst. Dieser hohe Stellenwert ist auch erklärbar durch den diplomatischen Status der Stadt. In Hamburg, nicht in Lübeck, residierten die bei den drei Hansestädten beglaubigten diplomatischen Vertreter auswärtiger Staaten.¹⁵³

Zwei gegensätzliche, gruppenspezifische Positionen innerhalb des kaufmännischen Bürgertums sind hier vertreten, Jean Buddenbrooks und Köppens, dem der Autor keinen Vornamen gibt. Das Diskursfeld *Zollverein* wird in den anderen Freien Reichsstädten und Flächenstaaten des Deutschen Bundes, die ihm noch nicht angeschlossen waren, mit den gleichen Positionen ausgestattet gewesen sein. Und überall wird es auch viele Positionen gegeben haben, aus denen heraus wegen Interessenüberschneidungen keine eindeutige Ablehnung oder Befürwortung des Zollvereins möglich war.

Der auf wirtschaftlichen Aufschwung ausgerichtete Habitus Jean Buddenbrooks ist damals schon unverkennbar, obwohl er die schöne Institution, die Einklarierung auf den Bürgereid, auch hochhält. Aber seinen wirtschaftlichen Interessen gibt er dennoch höhere Priorität, und diese hohe Priorität haben sie jetzt, wo er die alleinige Verantwortung für Firma und Familie hat, mehr denn je. Er kann es nicht ertragen, dass das Geschäft stagniert, und schuftet Tag und Nacht. Ein Verhalten, das auch in die Zeit passt, denn der Ehrgeiz des Handels, des Handwerks und aller anderen Branchen, mit dem Vermögensaufbau der zukunftssträchtigen, sich rapide aufbauenden Industrie mitzuhalten, sogar an der Börse zu spekulieren, war sehr groß. Auch Jean macht Börsengeschäfte, eine Börse hat auch seine Stadt.¹⁵⁴ In seinem Kaufmannshabitus leidet er im Fall des Bankrotts der Fa. Westphal sehr unter der finanziellen Einbuße, Gewissensqual aber spürt er in seinem konservativen Habitus, in dem er sich verpflichtet fühlt, nach alter gesellschaftlicher und familiärer Tradition das Familienvermögen zu vergrößern. Er aber hat es durch den Bankrott eines Geschäftspartners geschmälert. Dass er nichts dafür kann, spielt für den verantwortungsbewussten Jean keine Rolle. Das ehrabschneidende Gerede wird für seine Frau das größere Gewicht gehabt haben. Elisabeth beweist

¹⁵³Vgl. Kretschmar: Geschichte Lübecks in der Neuzeit, S. 92.

¹⁵⁴Neben den Brennpunkten des Börsengeschäftes in Frankfurt und Berlin gab es eine beträchtliche Zahl kleinerer Effekten- und Warenbörsen, eine davon in Lübeck. Sie hatten allesamt, selbst die in Hamburg nur eine lokale oder regionale Bedeutung. Vgl. Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 2, S. 115.

nach dem Tod ihres Mannes, dass ihr jeglicher Sinn fürs Geld abgeht, sie zahlt Claras Vermögensanteil, die stolze Summe von 127.000 Kurantmark¹⁵⁵ an Pastor Tiburtius aus, als ginge es um die Bezahlung einer Schneiderrechnung. Dabei hatte Tiburtius bei der Vermählung schon Claras Erbteil von 80.000 Kurantmark eingestrichen. Um die Höhe dieser Summe zu verdeutlichen, stelle ich zum Vergleich das Jahresgehalt eines Polizeidieners daneben, dass in den sechziger Jahren 800 Kurantmark ausmachte. Höhere Staatsbeamte bezogen im Jahre 1865 Jahresgehälter zwischen 3.900 und 7000 Kurantmark.¹⁵⁶ Dabei gibt es keinen rechtlichen Grund für die Auszahlung an Tiburtius, nur ein Versprechen, das Clara, vielleicht unter psychischem Druck, ihrem Mann gegeben hat, nämlich dass sie ihre Mutter bittet, ihm ihren Vermögensanteil auszuzahlen. Wenn es so war, was gut vorstellbar ist, würde hier der Beweis liegen, dass es unter den Theologen, die bei Elisabeth und zuvor bei ihrem Mann verkehrten, welche gab, die den Eigennutz im Sinn hatten. Tiburtius hat eindeutig Clara aus finanziellen Gründen geheiratet. Er passte, schon vom Erscheinungsbild her, überhaupt nicht zu ihr. So wie Clara ihrem Mann das genannte Versprechen gab, gab wiederum Elisabeth Clara das Versprechen, diese Bitte zu erfüllen. Und Elisabeth zahlt, ohne nur einmal auf den Gedanken zu kommen, ob die sterbende Tochter die Bedeutung dessen, um was sie da bat, überhaupt noch einschätzen konnte. Die leichtsinnige Zahlung erinnert an die ihres Mannes an Grünlich. In beiden Fällen liegt die Absicht zu Grunde, redlich zu handeln. Ein Versprechen zu halten in dem einen Fall, den Erbteil der Tochter nach dem Rechtsverständnis der Zeit an den Ehemann auszuzahlen, in dem andern Fall, sehen beide, Jean und Elisabeth, als ihre Christenpflicht an. Ein Leben nach den Werten der Moral, die ihnen der Glaube vorgibt, sind ihnen obersters Gebot. Trotzdem, Elisabeths hohe Auszahlung an Tiburtius ist unverantwortlich der Familie gegenüber, unverantwortlicher als die Zahlung Jeans an Grünlich. Er weiß, was er tut und dass es der Familienkasse zuträglich ist. Elisabeth aber hätte vorher die Finanzlage der Familie erkunden und dann abwägen müssen. So handelt sie nach ihrem Glauben redlich und unredlich zugleich, denn ihr Handeln bedeutet auf Grund der schon verengten Finanzlage für Familie und Firma den ersten Schritt auf den Abgrund zu.

Trotz umfangreicher Reformen im Familienrecht bleiben die Frauen unmündig, was politische, geschäftliche oder finanzielle Bereiche angeht. Zu Recht, könnte man in Bezug auf Elisabeths Auszahlung an Tiburtius sagen, wenn man von ihrem Leichtsinne auf den aller Frauen schließt. Tatsächlich werden sie sich in ihrem frauenspezifischen Habitus nicht sehr unterschieden haben, auch nicht über Elisabeths Zeit hinaus, als Frauen-Bildungseinrichtungen wie der *Allgemeine deutsche Lehrerinnenverein*, gegründet von Helene Lange (1848-1930), und der *Deutsche Verband für Frauenstimmrecht*, gegründet von Anita Augspurg (1857-1943), auf dem Weg zur Gleichberechtigung den ersten sanften Anstoß für den Stein gaben, der allerdings erst im 20. Jahrhundert richtig ins Rollen kam. Erst nach dem Ersten Weltkrieg erhielten die Frauen das allgemeine Wahlrecht, waren erstmalig in politischen Gremien vertreten und erhielten erstmalig Konzessionen für freiberufliche Tätigkeiten und Zulassungen als Ärztinnen oder Rechtsanwältinnen. Alles für die Zeitgenossinnen Elisabeth Buddenbrooks in so weiter Ferne, dass sie wohl gar nicht auf die Idee kamen, etwas ändern zu wollen, und die schon zu Elisabeths Zeiten aufklärerisch wirkenden Blätter wie *Frauenzeitung für höhere*

¹⁵⁵ Die Währungen standen ungefähr im Verhältnis 1:3; drei Kurantmark entsprachen einem Taler Kurant

¹⁵⁶ Vgl. Lindtke: Die Stadt der Buddenbrooks, S. 22.

weibliche Interessen, gegründet von Luise Otto-Peters (1819-1895), erreichten nur einen kleinen Teil der Frauen. Wahrscheinlich kauften oder abonnierten sie sie nicht, um den Familienfrieden nicht zu gefährden. Da sie finanziell völlig unmündig waren, gingen alle ihre persönlichen Rechnungen über den Ehemann, der sie beglich, ob es nun eine Schneiderrechnung oder die der Kuranstalt war, in der sie zur Sommerfrische geweilt hatten. Von dem monatlichen Wirtschaftsgeld, was sie von den Ehemännern zugeteilt bekamen, bezahlten sie dann das Hauspersonal. Im Roman trifft man auf einen solchen Punkt im Hause Grünlich. Es ist der Tag, als Tony, nachdem ihr Vater die Unterredung mit Grünlich und Kesselmeyer hatte, mit ihrem Vater und Erika abreisen will. Es fällt ihr ein, dass sie noch kein Wirtschaftsgeld bekommen hat.

„Papa, die Mädchen müssen doch gehen... ich kann sie nicht mehr ablohnen... Grünlich hätte mir heute oder morgen Wirtschaftsgeld geben müssen...“ (B, S. 230).

Auch die Mutter wird nie selbst eine Rechnung bezahlt haben, wahrscheinlich hat sie nie eine gesehen. Völlig unbedarft in Geld- und Geschäftsdingen, kann sie nicht folgen, als Jean ihr einen Überblick gibt über Ausgaben der Familie gibt, wie z.B. anlässlich der Sache mit dem von Elisabeth gewünschten Hausdiener.¹⁵⁷

Die Konsulin nickte ein wenig zögernd, die Stickerei im Schoße. „Recht gut, mein lieber Jean“, sagte sie, obgleich sie nicht alles verstanden hatte und durchaus nicht begriff, warum all diese großen Summen sie hindern sollten, einen Bedienten zu engagieren. (B, S. 80).

Tony ist genauso unwissend in Finanzsachen wie ihre Mutter, sie hätte auch nicht verstanden, falls Grünlich – was natürlich schwer vorstellbar ist – ihr etwas hätte erklären wollen. Insgesamt ist sie so unselbstständig wie ihre Mutter. Sie handelt, wie es der Vater wünscht, lässt von ihm den zukünftigen Ehemann aussuchen, obwohl das neue Familienrecht ihr erlaubt, den Partner allein zu wählen. Aber das traditionelle (abgelöste) Recht, nach dem der Vater den Mann für die Tochter bestimmt, ist selbst in der Nachwirkung noch das stärkere. Der Vater hat die *gute Partie* für seine Tochter im Auge, die Partie, die doppelt zu wirken hat: Einmal als Vermögenserweiterung und einmal als Erweiterung des symbolischen (Titel) und sozialen (Beziehungen) Kapitals, wobei zu bemerken ist, dass das soziale Kapital als Folgekapital immer sicher ist. „Wer Geld hat, hat auch Beziehungen!“¹⁵⁸ Aber auch das symbolische Kapital als Titel ist meist Folge des ökonomischen Kapitals. Thomas wird als Mitglied einer reichen Kaufmannsfamilie Senator, Kommerzienrat Treibel hat als Blaufarbenfabrikant seinen Titel erhalten.

Erweiterung der Kapitalsorten, hier zu verstehen als Zusammenfluss der Kapitalsorten beider Familien zum Gesamtkapital der gedoppelten Familie, hat Jean also im Auge. Bei der eigenen Vermählung und der seiner Eltern hat es nach obigem Muster geklappt, insbesondere der Aspekt des symbolischen Kapitals bei der Heirat der Eltern, der halbromanische Name *Duchamps* in seiner Bedeutung für die Buddenbrooks, wurde in dieser Arbeit schon ange-

¹⁵⁷ Vgl. zum Punkt *Hausdiener* auch S. 41 und S. 49 dieser Arbeit.

¹⁵⁸ Müller: Kultur, Geschmack und Distinktion, S. 166.

sprochen.¹⁵⁹ Dieser zeitgemäße, sich als Familientradition schon etablierte Vorgang der vorteilhaften Vermählungen soll sich im Falle Tonys wiederholen. Sie soll Bendix Grünlich heiraten, einen nach Jeans Erkundigungen und Einschätzungen wohlsituierten und angesehenen Kaufmann, der allein dadurch, dass er in Hamburg¹⁶⁰ ansässig ist, schon einen Batzen symbolisches Kapital einzubringen verspricht. Die beiden Frauen, Gattin und Tochter, verlassen sich darauf, dass Jean das Richtige tut. Die Investition zu dieser vielversprechenden Verbindung, die Überweisung von Tonys Erbteil von 80.000 Kurantmark an Grünlich, ist er ohne Vorbehalte zu tätigen bereit. In seinem christlichen Glauben an die Redlichkeit anderer, auch an Grünlich, kommen Jean Buddenbrook keinerlei Skrupel. In dieser Hinsicht kann man bei ihm von Naivität sprechen, denn entgegen seinem situationsgerechten Verhalten vor den aufgewiegelten Arbeitermassen fehlt ihm hier jedes Gespür für das angemessene, ihm nicht zum Schaden gereichende Handeln. Er hätte als erfahrener Geschäftsmann die Windigkeit des aufgekratzten, vor ihm buckelnden „Anwärters“ Grünlich ausspüren müssen, und lässt sich schon durch Grünlichs Wohnsitz, Abstammung und die anlaufenden Geschäftsverbindungen mit ihm blenden. Jeans positive Einstellung zu Grünlich wird klar, als Grünlich im Hause Buddenbrook angemeldet wird. Diener Anton überreicht Grünlichs Visitenkarte dem Konsul, der mit seiner Familie im Garten sitzt.

„Grünlich, Agent“, las der Konsul. „Aus Hamburg. Ein angenehmer, gut empfohlener Mann, ein Pastorensohn. Ich habe Geschäfte mit ihm. Es ist da eine Sache... Sage dem Herrn, Anton – es ist dir recht, Bethsy? –, er möge sich hierher bemühen...“ (B, S. 94).

Außer, dass er aus dem respektablen Hamburg kommt, ist er auch noch Pastorensohn, für den religiösen Jean ein weiterer Vorzug Grünlichs. Auch für Elisabeth, aber sie zählt hier nicht so sehr, urteilt aus zweiter Hand, nach der Mentalität ihres Mannes. Wir wissen es bereits, aber es ist interessant, einen neuen Beleg für ihre geistige Unselbstständigkeit zu finden. Nur Tony als noch unverbildetes junges Mädchen durchschaut Grünlich als dubiosen Parvenu und sagt ihren Eltern, was sie über ihn denkt. Der Vater aber bleibt jetzt und später seinen ihn irreleitenden Gefühlen treu und bringt die gehorsame Tochter dazu, entgegen deren Intuition Grünlich zu heiraten. Jean erkennt nicht die Verstellung Grünlichs – man kann auch hier von einem eingeschränkten Bewusstsein Jeans sprechen –, in der Grünlich unnatürlich redet „aber ich inkommodiere nicht länger, nein, bei Gott, Frau Konsulin, ich inkommodiere nicht länger“ (B, S. 99). Bendix Grünlich meldet die Anwartschaft auf eine bestimmte Position im sozialen Feld an, für die er keinerlei Kapital besitzt, weder ökonomisches, noch symbolisches, noch kulturelles oder soziales. Und genau dieses Fehlen verunsichert den Anwärter und spiegelt sich in seinem angestregten, hochstaberischen Verhalten, das den Schein verbreiten soll, er habe all die Kapitalsorten. Zumindest für das fehlende kulturelle Kapital hätte Jean ein Gefühl haben müssen, er ist geübt im Umgang mit Menschen, besonders mit denen seiner Klasse. Wieso hat ihm Grünlichs Habitus kein Unbehagen erzeugt, nicht mal einen winzigen unbestimmten Zweifel an der Person Grünlich aufkommen lassen? Verstehen könnte man es, wenn Jean einen solchen Zweifel doch gehabt und verdrängt hätte, um eine in die Jahre ge-

¹⁵⁹ Vgl. auch S. 33 dieser Arbeit.

¹⁶⁰ Vgl. S. 32f dieser Arbeit. Hamburg-Bonus.

kommene oder hässliche Tochter unterbringen zu müssen. Denn als Frau unverheiratet geliebt zu sein, hieße, abgewertet, „sitzengeblieben“ zu sein, eine Schande für die ganze Familie. Doch dies ist hier nicht der Fall, Tony Buddenbrook ist jung und hübsch, und stammt darüber hinaus aus wohlhabender, angesehener Familie. Sie ist für jeden Bewerber die *gute Partie*, die Jean sich umgekehrt für Tony wünscht. Dies alles ist Jean sehr wohl bewusst. Er hat auch Tonys Abneigung gegen Grünlich registriert, aber sieht den Grund dafür in ihrer Unreife. Er sagt über sie gleich nach dem Besuch Grünlichs zu seiner Frau:

„Wenn ich mir denken könnte, daß Tony irgendeinen delikaten Beweggrund hat, sich für diese Verbindung nicht entschließen zu können! Aber sie ist ein Kind Bethsy, sie ist vergnügungssüchtig, tanzt auf Bällen, läßt sich von den jungen Leuten becouren, und zwar mit Pläsier, denn sie weiß, daß sie hübsch und von Familie ist... sie ist vielleicht im geheimen und unbewußt auf der Suche, aber ich kenne sie, sie hat ihr Herz, wie man zu sagen pflegt, noch gar nicht entdeckt.“ (B, S. 113).

Die obligatorische *gute Partie* hätte sich für Tony jederzeit machen lassen. Doch der Vater redet sich ein, dass ein Risiko bleibt, wenn Grünlich durch Tony abgelehnt wird. „Fischzug ist alle Tage, aber nicht alle Tage Fangetag!“ (B, S. 113) sagt er zu Bethsy in bildhafter Kaufmannssprache. Sehr naiv ist der berechnende Kaufmann in Bezug auf die Auskünfte, die er über Grünlich bekommen hat, ihm kommt gar nicht der Gedanke, dass etwas beschönigt sein, etwas nicht stimmen könnte. Er fällt voll auf Grünlich herein, dem das Verhalten eines Mannes, der um seinen gesellschaftlichen Rang weiß, völlig abgeht. Grünlich ist ein unwürdiger Anwärter auf eine Position im sozialen Feld *Familie Buddenbrook*. Ein würdiger Anwärter in vergleichbarer Sache, auf eine Position im sozialen Feld *Familie von Baldereck* ist einer wie Friedrich von Fink in *Soll und Haben*. Bei der Frau von Baldereck, die den reichen Freiherrn als Schwiegersohn ausgeguckt hat, erscheint er bei Einladungen nie pünktlich. Sein Benehmen der Baronin gegenüber, gutmütiger, etwas herablassender Schalk hinter vorgespielter Unschuld, als diese ihn der Hochstaplerei in Bezug auf die Einführung Anton Wohlfahrts in ihrem Hause zur Rede stellt, zeugt von der Übung von Finks, allen Lagen, die sich ihm als Akteur im sozialen Feld ergeben, so gewachsen zu sein, wie es ein Sportler der Weltklasse im lokalen Wettstreit wäre. Die Baronin:

„Ich fürchte, Sie haben Ihr Spiel mit uns getrieben!“ – Fink aber schüttelte den Kopf und erwiderte mit großer Aufrichtigkeit: „Man spielt nicht, wo man fühlt.“ Darauf führte er Fräulein Eugenie zum Tanze.¹⁶¹

Das ist die schlichte Art der Brautwerbung bei von Fink. Was für ein Unterschied zu dem Auftritt des aufgekratzten Bendix Grünlich, der ja auch eine (versteckte) Brautwerbung ist! An von Fink und seine „nachlässige Sicherheit“¹⁶² denkt die Baroness Rothsattel schwärmend zurück. Einen weiteren Vergleich zu Grünlich ermöglicht auch der Besuch Friedrich von Finks im Hause Ehrenthal. Von Fink redet über den Kopf des Hausherrn hinweg und selbst Bernhard, der studierte, gebildete Sohn des Hauses, sagt sich, dass eine solche Gleichgültig-

¹⁶¹ Freytag: *Soll und Haben*, Bd. 1, S. 210f.

¹⁶² Ebd., S. 141.

keit zum Wesen der Weltleute gehöre.¹⁶³ Gleichgültigkeit, sagt Bourdieu, bedeute aber kein Freisein von Interesse.¹⁶⁴ Von Fink bringt die Art von Einsatz, die man von ihm erwartet, als einer dieser „Weltleute“. Sein Verhalten ist nuancenreich, zeigt z.B. Nachlässigkeit und Schalk, gewürzt mit leichtem oder verletzlichem Spott, im Umgang mit Leuten gleichen Standes, die ihn geärgert haben wie Lenore. Anton Wohlfahrt erinnert ihn daran, dass er ihm (Anton), dem Freund gegenüber immer hochgesinnt und voller Anteil war. Eine andere angemessene Verhaltensweise von Finks wird hier angesprochen. Anton fordert von dem Freund einen rücksichtsvollen Ton auch Lenore gegenüber, man müsse ihr nachsehen, wenn sie sich in der Trauer um den Bruder gehen lasse. Doch von Fink verweigert sich.

„Darum laß mich“, versetzte Fink; „jeder hat seine eigene Weise, Vögel abzurichten. Nur nebenbei laß dir sagen, wenn dein Fräulein Lenore nicht aus diesem kränklichen Leben aufgerüttelt wird, so geht das Beste an ihr in kurzer Zeit zum Teufel.“ (B, S. 259).

Die Art des Tones, in dem von Fink über Lenore, aber auch mit ihr spricht, zeugt von seinem Interesse an ihr. Er engagiert sich im Ton, wendet im Ton Energie auf. Lässigkeit, Schalk und Spott scheinen ihm die geeigneten Mittel, Lenore zu ihrem eigenen Vorteil zu erziehen, „abzurichten“. Seine Mittel entpuppen sich auch als geeignet, er kommt zum Ziel, sie heiratet ihn, und es ist nicht zum Schaden Lenores. Pure Gleichgültigkeit hat Fink nur gegen Mitglieder der niedrigeren Schichten wie zum Beispiel die Ehrenthals. Für sie lohnt es nicht, Energie aufzuwenden. Ihnen Verachtung entgegenzubringen, wäre schon zu aufwendig, Ehrenthals zählen nicht für ihn. Fink praktiziert die feinen Unterschiede, ohne dass es ihm jedesmal bewusst wird. Er macht intuitiv den richtigen Einsatz, diesen richtigen Einsatz hat sein Habitus inkorporiert. Es ist der fassettenreiche Habitus eines adeligen Weltmannes, eines Mannes von gesellschaftlichem Rang.

Das ganze Gegenteil stellt Grünlich dar. Er tritt in der Art des Kleinbürgers auf, der in Gebiete einzudringen wünscht, die traditionellerweise dem Großbürgertum vorbehalten sind.¹⁶⁵ Zu dem Eifer und der Beflissenheit bei solchen kleinbürgerlichen Praktiken kommen im Fall Grünlichs noch Anbiederungspraktiken hinzu.

„Welch reizender Garten“, unterbrach er sich, während er sich dankend mit einer Zigarre des Konsuls bediente, „– doch, für einen Stadtgarten ist er ungewöhnlich groß! Und Welch farbiger Blumenflor... oh, mein Goitt, ich gestehe meine Schwäche für Blumen und für die Natur im allgemeinen! Diese Klatschrosen dort drüben putzen ganz ungemain...“
Herr Grünlich lobte die vornehme Anlage des Hauses, er lobte die ganze Stadt überhaupt, er lobte auch die Zigarre des Konsuls und hatte für jeden ein liebenswürdiges Wort. (B, S. 97).

Erinnert sei nur daran, wie Köppen wirkt, als er das Haus in der Mengstraße lobt. Grätjens pariert mit Verächtlichkeit, da Köppen sich als Neureicher, den Luxus nicht Gewöhnter, zu erkennen gibt. Durch Grünlichs Hervortun, durch seine fehlende Lässigkeit hätte Jean den Hochstapler erkennen müssen. Stattdessen hofiert er ihm seinerseits. Elisabeth errät den

¹⁶³ Vgl. Gustav Freytag: Soll und Haben, Bd. 2, S. 264.

¹⁶⁴ Vgl. Bourdieu: Praktische Vernunft, S. 143.

¹⁶⁵ Vgl. Schwingel: Bourdieu zur Einführung, S. 65.

Wunsch des Gatten und bittet Grünlich, während seines Aufenthalts in Hamburg Gast ihres Hauses zu sein.

Herr Grünlich blieb einen Augenblick stumm vor Dankbarkeit. „Ich bin Ihnen von ganzer Seele verbunden, Frau Konsulin!“ sagte er mit dem Ausdruck der Rührung. „Aber ich darf Ihre Liebenswürdigkeit nicht mißbrauchen. Ich bewohne ein paar Zimmer im Gasthause ‘Stadt Hamburg’...“

Ein paar Zimmer, dachte die Konsulin, und dies war es auch, was sie nach Herrn Grünlichs Absicht denken sollte. (B, S. 99).

„Die Konsulin lächelte wohlgefällig“ (B, S. 99), und der Konsul sagt zu seiner Familie, als Grünlich fort ist:

„er ist ein christlicher, tüchtiger, tätiger und feingebildeter Mann, und du, Tony, ein großes Mädchen von achtzehn oder nächstens neunzehn Jahren, gegen das er sich so artig und galant betragen hat, du solltest deine Tadelsucht bezähmen“ (B, S. 100).

Tatsächlich durchschaut Tony als Einzige das falsche Spiel Grünlichs, und gibt es ihm gegenüber zu erkennen. In ihrem Jung-Mädchen-Habitus hat sie einen unverstellten Blick für Menschen und Situationen, ist allerdings auch zu beeinflussen und zu beeindrucken, z.B. durch Morten Schwarzkopf, den Revolutionär. Später, als ihr ihre Zugehörigkeit zur städtischen Oberschicht richtig bewusst wird, verstellt ein klassenspezifischer Habitus ihr allgemein den freien Blick.

Grünlich ignoriert, wie sie ihm entgegentritt, wird immer wieder bei Zusammentreffen mit ihr allein unterwürfig, schmeichlerisch und zudringlich. Wozu? Anmaßend benimmt er sich im Hause des Lotsenkommandanten Schwarzkopf, als er dort vorstellig wird, um seine Ansprüche an ihren Pensionsgast Fräulein Buddenbrook geltend zu machen. Zuvor hatte er von der Zuneigung Tonys zu ihrem Sohn Morten erfahren. Mit seinem aufgesetzten Verhalten

„Herr Kommandeur!“ begann Herr Grünlich, indem er den Kopf mit Entschlossenheit schüttelte und ihn dabei ein wenig zurückwarf. Dann schwieg er aufs neue, um die Wirkung dieser Anrede zu verstärken“ (B, S. 151).

hat er bei Schwarzkopfs Erfolg wie bei Tonys Eltern. Im Gegensatz zu diesen haben die Schwarzkopfs aber keine Möglichkeit zu einer anderen Reaktion, wenn sie nicht als Folgewirkung die Verstimmung der Buddenbrooks in Kauf nehmen wollen, die ihnen immer wieder als Pensionsgäste Geld in die Familienkasse füllen. Nur fragt man sich allerdings, was Grünlich mit seinen angestrengt erzeugten Verstellungskünsten bei Schwarzkopfs zu bezwecken wünscht? Über den Widerwillen Tonys geht er ja hinweg, was sollte ihm da die Familie Schwarzkopf schaden, die gar nicht zur Gesellschaftsklasse der wohlhabenden Kaufleute zählt, und deren Sohn als Auserwählter Tonys niemals von den Eltern akzeptiert würde? Grünlich weiß dies auch. Er wendet unnütz Energie auf.

Dass Schwarzkopfs, die Grünlich weder nützen noch schaden können, ihn nicht durchschauen, ist noch nachvollziehbar. Nicht nachvollziehbar ist, dass Jean ihn nicht durchschaut. Den Erfolg beim Konsul und seiner Frau, den diesbezüglich maßgeblichen Personen für ihn, registriert Grünlich sehr bewusst, aber sie sind weder bei Schwarzkopfs noch bei den von ihm

inszenierten Begegnungen mit Tony anwesend. Es zeigt, dass Grünlich bei seinen Auftritten kein wirkliches Gespür hat für seine Wirkung auf andere und für den Schaden oder Nutzen, die sie ihm einbringen könnten. Er könnte als Ehekandidat Tonys auf eine Position im sozialen Feld *Familie Buddenbrook* Erfolg haben, wenn er neben den Merkmalen seiner Anwärter-Position wie kleinbürgerliche Beflissenheit zusätzlich Geschicklichkeiten wie Fingerspitzengefühl entwickeln würde. Er könnte Erfolg haben, wenn er sich hineindenken könnte in die Empfindungswelt des angestrebten sozialen Feldes und sich ihm anpasste wie eine Jenny Bürstenbinder in Bezug auf das soziale Feld *Industriellen-Familie Treibel*.

Was der Weltmann von Fink intuitiv leistet: in jeder Situation den richtigen Ton zu treffen, die richtige Gestik, ein richtiges Einzelmuster aus dem feinmustringen, inkorporierten Gesamtverhalten auszuwählen und anzuwenden, kann Grünlich mit seinen unnatürlichen, als grobe Schablonen vorhandenen Verhaltensweisen nicht annähernd leisten. Was Friedrich von Fink automatisch zufällt, nämlich der Profit im Prestige durch die Konformität mit den Erwartungen, die man an seinen Gesellschaftsstand hat, müsste Grünlich sich mühsam erringen. Er wird es aber nicht erringen, weil sein Habitus zu kleinbürgerlich ist.

Bei Jean Buddenbrook hat Grünlich dennoch Erfolg. Er hat einfach Glück, an einen wie ihn zu gelangen, der in Bezug auf ihn (Grünlich) auf beiden Augen blind zu sein scheint. Oder Jean will blind sein, um sich die Illusion auf die *gute Partie* für seine Tochter nicht zu zerstören. Oder büßt er hier seine Menschenkenntnis ein, weil sein christlicher Glaube an die Redlichkeit anderer stärker ist? Aber die Religiosität kann bei der Begegnung in seinem Haus mit Grünlich nur eine ihm unbewusste Neben- oder Hintergrundfunktion haben. Zu sehr handelt er bei dem Setzen auf die *gute Partie* als Geschäftsmann. Wenn aber dieser christliche Glaube an die Redlichkeit anderer ihn doch gesteuert haben sollte, müsste dieser Glaube dort seine Grenzen haben, wo eine solche Redlichkeit sich so offenbar als nicht vorhanden darstellt wie im Habitus Grünlichs. Es ist mir unmöglich, wieso Jean auf Grünlich als Heiratskandidat für Tony setzt, wieso er überhaupt Sympathie für diesen Mann entwickelt. Die Gründe für mein Unverständnis sind schon genannt.

Aber Jeans Einstellung zu dem Ehekandidaten Grünlich spiegeln nicht allein die Widersprüchlichkeit der Figur Jean Buddenbrook. Auch auf dem Gebiet der Politik ist es schwierig, den Konsul zu durchschauen und einer Richtung zuzuordnen. Seine Wohltätigkeit, denkt man an die Spenden für die Kirche oder das Eintreten für Verwandte wie Klothilde oder Gotthold, bedeutet nicht, dass er der Klassengesellschaft abgeschworen hat. Dass er ihr nicht abgeschworen hat, zeigt sich auch darin, dass er vor den revolutionären Volksmassen eine Taktik einsetzt, die auf den Erhalt dieser Klassengesellschaft abzielt. Auch setzt er sich nicht für seine langjährige und bisher treue Köchin Trina ein, die plötzlich im revolutionären Sinne aufmüpfig daherredet:

„Warten Sie man bloß, Fru Konsulin, dat duert nu nich mehr lang, denn kommt ‘ne annere Ordnung in de Saak; denn sitt ick doar up’m Sofa in’ sieden Kleed, un *Sei* bedeinen mich denn...“ (B, S.178).

Wie bei allem, was Elisabeth denkt und tut¹⁶⁶, wird sie sich auch in diesem Fall entscheiden haben nach dem, was ihr Mann als letztes Wort gesprochen hat. Sie entlässt Trina fristlos. Warum setzt Jean sich nicht in seinem verantwortungsbewussten, sozialen Habitus für die (dumme) Köchin ein. Es bedürfte nur eines Satzes von ihm. Er bräuchte sie nur in seinem vor den Arbeitern so gut bewiesenen Humor darauf aufmerksam zu machen, dass Revolution nicht bedeutet, die Rollen zu tauschen. Die gute Seele Trina würde vermutlich sofort ihre Entgleisung einsehen, sich bei seiner Gattin entschuldigen und um Weiterbeschäftigung bitten. Jean aber überlässt sie ihrem Schicksal, dem Schicksal einer wegen Aufsässigkeit entlassenen Diensthilfen. Dass sie in der derselben Stadt, in der die großen Familien ihr Klassenbewusstsein wie auf dem Präsentierteller vor sich hertragen, noch eine akzeptable Stelle findet, bleibt zu bezweifeln.

Der Mamsell Jungmann, die den Stellenwert ihrer Person aus der Zugehörigkeit zum Hauptpersonal der Familie Buddenbrook ableitet, und die ihrem Schützling Tony deren gesellschaftlichen Rang eingebrannt hat wie man auf einer us-amerikanischen Ranch einem Rind das Zeichen seines Besitzers einbrennt, hat er nie Einhalt geboten. Bei Idas Erziehung ist es fast ein Wunder, dass Tony so lange ihre kindliche Unbefangenheit behielt. Später zeigt sich allerdings ihr Klassenstolz umso heftiger. Jean, der für Freiheit und Gleichheit schwärmt, für Louis-Philipp¹⁶⁷, legt bei dem Bewerber um die Hand seiner Tochter Wert darauf, dass er (Grünlich) in der besten Gesellschaft verkehrt (vgl. B, S. 114), und holt Tony nicht seinen christlichen Idealen gemäß (vor Gott sind alle gleich) von dem hohen Ross herunter, auf dem sie nach ihrer Scheidung sitzen geblieben ist. Er müsste als kluger und besonnener Vater dieses Ross sogar als ein hohles hohes erkennen, das bei ernsthaften Hindernissen unter seinem Reiter zusammenbricht. Denn Tonys Klassen- und Familienstolz ist nur ein kollektiver, sie hat ihn nicht wirklich verinnerlicht, ist nicht wirklich überzeugt in ihrem Habitus. Es bleibt alles Getue, wie aus automatischem Antrieb heraus. Und sie ändert sich auch nicht. Selbst, wenn sie später immer wieder sagt, als habe sie, jedes Mal, wenn sie es sagt, den Durchblick „ich war ja eine dumme Gans“, ist es in Wirklichkeit nur eine hohle Phrase, die sie nicht mal als Phrase erkennt.

Einen weiteren Fehler macht Jean bezüglich seines Sohnes Christian. Er kennt den unökonomischen Habitus seines Sohnes, der so offen den künstlerischen Einschlag zeigt. Jean hätte sowohl mit ihm selbst als auch mit Elisabeth über ihn und den richtigen Weg für ihn sprechen müssen, um ihn dann auf die richtige Fährte zu setzen. Falsch ist es jedenfalls, ihm mit Nachsicht liederlich leben zu lassen und Elisabeth das Gefühl zu geben, er (Jean) wüsche den Eintritt Christians in die Firma. Christian jedoch steht über die Jahre hinweg teilnahmslos am Rande des Feldes *Firma*, auf dem sein Vater eine routinierte Spielfigur ist und die Einsätze kontrolliert. Immer müsste ein neuer Anwärter für das jeweilige Spiel seine Anwartschaft zu erkennen geben, sagt Bourdieu.¹⁶⁸ Grünlich z.B. erbringt durch seinen zielbewussten Auftritt im Hause Buddenbrook einen relativ großen Einsatz für das Spiel *Familie Buddenbrook (Einheirat)*, einen Einsatz, der von Jean als Haupt der Familie auch erwartet war, bemerkt und anerkannt wird. Bei Christian müsste Jean das grundsätzliche Desinteresse bemer-

¹⁶⁶ Vgl. zum unselbstständigen Denken und Handeln Elisabeths auch S. 53f und S. 67f dieser Arbeit.

¹⁶⁷ Vgl. S. 29 dieser Arbeit.

¹⁶⁸ Vgl. Bourdieu: *Praktische Vernunft*, S. 141, und S. 38f dieser Arbeit (Klothilde).

ken und entsprechend disponieren. Elisabeth jedenfalls zwingt nach dem Tod Jeans den neuen Spieler aufs Feld, der zuvor kein Anwärter gewesen ist und sich keine Kenntnisse aneignen konnte, die eine solche Anwärter-Position vermittelt, wie z.B. das Erlernen der Spielregeln. Der Fehler ist ihr nachzusehen, denn sie kennt als Nichtspieler die Bedingungen für das Mitspielen nicht. Das wesentliche Argument, ihr den Fehler nachzusehen, ist aber, dass sie sich moralisch verpflichtet fühlt, den (vermeintlichen) Willen des Verstorbenen auszuführen. Darum ist ihre Fehlentscheidung dem Toten anzulasten. Diese Fehlentscheidung ist nicht ohne negative Folgen für Familie und Firma, wenn man den Stress Thomas' berücksichtigt, der ihm durch die Unfähigkeit des Firmenmitarbeiters Christian entsteht. Thomas, der zu dieser Zeit schon (versteckt) unbelastbar ist, beginnt, seine Kräfte aufzuzehren.

Alle Kapitalsorten, voran die ökonomische, stellen Jean sichere Positionen im sozialen Feld zur Verfügung. Aus seiner Sicht handelt er besonnen, entscheidet nie, wo er noch unsicher ist. Und doch ist seine Sicht oft Kurzsicht, er ist zur Korrektur seines Verhaltens ebenso wenig in der Lage wie Tony. Als Machtfaktor in der Stadt müsste er wissen, dass er dadurch, wie er seine Positionen besetzt, den Stellenwert der Waren, die er feil bietet, der Worte, die er mitteilt, bestimmt. Die Meinung der anderen ist die, die man sich von ihm entlehnt. Er gehört als Bürgerschaftsabgeordneter zu den Herrschenden, denn der Kaufmannsstand dominiert die Bürgerschaft als Verfassungsorgan seit dem Jahre 1669, als sich Lübeck eine Verfassung gab.¹⁶⁹ Die Sichtweise der vermögenden Kaufleute ist allgemeine Sichtweise, die Kaufleute haben die Stadt geformt und so gemacht, wie sie ist. Zur Stadt gehört auch die Mehrheit der Unterschicht, die diese Macht der Kaufleute durch ihre Meinung, dass es gut ist, wie es ist – von den revolutionären Trieben einmal abgesehen – legitimieren, denn die Regierenden werden durch nichts anderes gestützt als durch Meinung.¹⁷⁰ Das bedeutet, dass Jean durchweg zu seinem eigenen und dem Vorteil seiner Familie handeln könnte. Er könnte zum Beispiel Tonys Erbteil von Bendix Grünlich zurückverlangen, ohne sich in der Stadt ein Blöße zu geben. Wenn er dies mit der Autorität durchführte, mit der ihn die Bevölkerung durch ihre Meinung ausgestattet hat, würde ihm die Zurückforderung des Geldes als Stärke ausgelegt. Ihm jedoch ist die Distinktion von einem Handeln, das eher dem gewöhnlicher Leuten entspricht, wichtiger. Ein Krämer würde seine berechnete, aber etwas anzweifelbare Forderung kleinkariert eintreiben, ein sozial Absteigender würde eine solche Forderung aus der Notwendigkeit heraus zurückfordern, die eigene Pleite zu kaschieren oder herauszuzögern. Jean schweigt still darüber, dass er von einem Bankrotteur hinters Licht geführt wurde, er ist vor sich selbst beschämt, dass ihm so etwas passiert ist, er fühlt sich in seiner Kaufmannsehre gekränkt. Von dem schäbigen Verhalten des Bankrotteurs Grünlich will er sich durch Distinktion absetzen. Er verzichtet auf das Geld und damit auf das öffentliche Aufsehen, welches die Durchsetzung der Forderung bewirkt hätte. (Vgl. B, S. 234). Sein distinguiertes Verhalten dient ihm in erster Linie zur Erhaltung der eigenen Selbstachtung. Erst in nachrangiger Linie richtet er den Blick auf die mögliche Reaktion in der Öffentlichkeit, die er ja beeinflussen könnte.

Er handelt im Fall Grünlich in materieller Hinsicht zu seinem und seiner Familie Nachteil, und dies ohne tragfähigen Grund – sieht man einmal von dem Aspekt der Selbstachtung ab. Es ist ein falsches Handeln, so wie es ein falsches Handeln ist, das Leben nach den Werten

¹⁶⁹ Vgl. Lindtke: Die Stadt der Buddenbrooks, S. 20.

¹⁷⁰ Vgl. Bourdieu: Praktische Vernunft, S. 119f., und S. 60 dieser Arbeit.

wie Gottesfürchtigkeit, Fleiß, Pflichtbewusstsein in ihrer übersteigerten Form auszurichten und eine körperliche und geistige Erschöpfung herbeizuführen. Auch hier gibt es für ihn und seine Familie einen gravierenden Nachteil: Er übersteht es nicht.

IIIe. Die Geschwister Tom und Tony und die Zeichen des Untergangs der Buddenbrooks als Kaufmannsfamilie

„Ach, wir sollten uns hinsetzen, zum Teufel, und etwas leisten, wie unsere Vorfahren etwas geleistet haben.“ (B, S. 266), sagt Thomas im abendlichen Gespräch zu Tony, und sie erwidert:

„Ja, Tom, du sprichst meine Ansicht aus. Wenn ich bedenke, daß diese Hagenströms sich immer mehr aufnehmen... O Gott, das *Geschmeiß*, weißt du... Mutter will das Wort nicht hören, aber es ist das einzig richtige. Glauben sie vielleicht, daß es außer ihnen keine vornehmen Familien mehr gibt in der Stadt? Ha! ich muß laut lachen, weißt du, ich muß laut lachen ...!“ (B, S. 266).

In diesem Dialog wird schon erkennbar, um was es den beiden geht. Thomas, eben Erbe seines Vaters als Firmeninhaber und Familienoberhaupt geworden, denkt gleich an das Geschäft und geht dabei konform mit dem Habitus der Bürger seiner Zeit, die neue Unternehmungen aufzubauen oder das Ererbte auszubauen im Sinn hatten. Tony, dessen klassenspezifischer Habitus sich aus einem Kollektiv-Bewusstsein speist, wappnet sich mit Familienstolz gegen andere Familien der Stadt, die den gleichen Ranganspruch wie die Buddenbrooks haben. Sie, die nach dem Tod des Vaters die Familienchronik weiterführt und ihre persönliche Bedeutung – nach der Ehescheidung, die ihren Rang in der Stadt minderte, umso hartnäckiger – aus ihrer Abstammung herleitet, der Abstammung aus einer Kaufmannsfamilie, deren Wurzeln einige Generationen zurückreichen, bis zu einem Gewandschneider, der sich gut stand. Ein symbolisches Kapital, von dem sie noch heute zehrt, umso mehr, da eine ihrer gleichaltrigen Rang-Konkurrentinnen, Julchen Hagenström, aus einer Familie kommt, deren Vorfahren den für Tony nichtssagenden Namen Semlinger trugen. (Vgl. B, S. 238). Dass diese ehemalige Schulkameradin in die angesehene Kaufmannsfamilie Möllendorpf eingeheiratet hat, nimmt sie nicht zur Kenntnis und erwartet mit erhobenem Kopf, dass Julchen sie zuerst grüßt, als sie ihr auf der Straße begegnet.¹⁷¹ Die Empörung darüber zu Hause, dass Julchen eben dieser Erwartung nicht entsprach, zeugt von ihrer (Tonys) Naivität und von ihrer Unkenntnis der neuen Spielregeln, die sich für sie als Geschiedene (Gescheiterte) auf dem sozialen Feld *Stadt* ergeben.

Tony definiert sich weiterhin über ihre soziale Herkunft, eine Herkunft, die sie als junges Mädchen eher bedauerte, denn sie schwärmte für den Adel, hatte in Therese Weichbrodts Pension Armgard von Schilling kennen gelernt, als die erste Adlige, die ihr persönlich begegnete.

Von Schilling zu heißen, welch ein Glück! Die Eltern hatten das schönste alte Haus der Stadt, und die Großeltern waren vornehme Leute; aber sie hießen doch ganz einfach „Buddenbrook“

¹⁷¹ Vgl. auch S. 62 dieser Arbeit.

und „Kröger“, und das war außerordentlich schade. Die Enkelin des noblen Lebrecht Kröger erglühte in Bewunderung von Armgards Adel, und im geheimen dachte sie manchmal, daß für sie selbst dieses prächtige „von“ eigentlich viel besser gepaßt haben würde, denn Armgard, mein Gott, sie wußte ihr Glück nicht einmal zu schätzen“. (B, S. 88).

Da Ida Jungmann ihre Erzieherin war, liegt es nahe, dass sie von ihr diese Adelsbegeisterung übernommen hat, Ida stammt aus Pommern, wo der vom Volk akzeptierte Adel als Gutsherrschaft über jedem Dorf tronte. Auch hier gilt, was ich als Theorie Bourdieus zum Verhältnis zwischen Jean Buddenbrook und den Arbeitern gesagt habe, nämlich dass die Regierenden durch nichts anderes gestützt werden als durch Meinung. „Regierung gründet sich daher ausschließlich auf Meinung, und diese Tatsache gilt für die überaus despotischen militärischen Regierungen ebenso wie für die freiesten und republikanischsten.“¹⁷²

Die Angestellte mit dem Standesbewusstsein ihrer Herrschaft, Ida Jungmann, akzeptiert später auch den verwahrlosten Naturburschen Kai Graf Mölln als Freund Hannos, und nur, weil er ein Adliger ist. Sie nimmt sich sogar seiner Körperpflege an, schneidet ihm die Fingernägel. Bei ihrer Erziehung durch Ida Jungmann ist es nicht verwunderlich, dass auch Tony kein Wort gegen Kai verliert. Und aus dem gleichen Grund ist es erklärbar, dass Tony sich bei Thomas für den in finanzielle Schwierigkeiten geratenen, einen nachlässigen Lebenswandel führenden Mecklenburgischen Adligen von Maiboom einsetzt, den Gatten ihrer alten Freundin Armgard. Der Adel Maibooms war für diese Fürsprache das Ausschlaggebende, das Geschäft, das sie für Thomas sah, gab ihr einen verlockenden, aber nicht ausschlaggebenden Impuls. Durch diese Adelsfreundlichkeit bekommt ihr Stolz als Buddenbrook-Tochter einen Hauch von Unglaubwürdigkeit, ich sehe diesen Stolz eher als Herkunfts-Getue denn als Überzeugung. Überzeugung hätte sich kontinuierlich durch Erfahrung und Verinnerlichung gebildet. Dabei denke ich auch daran, wie leicht es Morten Schwarzkopf hatte, der Medizinstudent, ihr seine Zukunftsperspektiven und revolutionären Ideen zu vermitteln. Doch kaum aus Travemünde wieder zu Hause, zerschmolz ihre Leidenschaft für ihn und seine Weltanschauung wie Schnee in der Frühlingssonne. Ihre habituelle Labilität hat sich als Veranlagung erhalten, daneben haben sich langsam die Standesdünkel entwickelt, die damals vollkommen fehlten. Es waren Standesdünkel, die schnell wuchsen und sich über den Umzug vor das Burgtor hinaus, bis zum Romanschluss, nicht unterkriegen lassen. Sie werden gespeist von automatisch übernommenen klassenspezifischen Denkmustern, die sich in Gefühlsausbrüchen wie unbewusstem Neid oder Hass gegen die mit den Buddenbrooks konkurrierenden Familien artikulieren.

Beide Empfindungen verstecken sich in ihrer Haltung gegenüber Hagenström als Käufer des Hauses Mengstraße. Thomas hat an diesem Interessenten nichts auszusetzen, Tony umso mehr:

„Was im Wege steht? Grundgütiger Gott, was im Wege steht! Berge sollten ihm im Weg stehen, diesem dicken Menschen, Thomas! Berge! Aber er sieht sie nicht! Er kümmert sich nicht darum! Er hat kein Gefühl dafür! Ist er denn ein Vieh?... Seit Urzeiten sind Hagenströms unsere Widersacher... Der alte Hinrich hat Großvater und Vater schikaniert, und wenn Hermann dir noch nichts Ernstliches hat antun können, wenn er dir noch keinen Knüppel zwischen die Beine geworfen hat, so geschah es, weil sich ihm noch keine Gelegenheit dazu bot ...“ (B, S. 598).

¹⁷² Bourdieu: Praktische Vernunft, S. 119f. Vgl. auch S. 60 und S. 75 dieser Arbeit.

Man könnte Tony auch glücklich schätzen, denn die Blindheit für ihre soziale Lage erspart ihr die Peinlichkeit für die Gesamtlage der Buddenbrooks, und auch die Peinlichkeit die in Szenen liegt, in der sie einer der sozialen Akteure ist. Eine solche ist die, als Hermann Hagenström nett plaudernd die menschliche Annäherung an die alte Schulkameradin Tony Buddenbrook versucht. (Vgl. B, S. 604). Es ist ein unsensibles Verhalten, das Hagenström hier an den Tag legt. Der Situation angemessen wäre es, wenn er, seine Trumpfkarten *Geld, Ansehen, Beziehungen* in der Tasche, die sozial abgefallene, sich nicht der Lage gemäß benehmende Frau Permaneder ignorierte, dabei aber nicht unhöflich behandelte, wenn er sich ähnlich geben würde wie von Fink, als er zu Besuch bei Bernhard Ehrenthal ist und dort von dessen Eltern vereinnahmt wird.¹⁷³ Stattdessen hat Hagenström im Umgang mit Tony etwas von einer Nichtstilisierung des Lebens, etwas von dem Drauflos-Reden der breiten Schichten der Bevölkerung. Ein solches Verhalten stellt einen Gegensatz dar zur hochgradig zensierten Sprache der bourgeoisen Kreise, die Bedächtigkeit, Zurückhaltung und gespielte Einfachheit einsetzen. Man erinnere sich an die schlichte Brautwerbung von Finks.¹⁷⁴ Hagenström fehlt hier in der Szene das bourgeoise Geschick und auch das Geschick von Finks, intuitiv die richtige Art der Stilisierung anzuwenden. Hagenström richtet ein Wort, das unbefangen klingen soll, an die zugeknöpfte Tony:

„Wie ist es, gnädige Frau“, sagte er ... „Mir scheint, wir haben früher schon einmal Geschäfte miteinander gemacht? Damals handelte es sich freilich nur ... um was noch gleich? Leckereien, Zuckerwerk, wie? ... Und jetzt um ein ganzes Haus...“ (B, S. 604).

Der witzig gemeinte Ton passt ganz und gar nicht zur angespannten Situation zwischen Käufer und Verkäufer(in). In einer gelösten Atmosphäre hätte er gepasst, vielleicht in einem netten Lokal, wo auf das Geschäft angestoßen würde, das zur Zufriedenheit auf beiden Seiten bereits getätigt worden wäre. So aber fordert er die Abfuhr direkt heraus.

„Ich erinnere mich nicht“, sagte Frau Permaneder und versteifte ihren Hals noch mehr, denn sein Gesicht war ihr unanständig und unerträglich nahe... (B, S. 604).

Tony versucht krampfhaft, die Blöße zu überspielen, die ihr nach ihrer Empfindung Hagenström beigebracht hat. Von Stilisierung des Lebens durch die Sprache hat sie hier allerdings ebenso wenig wie er, aber sie hat im Gegensatz zu ihm auch nichts von dem unüberlegten Drauflos-Reden der breiten Bevölkerungsschichten. Sie besetzt in ihrer speziellen Gemütslage nur ein ganz persönliche Position, ein Position, die durch Individualverhalten bestimmt ist.

Bei den oben erwähnten unterschiedlichen Habitus der beiden Bevölkerungsschichten, Drauflos-Reden hier und „die langsame Gebärde“¹⁷⁵ dort spricht Bourdieu von der gegensätzlichen Ökonomie der Mittel. Diese Gegensätzlichkeit zeige sich auch in der Körpersprache, heftiges Gestikulieren hier, „der langsame Blick“¹⁷⁶ dort. Im Falle Hermann Hagenström bleibt seine unsensible Plauderei ein Ausrutscher, er gestikuliert nicht, noch gibt er sich sonst

¹⁷³Vgl. Gustav Freitag: Soll und Haben, Bd. 1, S. 264, und S. 71 dieser Arbeit.

¹⁷⁴ Vgl. S. 70f dieser Arbeit.

¹⁷⁵ Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 288.

¹⁷⁶ Ebd., S. 288.

wie ein Arbeiter, der oberflächlichen Trieben und Primärbedürfnissen den Lauf lässt. Er ist, von dem habituellen Ausrutscher abgesehen, gesteuert von seinem sachlich ausgerichteten, liberalen Habitus, hat den Hauskauf im Sinn und benimmt sich so im Hause Mengstraße, wie man es sich bei einem potenziellen Käufer vorstellt. Er hat sein Geld im Sinn, und den Gegenwert in dem zu besichtigenden Objekt, er wägt bedächtig ab und redet wenig. Diese Position, die seinem Kaufmanns-Habitus gemäß aufs Wirtschaftliche ausgerichtet ist, ist ihm ungleich wichtiger als die Position als Bekannter der Familie und vor allen Dingen als Bekannter Tonys. So nebenbei, wie er diese von Privatheiten bestimmte Position mit unüberlegtem Geplauder bezogen hat, verlässt er sie auch wieder. Er ist gekommen, weil er beabsichtigt, ein größeres, zentral gelegenes Anwesen zu erwerben, so eines wie das jetzt zu besichtigende. Während der Besichtigung überlegt er schon, dass das Haus, wenn er es kaufen sollte, zum Teil im Hinterhaus mit modernen großen Fenstern auszustatten sei, um es als Ladengeschäfte und Magazine an zukunftssträchtige Gewerbe (Handwerk, Einzelhandel) günstig weitervermieten zu können. Ein solches Vorhaben, Räume mit großen Schaufenstern zu vermieten, war damals ein überaus mutiges, denn er musste sie ja auch vermieten können. Es galt nämlich als unfein, und dies noch bis in die Gründerjahre hinein, die Waren „marktschreierisch“¹⁷⁷ in Fenstern zur Schau zu stellen. Auch in Lübeck war es üblich, Waren in der Diele des Hauses zu verkaufen oder durch die Fensterluke eines Vorbaus; im letzten Fall sah man als Käufer die verlangte Ware erst, wenn sie herausgereicht wurde.¹⁷⁸ Bei der Überlegung, im Hinterhaus der angebotenen Immobilie große Fenster einzubauen, zeigt sich der fortschrittliche Habitus Hagenströms. Er ist seiner Zeit voraus. Als Renditeobjekt hat Hagenström das Mengstraßenhaus im Sinn, aber gleichzeitig soll es natürlich auch ein Wohnhaus sein, das Aufschwung und Wohlstand seines Besitzers repräsentiert, in diesem Punkt hat Hagenström die gleichen Bedürfnisse wie alle großen Familien in der Stadt. Er beabsichtigt aber, das Haus nur dort umzugestalten, wo es rationelle oder praktische Gesichtspunkte erfordern, zum Beispiel sollten elektrische Klingeln installiert werden, die entgegen dem alten Glockenzug überall im Haus gut zu hören seien. Warum auch sollte er die Innenarchitektur des Haupthauses verändern, wie Tony befürchtet. In wehmütigen Gedanken an schöne Zeiten, die sie hier im Haus verbracht hat, möchte sie es für die Zukunft so erhalten wissen, wie es ist. Ihre Befürchtung ist überflüssig, für Hagenström gibt es gar keinen Grund, etwas zu verändern, wenn es keinen praktischen Vorteil dafür gibt. Er tut nichts Unnützes, denkt wirtschaftlich, hält seinen Kopf frei für die zeitlichen Erfordernisse, für sein wirtschaftliches Vorwärtskommen, und besetzt ihn auch nicht mit Ressentiments oder Verachtung gegen Leute, die ihn hassen und (unbewusst) beneiden wie Tony Buddenbrook.¹⁷⁹

Zu beneiden ist Hagenström allerdings. Seine Söhne sind kräftig, sportlich, robust und übermütig, machen Streiche und werden in die Fußstapfen des Vaters treten. Die für den Kaufmannsberuf übliche Realschulausbildung absolvieren sie gerade. Die Söhne des Bruders, des Richters Hagenström, haben einen anderen Habitus als ihre Vetter, sie sind ihrer-

¹⁷⁷ Lindtke: Die Stadt der Buddenbrooks, S. 12.

¹⁷⁸ Vgl. ebd., S. 12. In Lübeck ist der Einzelhandel, der ein unwesentliche Rolle spielt, in der Holstenstraße konzentriert. Dort gibt es Tabak-, Kolonial-, Tuch- und Manufakturwaren. Lebensmittel kauft man von der Landbevölkerung auf dem Markt, andere Waren wie Schuhe, Kleidung, Gebrauchsgegenstände bestellt man beim Handwerker.

¹⁷⁹ Vgl. auch S. 13 dieser Arbeit.

seits geeignet, den Weg zum Berufsfeld des Vaters anzusteuern. Sie sind Musterschüler des Gymnasiums, sind still, devot, fleißig, ehrgeizig, von sanfteren Sitten. Sie werden von ihren Mitschülern bewundert und geachtet, so wie sie später einmal als Richter bewundert und geachtet sein werden. Beide Brüder haben durch die Söhne den Fortbestand ihrer Familien gesichert, und in der Doppelung sichern und stärken sie als Großfamilie all ihre Kapitalsorten für die Zukunft, nicht zu unterschätzen die Kapitalsorte des symbolischen Kapitals, das den Namen Hagenström in der Stadt als einen rühmlichen Namen fortbestehen lassen wird. Hermann Hagenström weiß, ohne dass er es ständig im Bewusstsein haben muss, dass seine Existenz als Kaufmann Sinn hat. Er kann sich, ohne durch psychische Nöte wie Sorge um die Firmennachfolge abgelenkt und geschwächt zu sein, auf die Zukunft konzentrieren, die ihn gerade eben fordert mit dem Kauf des Hauses. Ansonsten hat er alles am Laufen, sein Part ist nur noch, auch alles am Laufen zu halten.

Bei keinem der Geschwister Buddenbrook gibt es einen solchen „Vorwärtsgang“, wie bei Hermann Hagenström. Tony richtet in ihrer innerlichen Leere den Blick auf Äußerlichkeiten, kontrolliert das Verhalten der anderen Familien in der Stadt der eigenen Familie gegenüber. Ihre ungeteilte Aufmerksamkeit spendet sie den Äußerlichkeiten dieser anderen Familien, die z.B. als protzige teure Kränze, die gleichzeitig als Statussymbole für die Bedeutung und Finanzkraft der Spender sprechen sollen, nach dem Tod der Konsulin im Hause Buddenbrook eintreffen. Je protziger der Kranz, je geschmeichelter fühlt Tony sich als Mitglied der Familie, dem diese Beileidsbezeugungen, die sie auch als Ehrenbezeugungen sieht, ins Haus geschickt werden. Sie wendet hier Emotionen, Gedanken und viele Worte, kurz: ihre Zeit auf.

Auch ihre Ehrfurcht vor dem Adel und vor dem Exotischen zeugt von der Empfänglichkeit für Äußerlichkeiten. Schon als Backfisch flößt ihr das „von“ im Namen ihrer Freundin Armgard von Schilling die höchste Ehrfurcht ein. Sie findet aber, dass Armgard, die einen dicken Zopf trägt und eine mecklenburgische Aussprache hat, viel zu unvornehm für den Adelstitel sei. (Vgl. B, S. 88f.). Vornehm ist für sie schon in dieser Zeit die Geige spielende Gerda Arnoldsen. Alles, was Gerda an persönlichen Gegenständen besitzt, und alle Gewohnheiten des ausländisch wirkenden Mädchens bewundert sie. Diese Verehrung steigert sich und hält an, als Gerda ihre Schwägerin geworden ist. Die kühle, rothaarige Frau, die der Makler Gosch die „Here und Aphrodite, Brünnhilde und Melusine in einer Person“ (B, S. 295) nennt, besticht Tony durch ihre distinguierte Art anderen gegenüber, durch ihr exotisches Aussehen, das durch schlichte Kleidung noch mehr zum Tragen kommt. Zum Vergleich: Antionette Buddenbrook, trägt in ihrem halbromanischen Einschnitt ebenfalls schlichte Kleidung, aus Bescheidenheit.¹⁸⁰ Ich glaube nicht, dass Gerda aus einem bestimmten Grund schlichte Kleidung trägt, sie mag sie einfach. Bei Gerda sehen Thomas und Tony eine andere Art der Repräsentation ihrer Familie in der Stadt, die Repräsentation durch ein exotisches Erscheinungsbild. Dass Gerda nur unbewusst repräsentiert, sehen sie nicht, es wäre für sie auch unwichtig. Für Tony und Tom mit ihrer beider Vorliebe für extravagante Kleidung, die bei Tony aus Atlasseide und bei Tom aus feinen Tuchen gefertigt ist, die er sich als komplette Garderobe aus Hamburg¹⁸¹ kommen lässt, zählt nur das Ergebnis: die Wirkung nach außen.

¹⁸⁰ Vgl. S. 34 dieser Arbeit.

¹⁸¹ Auch hier wieder der Hamburg-Bonus. Über die Generationen hinweg hält er sich. Hamburg war ja im letzten Jahrhundert eine expandierende Stadt. Vgl. auch S. 32 (Fußnote).

Und diese Wirkung hat Gerda eben mit der schlichten Kleidung, die zu ihrem Typ passt.. Diese Sucht nach Außenwirkung haben die Geschwister gemeinsam mit ihrer Gesellschaftsklasse, dem hauptsächlich mit ökonomischen Kapital ausgestatteten Bürgertum, für das das eigene Erscheinungsbild eines ihrer wichtigsten Statussymbole ist, neben dem obersten Statussymbol, dem repräsentativen Familiensitz aus Wohnhaus und Nebengebäuden. Auch Hermann Hagenström, der sachlich und praktisch Denkende, ist keine Ausnahme, was die Kleidung als Statussymbol betrifft. Er weiß um die Wirkung nach außen, wenn er ins Haus Buddenbrook tritt und seinen fußlangen schweren Pelz geöffnet trägt, so dass man darunter den „durablen englischen Winteranzug“ (B, S. 601) sehen kann. Eine der von Bourdieu aufgezählten Konsumstrukturen (Nahrung, Kultur, Selbstdarstellung und Repräsentation) der herrschenden Klasse¹⁸² – das sind in der Freien Reichsstadt die vermögenden Kaufleute¹⁸³ –, die Konsumstruktur *Selbstdarstellung und Repräsentation* zeigt sich im deutlichen Grad sowohl bei den Geschwistern Buddenbrook als auch bei Hagenström. Für sie ist eine Repräsentation durch ihr Erscheinungsbild ein notwendiger Luxusgeschmack, durch den sie sich u.a. von niedrigeren Schichten, z.B. der Arbeiterklasse und deren Primärbedürfnissen absetzen. Wer von den Arbeitern kann sich schon teure Kleidung, Schönheitspflege, Toilettenartikel und Dienstpersonal, Dinge, die Bourdieu als in die Konsumstruktur der Selbstdarstellung und Repräsentation gehörend aufzählt¹⁸⁴ leisten. Auf der Seite der Arbeiter ist es eine Absetzung nach oben, eine gegen die höhere Gesellschaftsklasse. Es ist eine Absetzung, die sich aus der Not ergibt, durch das fehlende ökonomische Kapital der Arbeiter.

Dass Tom und Tony Buddenbrook stolz sind über die Extravaganz Gerdas, was deren Vorliebe für ernste Musik angeht, muss man ebenfalls ihrem Hang zu Äußerlichkeiten zuordnen. So etwas ist in der Stadt, vornehmlich für sie und ihren Kreis, in dem man einen Durchschnittsgeschmack für Musik hat, etwas ganz Besonderes. Sie bewundern Gerdas Musik, weil Gerda mit ihr nach außen hin Eindruck macht, und haben dabei nicht die geringste Ahnung von dieser Musik, haben keinen Zugang zu ihr und auch nicht zur Künstler-Mentalität Gerdas, der solche Grundsätze wie „Der Zweck der Kunst ist die Kunst, die Kunst hat keinen anderen Zweck als die Kunst“¹⁸⁵ selbstverständlich sind, so selbstverständlich, dass sie keinen Gedanken darauf verwenden muss. Ehemann und Schwägerin und deren Welt, in der man seine eigene Wichtigkeit vorführt, sich zeigt, bleibt ihr fremd, sie kümmert sich nur um ihre eigene Welt, und das ist die der Musik. Sie besucht ohne Begleitung Konzerte, macht sich keine Gedanken darüber, dass man so etwas in der Stadt unpassend finden könnte. Ihr geht es ausschließlich um die Musik, und das ist für sie Legitimität genug, sich bei Musikveranstaltungen allein in der Öffentlichkeit zu zeigen. Zu Hause empfängt sie den städtischen Organisten Pfühl, musiziert mit ihm und unterhält sich mit ihm über Musik, einem Mann, der wenig Verbindungen in der Stadt und keine mit den Kaufleuten hat. Für Thomas ist er „dieser Herr Pfühl“ (B, S. 508), was schon genug aussagt darüber, wie Thomas zu ihm steht. Ein weiterer in der städtischen Gesellschaft nicht in Erscheinung tretender Gast bei Gerda ist Leutnant von Trotha, dem nichts mehr fehlt als ein Offiziers-Habitus. Er ist ohne Liebe in die Armee einge-

¹⁸² Vgl. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 298f.

¹⁸³ Vgl. S. 45f dieser Arbeit.

¹⁸⁴ Vgl. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 298f.

¹⁸⁵ Bourdieu: Praktische Vernunft, S. 148.

treten, vergleichbar mit Gerda, die ihre Ehe ohne jede Liebe einging, jedenfalls in ihrer kühlen Art dem Gatten gegenüber niemals ein Gefühl der Zuneigung zeigte und zeigt. „Das Bündnis mit ihr war auf Verständnis, Rücksicht und Schweigen gegründet“, sagt der Erzähler (B, S. 648) und meint die Ehe zwischen Gerda und Thomas. Leutnant von Trotha, der seine Uniform nachlässig trägt, teilt mit Gerda die Leidenschaft zur Musik und zum Musizieren und den Widerwillen, Einladungen zu folgen, die einen offiziellen Charakter tragen und die Anwendung gesellschaftlicher Etikette voraussetzen. Aber von Trotha ist Offizier, damit gesellschaftsfähig und, im Gegensatz zum Organisten Pfühl, in der Lage, Thomas zu kompromittieren. Thomas fühlt sich auch kompromittiert, allein dadurch, dass von Trotha sich stundenlang bei Gerda aufhält, während er selbst nicht anwesend ist, jedenfalls nicht im Wohnbereich des Hauses, sondern im Kontor. Der häufige und lange Aufenthalts von Trothas bei Gerda ist eine weitere Tatsache, durch die er sich seinem neuen Haus, das eigentlich, der Zeit gemäß, ein Symbol für den Aufwind der *Buddenbrooks* sein sollte, entfremdet fühlt.

In der Bauphase des Hauses in der *Fischergrube* verhielt sich Gerda passiv, es ist nicht ihre Welt, mit Besitz zu protzen, es wurde ja schon deutlich. Wenn sie das Haus dennoch angenommen hat, dann deshalb, weil sie von einem größeren Musikzimmer profitiert, das eine gute Akustik besitzt. Die Erziehung Hannos interessiert sie nur, soweit sie die Musik betrifft. Wenn Thomas den sensiblen Knaben bei Tisch zurechtweist, ist es ihr nicht wert, für den Sohn Partei zu ergreifen, sie leidet nur unter der verdorbenen Stimmung.

Thomas erkennt die Nutzlosigkeit seiner Aufbegehren gegen den Sohn, akzeptiert den verwahrlosten Knaben Kai Graf von Mölln nicht nur seiner Herkunft wegen, sondern auch deshalb, weil er sich von dem Knaben verspricht, dass dessen Wildheit auf den Sohn wirke und dessen Männlichkeit bilde. Der sensible Hanno hat außer dem verwilderten Kai, der wie Hanno ein Außenseiter unter den Knaben seines Alters ist, keine Freunde. Thomas spürt, dass er in Hanno keinen Firmennachfolger haben wird, dass der sensible Knabe die Künstlernatur der Mutter geerbt hat, eine Natur, die ihn untauglich macht für den harten Kaufmannsberuf. Und das absehbare Ende für die traditionsreiche Getreidehandlung Buddenbrook, für die Familie Buddenbrook als Kaufmannsfamilie, der sichere Abtritt seiner Familie aus den Reihen der ersten Familien der Stadt, stellt die Grundlast seiner Seele dar. Diese Grundlast beschwert ihm das Leben, er kann sich immer weniger auf seine Arbeit konzentrieren, versucht sich im Garten zu zerstreuen, verbraucht die Zeit, die er für die Firma benötigte, durch eine zwanghafte, sich immer mehr ausdehnende Körperpflege. Zusätzlich zu seinem unbewältigten Berufsalltag stresst ihn die tägliche Hausmusik Gerdas „in wirklich grausamer Weise“ (B, S. 508). Es erschwert ihm die Annäherung an diese Musik, die er nicht generell ablehnt, denn er weiß ja um die Legitimität der ernsten Musik. Er wäre ja bereit, ihr zuzustimmen, wie er es am Anfang ja auch tat. Er würde dieser Musik weiterhin zustimmen, wäre er nur in einer Verfassung, die es zuließe. In dieser seiner alten, liberalen Position würde er weiterhin zu den Aufsteigern – er ist es ja nach außen hin noch – gehören, denen Bourdieu genau diese kompromissbereite Einstellung zuschreibt.¹⁸⁶ Die Gruppe der wirtschaftlichen Aufsteiger haben eine Präention auf Bildung. Sie verstehen die Musik zwar nicht, glauben aber, es sich schuldig zu sein, diese als hochwertig eingestufte Musik

¹⁸⁶ Vgl. Bourdieu: Die feinen Unterschiede. S. 117.

anzuerkennen. Nur bei Thomas ist durch Gerdas Überziehung in der Musik die Toleranz für diese Musik erloschen. Er empfindet Gerdas Musik schon als feindliche Macht. Dieser Macht ist es schon gelungen, ihm die Frau zu nehmen, und sie ist im Begriff, ihm auch den Sohn zu nehmen. Diese Musik ist eine Macht, die es schafft „ihn zu einem Fremden in seinem eigenen Hause zu machen“. (B, S.508). Aber es ist noch nicht der ganz große Hass vorhanden, der sein Verhältnis zu Gerdas Musik ganz und gar verderben würde. Undramatischer nimmt es sich aus, wenn er sich fragt, wieso diese schwierige Musik denn wertvoller sein sollte als die von ihm bevorzugte der leichten, hübschen Melodien. (Vgl. B, 509). Mit diesem Geschmack gehört er zu den einkommensstarken Unternehmern aus der Handelsbranche, die Bourdieu als kulturell inkompetent darstellt. Sie kannten nur wenige musikalische Werke und Kompositionen, bevorzugten bürgerliche Kulturobjekte zweiten Ranges, die ihre Geltung verloren haben oder Klassiker geworden seien, sie bevorzugten den Walzer „An der schönen blauen Donau“ der ernsten Musik.¹⁸⁷ Wenn Bourdieu damals gelebt hätte, hätte er bei dieser Gesellschaftsschicht tatsächlich den gleichen Geschmack wie heute angetroffen, hier gab es keinen Wandel. Und Thomas, wäre er auf Bourdieu gestoßen, hätte Bourdieus Theorie, wer welche Musik bevorzugt, lesen können, und auch etwas lesen können über den Zusammenhang von sozialer Herkunft (Elternhaus) und sozialem Umfeld (Schule, Freunde). Seine Frage, wieso denn die schwierige Musik wertvoller sein sollte als die leichte, wäre damit nicht beantwortet. Es ist keine Frage für den Soziologen.

Wenn er Gerda fragt, wieso seine Musik nichts taugen sollte, bekommt er in dieser Richtung auch keine Auskunft, bekommt nur das zu hören, was er als ihre Meinung längst kennt: „Wie ist es möglich, mein Freund! Ein Ding so ganz ohne musikalischen Wert ...“, (B, S. 509). Sie müsste, wenn sie ihm die Frage einigermaßen genügend beantworten wollte, Musiktheorie vermitteln, die Konstruktionsprinzipien sowohl der einen als auch der anderen Musik formulieren können. Und genau das kann sie nicht. Man liegt wohl richtig, wenn man sagt, dass sie sich in unterhaltsamer Musik überhaupt nicht auskennt. Und in ihrer Musik? Sie gehört zu jenen Kunstliebhabern,

„die in einem Akt der Hingabe ans Werk dessen Konstruktionsprinzipien verinnerlichen, ohne daß diese je ins Bewußtsein treten, je formuliert werden. Der ganze Unterschied zwischen der Theorie der Kunst und ihre Erfahrung durch den Kenner besteht ja gerade darin, daß dieser in der Regel die sein Urteil tragenden Prinzipien nicht offenzulegen vermag.“¹⁸⁸

Thomas glaubt, aus ihrer Antwort den puren Hochmut herauszuhören. Er ärgert sich, umso mehr, als er schon gereizt ist durch die ungeliebte Musik, die er täglich mehrere Stunden anhören muss, sie schallt bis ins Kontor hinein. Durch ihre abtuende Antwort weiß er einmal mehr, dass es für ihn keine Abhilfe geben wird. Dabei ist sie nur amüsiert, ist überzeugt von der Selbstverständlichkeit, überzeugt von der Richtigkeit ihres inneren Urteils über Musik, und gleichzeitig so überzeugt von der Inkompetenz ihres Mannes, dass es ihr nicht wert ist,

¹⁸⁷ Vgl. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 408. Dass diese auf dem Feld *Musik* unkompetente Gesellschaftsgruppe gleichzeitig bereit ist, die ernste Musik anzuerkennen, ist ja kein Widerspruch, auch für Bourdieu nicht.

¹⁸⁸ Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 121f.

über seine von ihr als dumm empfundene Frage gereizt oder verstimmt zu sein. Dass sie seine Frage nicht beantwortet hat und es nicht kann, wird ihr nicht bewusst.

Verstimmt ist sie, wenn umgekehrt ihr die fremde Welt von Mann und Schwägerin aufgezungen wird, wenn man sie zur Teilnahme an einen Ausflug in die Öffentlichkeit zwingt, in der sie sich nicht wohl fühlt, nicht nur, weil Staub und Schweißgeruch der Leute ihr zuwider sind, sondern weil sie jede Art von Repräsentation ablehnt. Diese Welt, in der Titel und Machtsymbole eine Rolle spielen, nimmt sie gar nicht wahr. Umso mehr ihre Schwägerin Tony, die mit Stolz registriert, dass das Schild des Königlich Niederländischen Konsulats nach Gottholds Tod wieder über dem „Dominus providebit“ des Mengstraßenhauses prangt. Als die Wahl eines Senators ansteht, bangt nicht Gerda als Gattin des Kandidaten Buddenbrook vor dem Rathaus um ihren Mann, sondern Tony, die es vor Unruhe hinaustreibt in die Masse, welche sich vor dem Rathaus versammelt hat. Nicht der psychische Beistand für den Bruder trieb sie her, sondern die Spannung, ob an diesem Tag die Familie Buddenbrook, damit sie, durch den zum Senator gewählten Bruder aufgewertet wird oder nicht. Verhüllt steht sie in der Menge, um unerkannt zu bleiben, und spitzt die Ohren, um im Geschwätz ringsum die Chancen für die Familie herauszuspüren. Sie hört, wie jemand die Chancen für Thomas negativ beurteilt, weil er eine Schwester habe, die zwei Mal geschieden sei. Tony erbebt, nicht in der Erinnerung an ihre gescheiterte Existenz, sondern weil sie Angst hat, die Familie könnte durch so etwas unterliegen, und das würde den Buddenbrooks einen Ansehensverlust bringen.¹⁸⁹ Noch deutlicher kommt ihr auf Äußerlichkeiten setzender, prestigie-gieriger Habitus in der folgenden Szene zum Ausdruck:

„Un denn“, fügt der Mann hinzu, der zu Buddenbrook hält, „un denn hat ook Bürgermeister Oeverdieck Gevadder bi sinen Söhn standen; dat wüll wat bedüden, will 'k di man vertellen...“
Nicht wahr? denkt die Dame. Ja, Gott sei Dank, es hat gewirkt! (B, S. 415).

Wenn Thomas bald nach der Senatswahl erwägt, ein neues Haus zu bauen, geschieht es zwar auch um der Äußerlichkeiten willen, er möchte in der Stadt seine Tüchtigkeit und Finanzkraft vorführen. Aber der Hauptgrund ist eine krankhafte Rastlosigkeit. In dieser Rastlosigkeit hat er Momente, in denen er erblassend überlegt, „daß das Ganze vielleicht ein unnützer Streich sein könne“ (B, S. 420), denn das jetzige Haus habe eigentlich für Familie und Dienerschaft Raum in Fülle. Der Zwang, dem neuen Stand entsprechend als Senatorenfamilie zu repräsentieren, am wirksamsten durch einen neuen, größeren Wohnsitz, ist stärker. Als Thomas der Schwester gegenüber seine Pläne offen legt und sagt, den Hausbau sei er sich jetzt als Senator wohl schuldig, löst er bei ihr wahre Begeisterung aus.

Ach, mein Gott, was war er sich in Madame Permaneders Augen nicht schuldig! Sie war voll ernster Begeisterung. Sie kreuzte die Arme auf der Brust und ging mit etwas erhobenen Schultern und zurückgelegtem Kopfe im Zimmer umher.
„Da hast du recht, Tom! O Gott, wie recht du hast! Da gibt es gar keinen Einwand, denn wer zum Überfluss eine Arnoldsen mit huntertausend Talern hat ... Übrigens bin ich stolz, daß du mich zuerst ins Vertrauen ziehst, das ist schön von dir! ... Und *wenn* schon, Tom, dann auch *vornehm*, das sage ich dir ...!“ (B, S. 421).

¹⁸⁹ Vgl. S. 63f dieser Arbeit.

Die Oberflächlichkeit und die Unfähigkeit Tonys, den Ernst einer Lage richtig zu erfassen und den Habitus entsprechend zu ändern, schützen sie vor Nöten wie sie Thomas schon vor der Fertigstellung des Hauses plagten. Die zur Phobie ausgeartete Körperpflege, die Eifersucht auf von Trotha, die Entwicklung des sensiblen und körperlich schwachen Sohnes, geschäftliche Verluste wie die Vernichtung der Maiboom-Ernte durch Hagelschlag, die Entfremdung von Gerda und Hanno, die sich häufende und liegen bleibende Arbeit in der Firma, die Verpflichtungen, die ihm das Königlich Niederländische Konsulat und sein Senatorenamt aufbürden, der Drang, allem gerecht zu werden, zehren schnell seine physischen und psychischen Kräfte auf. Er erkennt seinen Zustand und erkennt, dass er ihn nicht ändern kann. Den Untergang klar vor Augen, erzählt er in philosophischen, alstrologischen Bildern Tony von seinen Empfindungen:

„Aber „Senator“ und Haus sind Äußerlichkeiten, und ich weiß etwas, woran du noch nicht gedacht hast, ich weiß es aus Leben und Geschichte. Ich weiß, daß oft die äußeren, sichtbarlichen und greifbaren Zeichen und Symbole des Glückes und Aufstiegs erst erscheinen, wenn in Wahrheit alles schon wieder abwärts geht. Diese äußeren Zeichen brauchen Zeit, anzukommen, wie das Licht eines solchen Sternes dort oben, von dem wir nicht wissen, ob er nicht schon im Erlöschen begriffen, nicht schon erloschen ist, wenn er am hellsten strahlt ...“ (B, S. 431).

Tony hat außer ihren hohlen Familienstolz nichts, was ihr Bedeutung verleihen würde. Sie verfügt auch nicht über psychische oder geistige Kräfte, die ihr vor sich selbst einen Wert zugeschrieben. Sie erkennt nicht die Verzweiflung und Verlassenheit des Bruders, nicht die Gefahr für ihn und die ganze Familie, die in dieser tief sinnigen Rede steckt. Ihr geht es darum, dem Glanz, der für andere von den Buddenbrooks noch ausgestrahlt wird, einen neuen Schein durch das neue Haus hinzuzufügen. Ihr liegt daran, dass weiterhin die städtische Gesellschaft vor ihr, der Buddenbrook-Tochter und Schwester des Senators Buddenbrook, den Hut zieht, dass nicht nur die Arbeiter die Mütze vor ihr ziehen. Sie möchte Thomas zum Weiterkämpfen bewegen und antwortet auf seine trüben Gedanken:

„Wie traurig du sprichst, Tom! So traurig wie noch nie! Aber es ist gut, daß du dich ausgesprochen hast, und nun wird es dir leichter werden, dir alles das aus dem Sinn zu schlagen.“ (B, S. 431).

Es ist ein verhängnisvoller Rat für jemanden, der Trost und Kraft sucht in sinnlichen Betrachtungen mit metaphorischem Gehalt, und es wäre nicht ausgeschlossen, in ihnen doch Wege zu finden, Überlastungen abzubauen und auf niedrigerer Stufe neu anzusetzen. Es ist eine verhängnisvolle Aufforderung zum Weiterkämpfen an jemanden, der nicht mehr kämpfen kann, die Aufforderung einer Frau, die bisher nichts richtig eingeschätzt hat. Es ist die Reaktion einer Frau mit dem Habitus einer dummen Gans.

IV. Das Bürgertum in *Frau Jenny Treibel*

IVa. Kommerzienrätin Jenny Treibel lädt zum Dinner

Die Zeit Jenny Bürstenbinders als Anwärterin für eine Position im sozialen Feld *Großbürgertum* liegt weit zurück, sie ist Ende fünfzig, als sie im Hause ihres Jugendfreundes Willibald Schmidt zu dessen Tochter Corinna sagt:

„Ja, sieh Kind, dies Zimmer hier, das kenne ich nun schon vierzig Jahre und darüber, noch aus Zeiten her, wo ich ein halbwassen Ding war, mit kastanienbraunen Locken, die meine Mutter, soviel sie sonst zu tun hatte, doch immer mit rührender Sorgfalt wickelte. Denn damals, meine liebe Corinna, war das Rotblonde noch nicht so in Mode wie jetzt, aber kastanienbraun galt schon, besonders wenn es Locken waren und die Leute sahen mich auch immer darauf an. Und dein Vater auch.“ (JT, S. 6).

Willibald Schmidt, als Sohn eines Rechnungsrats Mitglied im Feld Bildungsbürgertum, beabsichtigte, in diesem Feld zu bleiben, nur einen anderen Platz als den einzunehmen, den der Vater mit seiner Familie als Verwaltungsbeamter einnahm. Willibald studierte an der Hochschule, um Gymnasiallehrer zu werden. Wenig verlockend für Jenny Bürstenbinder. Sie hatte das soziale Feld *Großbürgertum* längst angepeilt. Nicht kulturelles Kapital, sondern das ökonomische reizte sie, die bürgerliche Oberschicht mit ihrer Welt des Glanzes und des Glamours. Dass es eine Welt der Äußerlichkeiten ist, wusste Jenny schon damals, und sie übte sich in Äußerlichkeiten, ließ sich von ihrer Mutter aufputzen, die ihre Tochter auf einen Weg bringen wollte, den sie selbst vielleicht gesucht und nicht gefunden hat. Man hört es jedenfalls aus dem heraus, was Willibald Schmidt nach dem Besuch der Kommerzienrätin seiner Tochter erzählt:

Ach, ihre Mutter, die gute Frau Bürstenbinder, die das Püppchen drüben im Apfelsinenladen immer so hübsch herauszuputzen wußte, sie hat in ihrer Weiberklugheit damals ganz richtig gerechnet.“ (JT, S. 13).

Die Mutter Jennys, in der schon die Bourgeoise schlummerte, denn nicht der Geldsack, sondern die Geldsackgesinnung macht den Bourgeois aus¹⁹⁰, hatte Interesse am Großbürgertum. Zum Vergleich eignet sich eine Person aus *Buddenbrooks*, die ebenfalls Interesse hat an diesem Feld. Sie bemüht sich, in Kontakt mit dieser höheren Gesellschaftsklasse zu kommen, wo es nur geht: Frau Stuh aus der Glockengießergasse. Auch sie, Kleinbürgerin wie Frau Bürstenbinder, hatte wie diese den typischen präventösen Habitus der Kleinbürger, auch ihr Distinktionsstreben war die „Anschlußsuche nach oben“.¹⁹¹ Der Erzähler lässt in unregelmäßigen Abständen diese Frau Stuh auftreten, und immer dann, wenn es ihr wieder einmal gelingt, einen Fuß in ein großbürgerliches Haus zu bekommen. Einmal sagt er von ihr:

¹⁹⁰ Vgl. Müller-Seidel: Theodor Fontane, S. 302. Müller Seidel weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass die Bezeichnung *Bourgeoisie* für das Besitzbürgertum sich in Deutschland erst nach der Reichsgründung durchsetzte, als die Milliarden nach dem Sieg über Frankreich das Land überschwemmten.

¹⁹¹ Mecklenburg: Romankunst der Vielstimmigkeit, S. 186.

Frau Stuh aus der Glockengießergasse hatte wieder einmal Gelegenheit, in den ersten Kreisen zu verkehren, indem sie Mamsell Jungmann und die Schneiderin am Hochzeitstage bei Tony's Toilette unterstützte. (B, S. 164).

Der parodistische Ton, den der Erzähler wählt, nimmt schon vorweg, dass es dabei bleibt, dass Frau Stuh nicht weiterkommt. Sie scheint auch kein Ziel zu verfolgen. Vielleicht hatte sie in ihrer Jugend einmal Ambitionen wie Jenny, dann wäre sie eine verhinderte Bourgeoise, die jetzt, als Außenstehende, die bourgeoise Atmosphäre genießen will, so oft es geht. Ihre Präntention auf das Großbürgertum geht ins Leere. Der Erzähler verrät ja auch nicht, ob sie vielleicht eine Tochter hat ...

Jennys Mutter hatte schon Vorstellungen, auf welche Art dieses angepeilte Gesellschaftsfeld aufzuschließen sei. Für sie, die anscheinend so chancenlos war wie Frau Stuh, war der Schlüssel die Tochter. Frau Bürstenbinder öffnete Jenny die Sinne für die Werte, die dort zählen. Die Strategie des Herausputzens der Tochter war wirksam. Der präntentiöse Habitus Frau Bürstenbinders gelang durch die Tochter doch noch ans Ziel, denn stellvertretend für sie tat Jenny einen ersten Schritt in das neue Feld, von ihr für dessen Anwartschaft hervorragend vorbereitet. Ob die Tochter ihr das gedankt hat? Vielleicht hat Jenny sich im „bewußten Distinktionsstreben, als kulturelle Abgrenzung ‘nach unten’“¹⁹², von der eigenen Mutter, der sie ihre Karriere von der Krämerstochter zur Kommerzienrätin verdankt, abgesetzt. Ein solches Distinktionsstreben als Abgrenzung nach unten kennt sie aus frühester Kindheit. Es war eine Abgrenzung innerhalb des Kleinbürgerstandes, die im väterlichen Laden praktiziert wurde, man grenzte sich von dem Lehrling Louis ab. Der spürte es und wurde jedes Mal verlegen, sobald er bewundernd zu der tütenklebenden Jenny hinüberschielte und sich auf seinen Blicken ertappt sah. „Denn er war zu niedrigen Standes, aus einem Obstkeller in der Spreegasse.“ (JT, S. 4). Die Abgrenzung nach unten, gegen die eigenen Eltern, kann man sich bei der Musterbourgeoise durchaus vorstellen, schon allein wenn man an die gering schätzende Arroganz denkt, mit der Jenny in ihrer Familie über ihren einstigen Geliebten Schmidt – wenn auch in Unkenntnis über seinen Habitus – spricht: „Und den alten Professor fürcht ich nicht, den habe ich von alter Zeit her am Bändel“ (JT, S. 172). Die Eltern Jennys wurden wohl nie ins Treibel'sche Haus eingeladen. Oder blieb ihnen durch einen zeitigen Tod die Demütigung durch die Tochter erspart? Schade, dass der Erzähler uns solche Informationen vorenthält! Wir wollen hoffen, dass Frau Bürstenbinder zumindest genießen durfte, wie ihre Tochter vorwärts kam, wie sie die ersten und richtigen Einsätze machte für das Spiel auf dem angestrebten Feld *Bourgeoisie*, wie sie durch ihre körperliche Attraktivität dem Sohn des Blaufarbenfabrikanten Treibel den Kopf verdrehte und es zu einem Liebesverhältnis kam, dass erst von ihm und später auch von seiner Familie als ein ernsthaftes betrachtet wurde.

Fleißig erlernte Jenny durch ihr Interesse am angestrebten Feld dessen Spielregeln, soweit sie sie noch nicht kannte. Sie wandte sie zielstrebig an und erwarb sich im Ganzen den Geschmack der Oberklasse, die „Distinktionskompetenz“¹⁹³. Sie hat alles erreicht und am wenigsten im Sinn, auf dieser Stufe stehen zu bleiben, ihr Mann soll politisch Karriere und Leopold wie Otto durch Heirat die obligatorische *gute Partie* machen. Hätte sie dieses Bewusstsein

¹⁹² Mecklenburg: Romankunst der Vielstimmigkeit, S. 186.

¹⁹³ Ausdruck nach Mecklenburg, *Romankunst der Vielstimmigkeit*, S. 187.

jetzt bei ihrem Besuch im Hause des Jugendfreundes, wäre es ein richtiges Bewusstsein. Sie aber erzählt Corinna von einer Vergangenheit, wie sie sich ihr in der Erinnerung darstellt, die aber in Wirklichkeit anders gewesen ist. Ihr Bewusstsein ist eingeschränkt und damit falsch. Aus diesem eingeschränkten Bewusstsein heraus schwärmt sie Corinna von der einstigen reinen Liebe zwischen Corinnas Vater und ihr:

„Und ein paar Gedichte waren an mich gerichtet, die hab ich aufgehoben bis diesen Tag, und wenn mir schwer ums Herz ist, dann nehme ich das kleine Buch, das ursprünglich einen blauen Deckel hatte (jetzt aber hab ich es in grünen Maroquin binden lassen), und setze mich ans Fenster und sehe auf unsern Garten und weine mich still aus, ganz still, daß es niemand sieht, am wenigsten Treibel oder die Kinder. Ach Jugend! Meine liebe Corinna, du weißt gar nicht, welch ein Schatz die Jugend ist und wie die reinen Gefühle, die noch kein rauher Hauch getrübt hat, doch unser Bestes sind und bleiben.“ (JT, S. 7).

In Wirklichkeit entstammten Jennys damaligen reinen Gefühle für Willibald Schmidt wiederum einem eingeschränkten Bewusstsein. Sie konnte die Liebe zwischen Schmidt und ihr nur in diesem verengten Bewusstsein genießen, in ihrem uneingeschränkten (richtigen) Bewusstsein war diese Liebe nie vorhanden. Das eingeschränkte Bewusstsein verbarg ihr, was sie eigentlich wollte. Eigentlich wollte sie den Fuß in die Tür zum großbürgerlichen Leben setzen. Sie war, wie die Mutter in ihrer „Geldsackgesinnung“¹⁹⁴, auch schon eine Bourgeoise. Jennys Gefühle für Willibald Schmidt konnten nicht die reinen sein, „die noch kein rauher Hauch getrübt hat“, denn solche reinen Gefühle hätten der Wirklichkeit standgehalten, hätten dem richtigen Bewusstsein angehört. Wenn Schmidt zu Marcell sagt, dass Jenny während ihrer beider stillen Verlobungszeit mit anderen geliebäugelt habe, bis Treibel erschienen sei (vgl. JT, S. 87), schildert er aus seiner Sicht ein heuchlerisches Verhalten Jennys. Aus ihrer Sicht jedoch war es die Wahrheit. Sie hatte damals schon den gleichen Habitus wie heute, sie war früher sentimental und ist es heute, es war früher der gleiche Wechsel zwischen ihren beiden Bewusstseinszuständen, wie er sich noch heute vollzieht. Zum richtigen Bewusstsein gehören auch geheuchelte Gefühle, man lügt ja ganz bewusst. Ein solcher Fall liegt hier aber nicht vor, denn Jenny glaubte an die Echtheit ihrer Gefühle, so wie sie heute als Kommerzienrätin immer noch glaubt, Ideale zu haben „Ich für meine Person verbleibe dem Ideal und werde nie darauf verzichten.“ (JT, S. 29). Sie glaubt auch, eine gebildete Frau zu sein „ich habe mich an Gedichten herangebildet, und wenn man viele davon auswendig weiß, weiß man doch manches.“ (JT, S. 8). Auch diese falschen Selbsteinschätzungen werden von einem reduzierten Bewusstsein erzeugt. Ihnen liegt Jennys Sentimentalität zu Grunde. Sie stutzt ihre Realität poetisierend auf.¹⁹⁵ Eine derart verfälschte Sicht auf die Dinge gebe es „im Zustand des Halbbewussten, wie er für Sentimentalitäten aller Art charakteristisch ist.“¹⁹⁶ Ich möchte an dieser Stelle betonen, auch wenn es als Selbstverständlichkeit empfunden werden sollte: Lügen, die Jenny im eingeschränkten Bewusstsein als wahr empfindet und durch Wort oder Verhalten (Tränen, die Frau Schmolke als „Stehtränen“ [JT, S. 154] bezeichnet) als wahr mitteilt, sind und bleiben immer Lügen. Ob sie als Lügen erkannt werden, wie von Willibald

¹⁹⁴ Ausdruck nach Müller-Seidel, *Theodor Fontane*, S. 302. Vgl. auch S. 47 und S. 87 dieser Arbeit.

¹⁹⁵ Vgl. Müller-Seidel: *Theodor Fontane*, S. 309.

¹⁹⁶ Vgl. ebd., S. 309.

Schmidt, oder nicht erkannt werden, wie von Corinna, ist ein anderer Punkt. Auf das diesbezügliche Gespräch zwischen Jenny und ihr komme ich gleich.

Die Ambitionen auf die große Welt haben sich für Jenny als umsetzbar erwiesen, nichts liegt ihr ferner, dieses nicht als den Erfolg ihres Lebens anzusehen. Sie steht der kleinen Corinna Schmidt als große Dame gegenüber. Ihre Ankunft in der Adlerstraße im offenen Landauer, die Begleitung einer Gesellschafterin, die ihr den Wagenschlag öffnen und dann im Wagen warten muss, ihre sorgfältige und geschmackvolle Aufmachung – das Großbürgertum kaufte bei Gerson¹⁹⁷ –, alles spricht dafür, dass sie es genießt, eine Bourgeoise zu sein. Das sieht Corinna und lacht: „Jugend ist gut. Aber ‘Kommerzienrätin’ ist auch gut und eigentlich noch besser.“ (JT, S. 7). Als Corinna über ihren Vater klagt: „Er unterschätzt alles Äußerliche, Besitz und Geld, und überhaupt alles, was schmückt und schön macht“ (JT, S. 9), taucht bei Jenny wieder die Vergangenheit auf, sie antwortet:

„Nein, Corinna, sage das nicht. Er sieht das Leben von der richtigen Seite an; er weiß, daß Geld eine Last ist und daß das Glück ganz woanders liegt.“ Sie schwieg bei diesen Worten und seufzte nur leise. Dann aber fuhr sie fort: „Ach, meine liebe Corinna, glaube mir, kleine Verhältnisse, das ist *das*, was allein glücklich macht.“ (JT, S. 9).

Corinna, weit entfernt von kritischen Gedanken über Jenny, hört unbefangen zu, als Jenny ihr andeutet, dass, wenn sie eine Tochter hätte und diese sich einem armen, edlen Manne hingezogen fühlte, nichts dagegen einwenden würde. Corinna macht sie darauf aufmerksam, dass ja ihr Sohn Leopold eine Frau nach seinem Herzen heiraten und ihr eine ideale Schwiegertochter bringen könnte, „eine reizende junge Person, vielleicht eine Schauspielerin...“ (JT, S. 11). Darauf Jenny: „Ich bin nicht für Schauspielerinnen...“ Und hier ist der Punkt, an dem ihr dämmert, dass etwas nicht stimmt. Tatsächlich kommt es hier zu einer ihr unbewussten Konfrontation zwischen ihren beiden Welten, der Welt ihres falschen Bewusstseins und der Welt ihres richtigen Bewusstseins. Leopold ist ins Spiel gebracht. Er gehört nicht der Welt ihres falschen Bewusstseins sondern der des klaren Bewusstseins an. Sie ist irritiert. Der Schauspielerin, die Corinna ihrem Leopold zuschreiben will, will sie keinen Platz einräumen, denn diese würde einen Platz in der Welt des klaren Bewusstseins, der Wirklichkeit, besetzen. An diesem Punkt ist auch der Beweis geführt, dass Jenny bis hierhin aus dem falschen Bewusstsein heraus sprach. Hätte sie bewusst gelogen, wäre die Entwicklung ihres Gesprächs mit Corinna für sie voraussehbar gewesen, sie hätte unverbindlich umgelenkt, wäre erheitert gewesen, hätte vielleicht unmerklich mit den Schultern gezuckt, wie man es tut, wenn man auf etwas stößt, worauf man nicht gleich eine Antwort weiß, was man aber nicht so ernst zu nehmen braucht. Vielleicht hätte sie das Gespräch auch gar nicht an diesen Punkt kommen lassen. So aber reagiert sie auf Corinnas Ergänzung: „Oder eine Malerin oder eine Pastors-¹⁹⁸ oder eine Professorentochter...“ (JT, S. 11) stutzend und streift Corinna stark. Jenny stolpert über ihre Lügen, die zwar für sie in ihrem falschen Bewusstsein keine Lügen waren, in ihrem klaren Bewusstsein, in das sie nun übergewechselt ist, sich aber doch als die eigenen Lügen

¹⁹⁷ Die „erste Adresse“ unter den Berliner Modosalons jener Zeit.

¹⁹⁸ Im Sinn-Zusammenhang dieser Szene heißt es, auch Pastoren sieht die Bourgeoisie als ihnen nicht ebenbürtig an. Bei den Buddenbrooks jedoch verkehren Pastoren. Wunderlich ist ein alter Freund Johanns, Tirburtius heiratet sogar in die Familie ein. Zu der kleineren Kategorie der Bürgerklassen in Lübeck vgl. S. 45f dieser Arbeit.

entblößen. Erleichtert nimmt Jenny zur Kenntnis, dass Corinna unbefangen ist, dass für sie (Jenny) die Gefahr schon vorbei sei. Welch ein interessantes Missverständnis tut sich doch an dieser Stelle auf! Corinna erkennt nicht die Heuchelei Jennys und ist unbefangen, weil sie glaubt, ihr eben erkanntes Ziel sei natürlich auch das der gefühlvollen Kommerzienrätin, und die Kommerzienrätin wiederum glaubt, Corinna nehme das Gespräch gar nicht ernst und sei deshalb unbefangen.

Jennys unverbindliche, weil für eine Zeit in weiter Ferne zu gebende Versicherung, dass sie sich eine im obigen Sinne ideale Schwiegertochter wünsche, würde allerdings eine bewusste Lüge werden, wenn sie ihre Rede zu Ende brächte. Es würde die „gespielten Gefühle“ geben, die Andreas Poltermann allgemein den Romanfiguren zuschreibt.

„In ‘Frau Jenny Treibel’ hat Fontane den undramatischen Weg des heiteren Weiterlebens in einer offenen Gesellschaft der gespielten Gefühle und des Unsinns eingeschlagen.“¹⁹⁹

Im falschen Bewusstsein spielt Jenny keine Gefühle vor, in dem andern Fall, wenn sie es genießt, sich in sentimentaler Gemütsverfassung selbst zu bemitleiden²⁰⁰, kann sie ebenfalls nichts vorspielen. Das kann man nur ganz bewusst, wenn man beabsichtigt, den andern etwas vorzumachen. Daher finde ich die Beurteilung Poltermanns zu undifferenziert, auch sehe ich nicht, das der Autor im Roman generell den Weg des Unsinns eingeschlagen hat, vielleicht in einzelnen Szenen mit der Spottfigur des Leutnants Vogelsang oder den beiden Hofdamen a.D. Bomst und Ziegenhals. Aber das ist doch parodistisch – ein feiner Unterschied zum Unsinn, finde ich. Wie auch immer, Jenny kommt nicht zu ihren gespielten Gefühlen. Diese Lügen werden nicht ausformuliert, weil der heimkommende Hausherr das Gespräch unterbricht.

Der gefährliche Punkt, an den für Jenny das Gespräch mit Corinna gerät, zeigt aber noch etwas anderes: nämlich ihre hohe Sensibilität für alles, was ihrem (erkämpften) bourgeois Habitus in die Quere kommt. Die, wenn auch sehr vage, angemeldete Antwortschaft Corinnas auf Aufnahme in das vor ihr (Jenny) in Besitz genommene und von ihr zu verteidigende Feld zeichnet ihr die Parallele zum eigenen Lebensabschnitt auf. Und der weist zurück auf ihre Herkunft, ein heikles Thema für sie und ein heißes Eisen, das sie auf dem von ihr errungenen Feld nicht anfassen darf – so glaubt sie jedenfalls²⁰¹ – will sie sich nicht selbst kompromittieren. Denn in ihren Kreisen ist man ja normalerweise von der sozialen Herkunft her schon jemand, man ist *von Familie*. Mit Corinna, deren Herkunft auch nichts hermacht, würde nach Jennys Empfinden die Familie Treibel ein zweites heißes Eisen im Haus haben, das nicht angefasst werden darf. All dies ist in ihrem Unterbewusstsein gespeichert und gibt ihr nur den entsprechenden Impuls. Ihr Bewusstsein ist dabei so klar, dass sie das Wesentliche sofort erfasst, nämlich dass Corinna sich selbst mit der „Professorentochter“ meinte, die Leopold ihr ins Haus führen könnte. Die Einzelheiten zu diesem Hauptpunkt, dass durch eine solche Verbindung die Chancen dahin seien, durch eine gute Heiratspolitik die Kapitalsorten der Treibels als Großfamilie, voran die des ökonomischen Kapitals, erheblich zu vermehren, bilden in komprimierter Form den Hintergrund zu ihrem Hauptgedanken.

¹⁹⁹ Poltermann: „Frau Jenny Treibel“ oder die Profanierung der hohen Poesie, S. 145.

²⁰⁰ Vgl. auch S. 47 dieser Arbeit, wie Jennys eingeschränkter Bewusstseinszustand zu beurteilen ist.

²⁰¹ Vgl. S. 43f dieser Arbeit.

Ökonomisches Kapital in nennenswerter Größe hat Corinna nicht, kulturelles Kapital sieht die Bourgeoisie nicht als eines an, das dem ökonomischen gleichwertig sei.²⁰² Und was macht in Jennys Augen schon der Titel *Gymnasialprofessor* her, was hat Schmidt schon für Beziehungen, von denen die Treibels profitieren könnten. Corinna müsste mindestens die Tochter eines höheren Staatsbeamten, der Geld und einen Namen hat, oder die Tochter eines höheren städtischen Beamten, vielleicht die Tochter Goldammers sein, um in die Familie Treibel aufgenommen zu werden. Es kommen einem aber schon Zweifel, ob nicht auch die Familie des Polizeiassessors der Hausherrin zu wenig hermachte für eine derartige Verbindung. Er steht so auf einer Zwischenstufe zwischen den Treibels und den Schmidts. Ein Abkömmling Schmidts fände nur Aufnahme in der Fabrik Treibels. Dann müsste er aber männlichen Geschlechts sein, hätte dann sogar gute Chancen auf einen leitenden Posten, sogar auf den eines Direktors. Die Manager in der Wirtschaft stammten im ausgehenden 19. Jahrhundert in einem zunehmendem Maß aus Beamten- oder besseren Angestelltenfamilien.²⁰³ Man sieht, es ist ein großer Unterschied, ob jemand einen Arbeitsplatz in der Firma oder einen Platz als neues Mitglied in der Industrieellenfamilie anstrebt.

Dass Corinna Interesse an einer Anwartschaft auf eine Position des sozialen Feldes *Großbürgertum* hat, bekundet sie durch die positiven Äußerungen zum materiellen Reichtum, sie verteidigt diesen Reichtum sogar gegen Jenny, die ihn in ihrem eingeschränkten Bewusstsein verleugnet. Die Verteidigung eines sozialen Feldes bedeutet aber noch nicht, sich eine der Spielregeln dieses Feldes angeeignet zu haben. Mit dem Kennen von Spielregeln ist eine Bewerbung um die Anwartschaft auf eine Position im angetriebenen Spielfeld aber erfolgreicher als die Anwendung anderer Strategien. Zusätzlich zu diesem Fehler, die Spielregeln noch nicht zu kennen, wählt Corinna sich in Jenny einen Ansprechpartner, der alles andere als gewillt ist, ihr Interesse an dem für sie neuen Feld zu nähren. Sie hätte sich einen wählen müssen, der schon einmal Schwäche in Bezug auf die Einhaltung der Klassenschranken gezeigt hat, vielleicht den Kommerzienrat. Durch die beiden Fehler, die sie macht, ist Corinnas Voranmeldung auf eine Anwartschaft auf einen Platz im Feld *Familie Treibel* doppelt gescheitert. Dieses Scheitern erkennt Corinna nicht. Als sie als Gast beim Treibel'schen Dinner auftritt, hat sie im Sinn, den ahnungslosen Mr. Nelson für ihre Zwecke zu benutzen. Sie unterhält sich mit ihm, gibt sich geistreich, amüsan, kokett, fährt mit Geschichtskennntnissen auf und prahlt mit praktischen Fertigkeiten wie Kunststopfen. Und das alles, um den anderen Tischnachbarn, Leopold Treibel, für sich einzunehmen, ihm den Kopf zu verdrehen wie seinerzeit Jenny dem Vater Leopolds. Dieses Verhalten bedeutet, die Anwartschaft auf eine Position als Leopolds Gattin im sozialen Feld *Familie Treibel* anzumelden. Sie wendet raffinierte Mittel an, die jedoch ihren Zweck verfehlen, weil sie nur auf ein Mitglied dieses Feldes (Leopold) zielen, dazu noch auf ein unbedeutendes Mitglied, eines, das nicht die Autorität besitzt, andere Mitglieder dieses Feldes auf seine Seite zu ziehen. Corinna tut sich hervor und redet viel zu laut. Das trifft, wie schon bei ihrer Voranmeldung der Anwartschaft, nicht die Spielregeln, die auf dem angestrebten Spielfeld gelten. Sie hätte schon ein Talent zum Repräsentieren zeigen, schon mit einer Droschke, freilich nicht mit einer so klapprigen wie der, mit

²⁰² Vgl. S. 46 dieser Arbeit.

²⁰³ Vgl. Wehler: Deutsche Wirtschaftsgeschichte. Bd. 3, S. 718.

der Leopold in Halensee eintrifft, ankommen müssen, statt zu Fuß anzumarschieren. Das jedenfalls hätte schon bedeutet, wichtige Spielregeln zu kennen.

Frau Treibel, eine Hamburgerin, die sich als Hamburgerin generell von den Berlinerinnen absetzt, und dann noch einmal von der kleinen Professorentochter Corinna Schmidt, erkennt, dass diese sich illegitim verhält, sich feiern lässt, was ihr in diesem Hause nicht zukommt. Corinna, die als Eindringende in dieses höhere Gesellschaftsfeld Helfer benötigt, ihr offen begegnende, mild- oder gut gesinnte, schließt durch eigenes Verschulden eine weitere Person als potenziellen Helfer aus, nämlich die junge Frau Treibel. Jenny hätte unter bestimmten Umständen, bei entsprechender Hartnäckigkeit und einem langen Geduldsweg Corinnas, insgesamt bei der richtigen Vorfeld-Strategie, ihr vielleicht doch ein erster Helfer sein können. Der Blick ist hier auf den Punkt zu richten, dass Jenny ihren rückgratlosen Leopold ja eigentlich unterstützt und aufgefangen sehen will. Da wäre Corinna schon die richtige Partnerin.

Selbst außerhalb der Treibel'schen Mentalität und Gesellschaftsphäre stehende Personen wie Marcell Wedderkopp, der heute auch geladen ist, denkt für sich

„daß seine Cousine ein solches Hasten und sich in Szene setzen nicht nötig habe; sie ist ihm zu schade für die Rolle, die sie spielt.“ (JT, S. 38).

Er, der ihr unbewusst und ungewollt ebenfalls ein Helfer sein könnte, dieses Ziel zu erreichen, fällt als dritte Person aus. Er durchschaut ihr Spiel und ihr Ziel, der Erzähler liefert uns vorab diese Information, die seine Figur Marcell Wedderkopp auf dem Heimweg mit Corinna auch selbst geben wird. Marcell hat auch ein Auge auf Corinna, verfolgt damit ein Gegenziel zu ihrem, kann ihr mit dem Wissen um ihr Ziel kein Helfer mehr sein, er wird sogar zum Gegenspieler.

Als heimlicher Bewerber um Corinnas Hand ist Marcell seinerseits ein Anwärter, ein Anwärter auf die Position als ihr Ehemann. Als erschwerend für seine Anwartschaft stellt sich die Tatsache heraus, dass es dem andern Anwärter für diese Position, Leopold Treibel, ungleich leichter gemacht wird als ihm, das erstrebte Ziel erreichen zu können. Marcell erkennt, dass er kämpfen muss, während dem Rivalen nichts abgefordert wird als eine Offenheit für das begonnene Spiel. Kämpfen braucht Leopold nicht, die Position wird ihm durch Corinna angetragen. Damit es ihm möglich sein könnte, die Position als Ehekandidat als legitim erworbene Position anzunehmen, wählt sie ein Spiel, das für andere nicht durchschaubar sein soll. Denn sie weiß, sagt es etwas später selbst zu Marcell, als es um die Komödie geht, die sie bei Treibels aufgeführt hat: „Ein Mädchen wirbt nicht, um ein Mädchen wird geworben.“ (JT, S. 56).

Marcell entschlüsselt die Regeln und das Ziel, so dass sich ein gereiztes Gespräch zwischen ihnen entwickelt, das hauptsächlich auf Seiten Marcells die verletzten Gefühle zeigt. Er spricht mit ihr in der dritten Person, wirft ihr einen „Redekatarakt“ vor,

„Und daß sie – wenn ich das mit dem Redekatarakt aufgeben und ein anderes Bild dafür einstellen will –, daß sie, sag ich, zwei Stunden lang die Pfauenfeder ihrer Eitelkeit auf dem Kinn oder auf der Lippe balanciert und überhaupt in den feineren akrobatischen Künsten ein Äußerstes geleistet hat. Und das alles vor wem? Etwa vor Mr. Nelson? Mitnichten. Der gute Nelson, der war

nur das Trapez, daran meine Cousine herumturnte; der, um dessentwillen das alles geschah, der zusehen und bewundern sollte, der hieß Leopold Treibel“ (JT, S. 54).

Marcell beobachtete, dass Corinnas Spiel erfolgreich war. Jetzt weiß er, dass Leopolds Anwartschaft als Ehemann Corinnas Realität ist. Er steht auf zwei Seiten zum Kampf bereit: einmal gegen Leopold und einmal für die eigene Anwartschaft auf den Platz an der Seite Corinnas. Er wird sentimental, als die Turmglocken läuten, und mahnt Corinna an ein unausgesprochen gebliebenes beiderseitiges Gelöbnis, sich miteinander zu verbinden. „Aber höre lieber zu, was die Glöckchen drüben spielen: ‘Üb immer Treu’ und Redlichkeit.““ So wie er Corinna bei ihrem Spiel durchschaute, weiß umgekehrt sie jetzt um die Bedeutung seiner Worte.

„Gegen wen versündige ich mich denn durch Untreue? Gegen dich? Hab ich Gelöbnisse gemacht? Hab ich dir etwas versprochen und das Versprechen nicht gehalten?“ (JT, S. 55).

Marcell schweigt. Ein unausgesprochen gebliebenes Gelöbnis ist kein Versprechen, dessen Einhaltung der eine vom andern abfordern kann. Marcell hätte es wissen müssen. In seinem Einsatz für die Ehemann-Position, seinem Erinnern an die Moral, an Werte, die hochzuhalten sind, ist er nicht weitergekommen, eher zurückgefallen. Den zweiten Kampfplatz, den gegen den Rivalen Leopold Treibel und dessen Welt, gibt Corinna frei. Sie verteidigt ihr Ziel, in diese große Welt hineinzuheiraten, und verteidigt ihr Tarnspiel bei Treibels, das sie führte, weil sie glaubte, sich diese Welt zu einem Spalt öffnen zu können.

„Ich habe mir, nach reiflicher Überlegung, ein bestimmtes Ziel gesteckt, und *wenn* ich nicht mit dünnen Worten sage, ‘dies *ist* mein Ziel’, so unterbleibt das nur, weil es einem Mädchen nicht kleidet, mit solchen Plänen aus sich herauszutreten“ (JT, S. 56).

Sie erklärt noch deutlicher ihren Standpunkt „Ein Mädchen wirbt nicht, um ein Mädchen wird geworben.“ Sie hat also aus gutem Grund ihr Ziel verschleiert. Wieder kann Marcell nichts dagegensetzen, sagt nur: „Gut, gut, alles selbstverständlich...“ (JT, S. 56), und muss anhören, was sie ihm vorschwärmt von der Welt Leopolds, die sie ihrer kleinen entgegensetzt:

„Aber ein Hang nach Wohlleben, der jetzt alle Welt beherrscht, hat mich auch in der Gewalt; [...] ich halt es mehr mit Bonwitt und Littauer als mit einer kleinen Schneiderin, die schon um acht Uhr früh kommt und eine merkwürdige Hof- und Hinterstubenatmosphäre mit ins Haus bringt und zum zweiten Frühstück ein Brötchen mit Schlackwurst und vielleicht auch einen Gilka kriegt. [...] Ich find es ungemein reizend, wenn so die kleinen Brillanten im Ohre blitzen, etwa wie bei meiner Schwiegermama in spe...“ (JT, S. 58).

Auch in diesem Kampf gewinnt Marcell nichts. Sie kommen ja gerade erst von Treibels, Corinna hat noch keinen Abstand von dem Gastmahl gefunden, der ihre aufgekratzte Selbstgerechtigkeit vielleicht etwas reduziert und ihm mehr Chancen in der Gegenposition eingeräumt hätte. Er hätte sie Tage später, bei passender Gelegenheit, bei ihr zu Hause darauf ansprechen sollen. An dem Punkt, wo er seine starke Position „Es ist nicht möglich, Corinna; du wirst dich doch, wegen solchen Bettels von Mammon, nicht einem unbedeutenden Menschen

an den Hals werfen wollen“ (JT, S. 57) hätte ausbauen können, sind sie auch schon in der Adlerstraße angekommen. Das Gespräch ist zu Ende, er verstimmt, sie nach wie vor guter Laune. In seiner Anwartschaft auf einen Platz an ihrer Seite benimmt er sich ebenso ungeschickt wie sie im Hause Treibel in ihrer Anwartschaft auf einen Platz an der Seite Leopolds. Beide machen Fehler gleich zu anfangs ihrer Anwartschaft. Sie verschließt sich die Personen, die ihr zum Erreichen ihres Zieles unter Umständen behilflich sein könnten, er beraubt sich der guten Bedingungen für die Bekundung zur Anwartschaft, indem er Ort und Zeitpunkt schlecht wählt.

IVb. Konservatismus, Militarismus und ein Krebse-Essen bei den *sieben Waisen Griechenlands*

Ein halbes Jahrhundert ungefähr ist seit dem Tod des Monsieur Johann Buddenbrook vergangen, aber die häusliche Gemütlichkeit, die er und seine Freunde so liebten, hat sich hinübergerettet in die mit üppigen Vorhängen und Dekorationsgegenständen wie Porzellanvasen ausgestattete Gründerzeit-Wohnung Willibald Schmidts, in dem ein Sofa steht, auf dem er selbst und auch sein Freund Distelkamp gern Platz nehmen. Die schweren Stühle, auf denen die Buddenbrooks und ihre Gäste beim Dinner zur Einweihung des Mengstraßenhauses sitzen, kann man sich bei Schmidts rings um den mit Weinflaschen und Lichtern besetzten Tisch im Gesellschaftszimmer gut vorstellen. Die Hängelampe über dem Tisch, die man sich tief heruntergezogen und mit den von Hobsbawn beschriebenen Troddeln und Fransen besetzt vorstellen darf²⁰⁴, vervollständigt die Stubenidylle. Und die Serviette, mit der Schmidt sich den Mund abwischt, könnte sich auch Dr. Grabow umgebunden haben.

Alte Freunde wie Johann Buddenbrook hat Willibald Schmidt auch, nur bei Schmidt und seinen Freunden gibt es Abweichungen im Habitus, während Dr. Grabow, der Poet Hoffstede und Pastor Wunderlich sich im Habitus ihres Freundes Buddenbrook nicht unterscheiden. Dabei sollte man annehmen, dass es gerade umgekehrt sei, denn der Buddenbrook-Kreis setzt sich aus Freunden verschiedener Berufe zusammen, der Kreis der *sieben Waisen Griechenlands* jedoch ausschließlich aus Gymnasiallehrern, die zudem noch am gleichen Gymnasium, dem *Großen Kurfürsten-Gymnasium* unterrichten bzw. unterrichteten wie der Gymnasialdirektor a.D. Distelkamp. Die Mitglieder des Kränzchens haben viele Vorlieben gemeinsam, aber ihre Ansichten gehen auseinander, sobald es um Politik oder Bildung geht. Distelkamp z.B. ist ein Verfechter des alten strengen Bildungssystems. Er passte gut zu Johann Buddenbrook, dessen Kritik am Bildungswesen in die gleiche Richtung geht. Buddenbrook befürchtet die Aufweichung des klassischen Schulsystems durch die Gründungen gewerblicher und technischer Anstalten²⁰⁵. Distelkamp setzt der Meinung Schmidts „es war etwas Furchtbares mit dieser Perückenweisheit“ (JT, S. 66) entgegen:

„Denn wie kein Heerwesen ohne Disziplin, so kein Schulwesen ohne Autorität. Es ist damit wie mit dem Glauben. Es ist nicht nötig, daß das Richtige geglaubt wird, aber daß überhaupt

²⁰⁴ Vgl. Hobsbawn: Die Blütezeit des Kapitals, S. 285.

²⁰⁵ Vgl. B, S. 30, und S. 30 dieser Arbeit.

geglaubt wird, darauf kommt es an. In dem Glauben stecken geheimnisvolle Kräfte und ebenso in der Autorität. (JT, S. 67).

Distelkamps Strenge wird gemildert durch sein Eintreten für den Kollegen Rindfleisch, der sich vor seiner Klasse eine Blöße gegeben hatte, er hatte Phrynichos den Tragiker mit Phrynichos dem Lustspieldichter verwechselt. Distelkamp erzählt von einer Geschichte, die er als Student gelesen hatte: Vor einem Kriegsgericht steht ein Soldat, der sich „unheldisch benommen“ (JT, S. 64) hat, und alle sind für schuldig und totschießen. General Barfus, Präsident des Gerichts, setzt sich für den Beschuldigten ein:

„Drücken wir ein Auge zu, meine Herren. Ich habe dreißig Rekontres mitgemacht, und ich muß Ihnen sagen, ein Tag ist nicht wie der andere, und der Mensch ist ungleich und das Herz auch und der Mut erst recht. Ich habe mich manches Mal auch feige gefühlt. Solange es geht, muß man Milde walten lassen, denn jeder kann sie brauchen. (JT, S. 64).

Dieser General muss sich damals schrecklich blamiert haben, denn er hatte eine Gesinnung der Güte gezeigt, die das Gegenteil war von der legitimen militärischen mit ihren harten Urteilen. Distelkamp erzählt diese Geschichte, um die Blamage Rindfleischs vor seinen Schülern als eine nicht so tragische hinzustellen, nach dem Motto: Seht, wenn so ein hoher Militär sich eine Blöße geben kann, kann es unser Rindfleisch allemal. Distelkamp setzt sich für einen geknickten Kollegen ein, der heute nicht da ist. Er ist in der „Griechischen“, das heute ein Lustspiel gibt, für Rindfleisch Fortbildung im Griechischen, damit er sich die Möglichkeit schafft, seine Scharte auszuwetzen. Ein netter, kollegialer Zug Distelkamps, für den Kollegen zu sprechen. Aber die Geschichte, die er erzählt, verrät gleichzeitig den militaristischen Habitus Distelkamps. Er selbst sieht (sah es schon als Student, sonst hätte sich ihm diese Geschichte nicht so eingepägt) den nachsichtigen Geist des Generals als große Verfehlung. Wenn es nicht so wäre, würde die Geschichte sich nicht als Mittel eignen, die Blamage Rindfleischs herunterzuspielen.

In ihrer Vorliebe fürs Preußisch-Militärische treffen sich Schmidt und Distelkamp hier, die Geschichte über den General hat für Schmidt die gleiche Bedeutung wie für Distelkamp, dass Barfus sich blamiert hatte, ist für ihn eine so selbstverständliche Sache, dass sich jeder Kommentar von seiner Seite erübrigt. Schmidt seinerseits bekennt sich zum Geist Friedrich II., wenn er sagt, dass dessen Wunsch, aus Menschenverachtung bei seinen Hunden begraben zu sein, ihm (Schmidt) so viel Wert sei wie Hohenfriedberg oder Leuthen. Die Siege Preußens sind ihm wichtig, sie waren auch für den König wichtig. Die Soldaten, die ihr Leben dafür ließen, ob auf eigener oder auf Feindesseite, sind es nicht wert, genannt zu werden. Selbst wenn Schmidt diese beiden Dinge, Rede des Königs einerseits, große Schlachten andererseits, nur als Fakten, die er als geschichtliche Höhepunkte empfindet, gemeint hat: Der Vergleich, den er wählt, hat es in sich. Die Annahme, dass Schmidt es nur so gemeint hat, als zwei für ihn wichtige Fakten der Geschichte Preußens, wird aber im Folgenden schon entkräftet. Denn dem Militarismus, dem ein Soldatenleben nichts gilt, huldigt er, wenn er aus der Torgauer Rede Friedrich II. zitiert: „Rackers, wollt ihr denn ewig leben“ (JT, S. 76), und dann zugibt, dass ihm die Torgauer Rede noch über Torgau selbst gehe. Distelkamp lächelt, sieht so etwas als Anekdotisches, „Schmidtiana“ und antwortet,

dass er in der Geschichte nur das Große, nicht das Kleine verehere. Schmidt hingegen sagt, für ihn sei das Kleine bedeutend, wenn etwas drinstecke, es gebe dann immer das eigentlich Menschliche.

Es bleibt dahingestellt, was in der Schlacht bei Leuthen oder in der Torgauer Rede, und in der Art, diese Fakten aufzugreifen, das Kleine und das Menschliche sein soll. In ihrem lockeren Schlagabtausch haben Schmidt und Distelkamp ihre Zuneigung für den Militärstaat und die Unerbittlichkeit, die ihn ausmacht, bewiesen, zusätzlich zu ihrer Einschätzung der „Barfus“-Sache. Schmidt und Distelkamp haben ihre gleich gesinnten Berufskollegen unter den Figuren anderer literarischer Werke, die in der gleichen Zeit spielen. Im *Untertan* ist es der Gymnasialprofessor Kühnchen, der in einem Lokal in der Runde kaisertreuer Bürger damit prahlt, bei der Sedan-Schlacht dabei gewesen zu sein. Er erzählt ausgiebig, wie viele Franzosen er mit dem Bajonett aufgespießt bzw. wie viele er erschossen habe.

„Aber das Feuer damals an dem Haus, wo die Franktiröhrs drinne saßen, das hat Kühnchen angelegt, da gibt's nischt. [...]. Und wie's erscht gebrannt hat, nu, versteht sich, da hamse an der Verteidigung des Vaterlandes keen Geschmack mehr gefunden, und bloß noch raus, bloß noch Soofipöh! Da hätten Se nu aber uns Deutsche sehen sollen. Von der Mauer hammer sie weggeschossen, wie sie runterkrabbeln wollten! Luftsprünge hamse gemacht wie die Garnigge! [...] Jeden Sedang erzähl ich die Geschichte in ädlen Worten meiner Klasse. Die Jungen solln wissen, was sie für Heldenväter gehabt haben.“²⁰⁶

Seine Heldentaten würden Schmidt und Distelkamp, befänden sie sich im Figurenkabinett vom *Untertan* und in der Runde um Kühnchen, wohl ebenso stürmisch beklatschen wie Dietrich Heßling und Assessor Jadassohn. Ob Schmidt und Distelkamp es auch sein könnten, die mit eigenen Gräueltaten herumprahlten wie Kühnchen, der sich im schrillen Ton fast überschlägt, scheint mir fraglich, sie sind kultiviertere Figuren als dieser Schreihals Kühnchen. Aber wenn sie am Deutsch/Französischen Krieg teilgenommen hatten, waren sie wohl ebenso gute Soldaten gewesen wie ihr Kollege Kühnchen, gute Soldaten nach den Wertmaßstäben der Kaiser- und Reichstreuen, nach ihren eigenen Wertmaßstäben. Ein Hinweis hierfür ist nicht allein die preußisch-nationale Gesinnung Schmidts und Distelkamps, und man darf davon ausgehen, dass diese ihre Habitus keine neu herangebildeten sind. Auch der historische Hintergrund untermauert die Annahme, sie seien im Falle der Kriegsteilnahme „gute“ Soldaten gewesen. Ein Großteil des akademisch ausgebildeten, national gesinnten Bildungsbürgertums der Gründerzeit²⁰⁷ war organisiert in geschlossenen Gemeinschaften, den Bünden, die sich im Protest gegen eine ausbreitende materialistische Gesinnung auf deutsch-nationale Kulturwerte zurückbesannen und liberale, modernistische Strömungen kritisierten. Einer der größten dieser Bünde war der *Dürerbund* mit rund 300.000 Mitgliedern.

Häufig gaben sie sich dem rassistischen Antisemitismus, dem integralen Nationalismus, dem popularisierten Sozialdarwinismus hin; sie bekämpften die Herrschaft des jüdischen Großkapitals, den Niedergang wahrer deutscher Bildung, den Verlust nationaler Kulturtraditionen.²⁰⁸

²⁰⁶ H. Mann: *Der Untertan*, S. 163.

²⁰⁷ Auch hier wieder, wie allgemein in dieser Arbeit, sind die Gründerjahre (Gründerzeit) im weiteren Sinne gemeint, als die Jahrzehnte nach der Reichsgründung.

²⁰⁸ Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 3, S. 747.

Sie ließen ein traditionales Deutschtum aufleben, in dem auch der Nationalismus groß geschrieben war. Der Schmidt-Kreis könnte sich auch einem solchen Bund angeschlossen haben, statt ihr Kränzchen der *sieben Waisen Griechenlands* zu gründen. Die Grundtendenz dieser Bünde ist eine, die auch in den Habitus des Schmidt-Kränzchens vorhanden ist. Der Erzähler verschweigt uns zwar, wie die Mitglieder des Kränzchens zum Antisemitismus oder zum Sozialdarwinismus stehen. Ihr Nationalismus aber würde dasjenige ausgleichen, was sie vielleicht nicht mit den Bünden teilten. Und mit dem Liberalismus Schmidts ist es sowieso nicht weit her, was ich in diesem Kapitel noch belegen werde. In ihrem Ziel von erster Priorität, die wahre deutsche Bildung zu erhalten, wären Schmidt und seine Freunde sich ohnehin wieder einig mit den Bünden. Vielleicht haben sie sich für ihre kleine Gemeinschaft entschieden, um gemütlicher und vertrauter miteinander plaudern zu können, sich mal aufs Sofa setzen und die Meerschaumpfeife anzünden zu können, neben ihrer Lust zu gemeinsamen Gesprächen auch ihrem Hang zur Gemütlichkeit nachgehen zu können. Bei aller Gemütlichkeit vergessen sie nicht die Etikette, und vor allen Dingen nicht die Anciennität. Die Art, mit der sie vom Studierzimmer zum Essen ins Gesellschaftszimmer aufbrechen, zeugt davon und gleichzeitig von militärischer Disziplin. Jeweils zu zweit, Schmidt und Distelkamp als das wichtigere Paar voran, schreiten sie unter Passierung des Entrees auf das Gesellschaftszimmer zu. Man denkt an ein Offiziersbankett mit Damen. Bei Schmidt wirkt dies alles jedoch lächerlich, weil es sich um nur zwei Paare handelt, die sie anwenden. Ihren militaristischen Geist zeigt es umso mehr. Aber noch deutlicher wird diese ihre Grundhaltung, wenn sie den Abend beenden.

So kam elf heran, und mit dem Glockenschlage – ein Satz von Schmidt wurde mitten durchgeschnitten – erhob man sich und trat aus dem Eßzimmer in das Entree, darin seitens der Schmolke die Sommerüberzieher samt Hut und Stock schon in Bereitschaft gelegt waren. (JT, S. 81).

Wem fällt da nicht der Zapfenstreich ein! Dem Kreis der *sieben Waisen Griechenlands* könnten Johann Buddenbrook, Wunderlich, Hoffstede und Dr. Grabow gut erweitern, wenn sie auch das Dinner im Jahre 1835 nicht so diszipliniert beenden wie das bei Schmidt. Etikette und Anciennität beim Aufbruch vom Landschaftszimmer zum Essen in den Speisesaal, die bei Buddenbrooks Stil vermitteln, d.h. nicht albern wirken, weil viele Paare sich formieren, sind die gleichen. Sie sind nach der Gewohnheit der alten Freunde, es versteht sich von selbst, dass sie auch ihren Geschmack treffen. Nebenbei bemerkt: Würde man die *sieben Waisen Griechenlands* ins Lübeck der Zeit der Buddenbrooks versetzen, ständen sie auf der Gesellschaftsstufe der Buddenbrooks.²⁰⁹ Es ist bei Schmidts wie bei Buddenbrooks das gleiche Zeremoniell, und auch bei Treibels wird es streng eingehalten. Treibel bietet sich, der militärischen Rangfolge entsprechend, zuerst der Majorin Ziegenhals als Partner an:

„Und nun meine Damen ... darf ich um ihren Arm bitten, Frau Majorin? ... und um ihren, mein gnädigstes Fräulein?“ Und die Ziegenhals am rechten, die Bomst am linken Arm, ging er auf die Flügeltür zu, die sich, während dieser seiner letzten Worte, mit einer gewissen langsamen Feierlichkeit geöffnet hatte. (JT, S. 23).

²⁰⁹ Vgl. S. 45f dieser Arbeit.

Der Aufbruch im Esszimmer später findet nach dem gleichen Muster wie bei Schmidts statt. Gleichen sich auch die Formen in allen drei Häusern, Aussagen wie bei Schmidt und Distelkamp, die eine militaristische Gesinnung spiegeln, sind bei Kommerzienrat Treibel eher hintergründig zu finden, im Vordergrund steht für ihn seine Existenz als Industrieller. Ich komme unter Kapitel IVc noch zu diesem Punkt. Hinter manchen anderen Verhaltens- und Ausdrucksweisen Treibels könnte man einen schwachen Militarismus vermuten, z.B. wenn uns der Erzähler vermittelt, dass Treibel schwer darüber hinwegkam, als sein Sohn Leopold, der das Jahr bei den Gardedragonern abdienen wollte, wegen zu flacher Brust abgelehnt wurde. Es könnte auch einen schwachen Militarismus widerspiegeln, als Treibel abfällig über Leopold zu Willibald Schmidt redet, und zwar als Leopold in einer klapprigen Droschke in Halensee ankommt, anstatt in militärischer Schneidigkeit hoch zu Ross vorzureiten. Diese Worte und Empfindungen Treibels in den beiden Beispielen könnten allerdings auch Zeugnisse seiner Eitelkeit sein, denn Eitelkeit ist eine ausgeprägte Eigenschaft Treibels. Bei dieser Auslegung liegt im ersten Beispiel gekränkte Eitelkeit vor, im zweiten Beispiel ist er unangenehm berührt durch das uneitle Benehmen des Sohnes. Leopold ist als Sohn der Apfel, der weit vom Stamm fällt. (Vgl. JT S. 127). Es kann aber auch in beiden Fällen Treibels Eitelkeit neben einem Militarismus in gemäßigtem Ausmaß stehen.

Wie deutlich dagegen zeigt sich, dass Johann Buddenbrook und seine Freunde das Militärwesen im Allgemeinen gleich hoch verehren wie Schmidt und Distelkamp. Was sagt Pastor Wunderlich doch, als Jean die Napoléon-Verehrung kritisiert und das Verbrechen eines seiner Herzöge erwähnt, der achthundert Gefangene exekutieren ließ?

„Das ist alles möglicherweise übertrieben und gefälscht“, sagte Pastor Wunderlich. „Der Herzog mag ein leichtsinniger und aufrührerischer Herr gewesen sein, und was die Gefangenen betrifft, so war ihre Exekution wahrscheinlich der wohlherwogene und notwendige Beschluß eines korrekten Kriegsrates...“ (B, S. 29).

Buddenbrook und seine Freunde zeigen die gleiche Gesinnung wie Schmidt und Distelkamp, die die Menschlichkeit des General Barfus als Blamage einstufen. Wenn Schmidt sich zu der Geschichte über den General Barfus doch noch äußert, dann nicht zum Inhalt und dessen Auslegung, da ist für beide wirklich alles klar. Er sagt etwas, um eine Blamage generell als Blamage hinzustellen, die nicht entschuldbar sei.

„Denn weiß es Gott, ich habe mich auch schon blamiert, und wiewohl es die Jungens nicht bemerkt haben, wenigstens ist mir nichts aufgefallen, so hab ich es doch selber bemerkt und mich hinterher riesig geärgert und geschämt. Nicht wahr, Etienne, so was ist immer fatal“. (JT, S. 64).

Ist Schmidt jetzt unerbittlicher als Distelkamp? Nein! In diesen beiden Charakteren bestätigt sich nur die Ansicht Müller-Seidels, dass die erzählte Welt Fontanes eine der Übergänge und Zwischentöne sei.²¹⁰ Und für mich bezieht sich das nicht nur auf die Grenzen zwischen Besitz- und Bildungsbürgertum. Zu diesen beiden bürgerlichen Schichten schreibt Müller-Seidel weiter, es gebe auf der einen Seite nicht nur Besitzbürger mit falscher Bildung und auf der andern Seite nicht nur Besitzlose mit wahrer Bildung, es seien keine getrennten Welten, die da geschildert sind. Ich beziehe diese Aussage auch auf die Charaktere innerhalb einer der

²¹⁰ Vgl. Müller-Seidel: Theodor Fontane, S. 312.

bürgerlichen Schichten, in diesem Fall auf das Bildungsbürgertum. Zwischen den Charakteren Distelkamps und Schmidts gibt es Zwischentöne und Übergänge, niemand von beiden ist ausschließlich konservativ oder ausschließlich liberal, ausschließlich streng oder ausschließlich nachsichtig. Distelkamp ist nur konservativer und strenger als Schmidt, und Schmidt liberaler und nachsichtiger als Distelkamp, jedenfalls in seinen Reden. In folgender verteidigt Schmidt die neue Zeit gegen Distelkamps Traditionalismus:

„Schon Attinghausen, der doch selber alt war, sagte: ‘Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit.’ Und wir stehen sehr stark vor solchem Umwandlungsprozeß, oder richtiger, wir sind schon drin. Muß ich dich daran erinnern, es gab eine Zeit, wo das Kirchliche Sache der Kirchenleute war. Ist es noch so? Nein. Hat die Welt verloren? Nein. Es ist vorbei mit den alten Formen, und auch unsere Wissenschaftlichkeit wird davon keine Ausnahme machen.“ (JT, S. 68).

Es ist gut reden über Liberalität und Modernität, aber sobald es konkret wird, um Dinge geht, die die eigene Familie betreffen, verflüchtigen sich solche Begriffe bei Schmidt. Er weist seiner Tochter Corinna in einem Gespräch, das er mit Marcell führt, ganz selbstverständlich die konservative Rolle der vom Ehemann (Marcell) abhängigen Hausfrau zu, hat keine Berufstätigkeit für die vielseitig Interessierte und selbstständig Denkende im Sinn. Wörtlich sagt er über sie zu Marcell: „Sie bedarf einer verständigen Leitung, d.h., sie bedarf eines Mannes von Bildung und Charakter.“ (JT, S. 82). An der Seite eines Deppen oder eines Schuftes will er sie wenigstens nicht sehen, aber welcher Vater will so etwas für seine Tochter? Schmidt, der liberalisiert wie die Bourgeoisie, bei der er es für eine Farce hält, ist erzkonservativ in seiner Rolle als Vater. Die Unmündigkeit der verheirateten Frau ist der Weg, den er seiner Tochter ebnet. Es gibt aber schon die Chance für eine kämpferisch veranlagte Frau wie Corinna, sich anders zu orientieren. Willibald Schmidt, meinte er es mit seiner Fortschrittlichkeit ernst, könnte ihr Hilfestellungen geben. Als gut orientierter Zeitgenosse weiß er, was im Lande geschieht, kennt die modernen Strömungen. Tatsächlich fanden die bürgerlichen Frauenvereine, die sich für die Gleichberechtigung der Frau stark machten, gegenüber ihren Anfängen zum Beginn des Jahrhunderts²¹¹ in den Gründerjahren schon eine stattliche Zuhörerschaft und Leserschaft für ihre Organe. Die Arbeiterbewegung und innerhalb dieser die sozialistische Frauenbewegung mit Clara Zetkin (1857-1933) an der Spitze, die ihre Frauenzeitschrift *Die Gleichheit* herausbrachte, tat das ihre, um diese frauenrechtlerische Strömung zu einer ernst zu nehmenden Größe zu machen. Frauen als Lehrerinnen waren schon das Normale, allerdings waren es meist unverheiratete Frauen. Aber immerhin! In dieser Richtung könnte Corinna sich orientieren, zumindest vorläufig, um ihre persönliche Selbstständigkeit auszubauen. Ihr Vater, der liberal redet und konservativ handelt, ist in dieser Heuchelei nicht besser als Jenny. Seine Heuchelei, die ihm bewusst ist, könnte man sogar für verwerflicher halten als Jennys, die ihr nicht bewusst ist. Schmidt hat genau die umgekehrte Meinung, wenn er über Jenny zu Marcell sagt:

„Es ist eine gefährliche Person und um so gefährlicher, als sie’s selbst nicht weiß und sich aufrichtig einbildet, ein gefühlsvolles Herz und vor allem ein Herz ‘für das Höhere’ zu haben.“ (JT, S. 87).

²¹¹ Vgl. S. 68 dieser Arbeit.

Mit seinen eigenen Widersprüchen lebt der Mensch, welcher Politiker will das wirklich umsetzen, was er wählerwirksam propagiert. In *Frau Jenny Treibel* ist es der Widerspruch im Habitus Schmidts, der mir die vom Erzähler als heuchlerische Figur angelegte Kommerzienrätin insgesamt in einem milderem Licht erscheinen lässt, als es die Figuren innerhalb der Romanhandlung und die Sekundärliteratur auf Jenny werfen. Müller-Seidel z.B. zählt mehrere Widersprüche ihrer Person auf und behauptet: „Aus solchen und anderen Widersprüchen ist sie zusammengesetzt, ohne daß sie sich dessen bewußt wäre.“²¹² Ihre falschen Gefühle sind ein Widerspruch zu ihrer „Geldsackgesinnung“, dass ist klar. Aber sie sind bei ihr zusammenzufassen zu e i n e m Fehlverhalten, das einen Widerspruch in ihrem sozialen Habitus darstellt. Es ist e i n Widerspruch in der Person Jennys, wie in der Person Willibald Schmidts, der liberal denkt und konservativ handelt, sich mit diesem Widerspruch nur e i n Widerspruch ansetzen lässt. Ob sich bei Schmidt noch weitere finden lassen, wenn man suchen würde? Ich glaube ja.

Was seine Ansicht über eine gründliche Bildung angeht, gibt es keinen Widerspruch. Er redet über Bildung und hat so wie er redet auch gehandelt. Er selbst hat den akademischen Bildungsweg durchlaufen, hat seiner Tochter die größtmögliche Bildung erwerben lassen, vermittelt diese Bildung weiter an seine Schüler, übt sich in ihr im Kreis der *sieben Waisen Griechenlands*, worauf in diesem Kapitel noch eingegangen wird. Wichtigster Gesprächspartner für ihn ist Distelkamp, mit dem er gern im Pro- und Kontra-Gespräch ist. Was die umfassende Bildung betrifft, sind sie sich jedoch einig. Distelkamp ist nur mehr für die klassische, Schmidt mehr für die moderne, zu der er die autodidaktische hinzurechnet, soweit sie in sein Interessengebiet Archäologie fällt. Bildung muss also sein, so oder so. Wenn Schliemann nur graben würde in Mykenä, ohne sich Fachwissen und Fachkenntnisse angeeignet zu haben, stände er bei Schmidt auch nicht gut da. Die Archäologie macht es auch, dass Schmidt bei ihm, der Tüten klebte und Rosinen verkaufte, die Karriere vom armen Mann zum reichen anerkennt, dass er diese Karriere Schliemanns vor Distelkamp verteidigt. Diese Karriere war etwas Außergewöhnliches. Über alle Gesellschaftsschichten hinweg war der soziale Aufstieg nahezu unmöglich.²¹³ Dies ist ein Beweis dafür, wie sehr eine Mentalität nach dem Motto „Schuster bleib bei deinen Leisten“ die Bevölkerung prägte, und auch ein Beweis dafür, welch großen Bonus Schliemann als Hobby-Archäologe bei Schmidt genießt. Die Tütenkleberin Jenny Bürstenbinder, die zur Kommerzienrätin Treibel wurde, genießt gar keinen Bonus bei Schmidt, er erkennt ihre Karriere ebenso wenig an wie ihre Bildung, die sie sich angeeignet habe, um als Bourgeoise mithalten zu können. Dass er sie insgesamt nicht anerkennt, er spricht ja nie ernsthaft mit ihr und über sie, ist aber Folge ihres heuchlerischen Habitus. Zum heuchlerischen Habitus Jennys, und wie er einzuschätzen ist, führte ich schon etwas aus.²¹⁴

Dass Schmidt die autodidaktische Bildung zweier Menschen so unterschiedlich beurteilt, nicht anerkennenswert im Fall Jennys, anerkennenswert im Fall Schliemanns, macht noch einmal deutlich, wie groß Schmidts Respekt vor Schliemann ist. Da dieser sich eine archäologische Bildung zugelegt hat, ist es für Schmidt eine echte Bildung, so wie die Archäologie für ihn, den Altphilologen, eine echte (besonders wertvolle) Wissenschaft ist. Ein Archäologe

²¹² Vgl. Müller-Seidel: Theodor Fontane, S. 311.

²¹³ Vgl. Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 2., S. 187. Vgl. auch S. 9 (Fußnote) dieser Arbeit.

²¹⁴ Vgl. S. 89 dieser Arbeit.

steht bei ihm im höchsten Ansehen, er wünscht sich einen ebenso sehr zum Schwiegersohn wie die Treibels eine reiche Großbürgertochter zur Schwiegertochter. Im Gespräch mit Frau Schmolke vergleicht Schmidt Leopold mit Marcell: „Der Marcell ist doch ein anderes Kraut. Und was heißt gute Partie? Marcell ist Archäologe.“ (JT, S. 195). Das sei noch gesagt zur Unterstreichung der Bedeutung, die die Archäologie für Schmidt hat. Es soll aber nicht unerwähnt bleiben, dass Marcell als „Leutnant der Reserve im brandenburgischen Füsilierr-Regiment Nr. 35“ (JT, S. 206) bei dem militaristisch und nationalistisch gesinnten Schmidt einen weiteren, nicht gerade kleinen Bonus genießt. Die von Schmidt aufgegebene Anzeige zur Vermählung Corinnas und Marcells prahlt nur so mit den Angaben zu Marcells Offiziersrang. Natürlich sind auch alle akademischen Titel aufgeführt, die sich nur heranziehen ließen, und in der Funktion als Brautvater versäumt er es nicht, alle eigenen Titel ebenfalls anzugeben. Es drückt aus, wie sehr Schmidt als Bildungsbürger die Gelegenheit nutzt, seine Kapitalarten einzusetzen, hier seine zweite Kapitalart, das symbolische Kapital. Er repräsentiert mit seinem symbolischen Kapital nicht weniger als Treibel mit seinem symbolischen (Kommerzienrat) repräsentiert. In der Repräsentation ihrer ersten Kapitalarten, Treibel mit dem ökonomischen, Schmidt mit dem kulturellen, unterscheiden sie sich auch nicht. Bei beiden ist hauptsächlich ihre erste Kapitalsorte die Legitimation zum Repräsentieren. Zum Repräsentieren gehört ein distinguiertes Verhalten, und bei beiden ist dieses Verhalten vertreten. Schmidt verfügt sogar noch über eine besondere Art der Distinktion, die „Distinktion ohne Absicht zur Distinktion“²¹⁵, auf die Treibel sich nicht versteht.

Im Grunde genommen ist Schmidt wie alle seine Berufskollegen dafür, dass man Bildung, soll sie echt (vollwertig) sein, nur durch die Bildungsinstitutionen (Schule, Universität) vermittelt bekommt, die für die Kompetenz des bei ihnen erworbenen kulturellen Kapitals bürgen. Über Bildungsinstitutionen schreibt Bourdieu:

Institutionalisiertes Kulturkapital als dritte Erscheinungsform verweist darauf, daß moderne Gesellschaften mit autonomer Kulturproduktion und -akkumulation eigenständiger Bildungsinstitutionen bedürfen, die über die Wissensvermittlung die kulturellen Errungenschaften reproduzieren und Individuen mit Bildungsqualifikationen versehen. Das Bildungssystem erfüllt damit eine technische Reproduktionsfunktion, insoweit es Qualifikationen vermittelt, und eine soziale Reproduktionsfunktion, insoweit es Titel als rechtliche Kompetenzverbürgung verleiht und auf diese Weise faktisch Anwartschaften auf privilegierte Berufspositionen erzeugt sowie eine gehobene Stellung der „gebildeten“ Arbeitskräfte in der Sozialstruktur präjudiziert.²¹⁶

Das wäre genau Schmidts Position, er würde sie, da er Lehrer und kein Soziologe ist, anders formulieren. Direkt auf die Lehrerschaft und damit auf Schmidt und sein Kränzchen kann man beziehen, was Bourdieu über kulturelles Kapital als Wissen, das man über die Schulbildung erlangt, noch aussagt:

So macht sich bei denjenigen, die ihr kulturelles Kapital wesentlich der Schule verdanken [...] eine ausgeprägte Tendenz bemerkbar, sich der schulmäßigen Definition von Legitimität zu beugen und ihre Investitionen innerhalb der Bereiche ganz strikt nach deren von der Schule zuerkanntem Wert auszurichten.²¹⁷

²¹⁵ Vgl. Müller-Seidel: Theodor Fontane, S. 182, und vgl. auch S. 108 und S. 113 dieser Arbeit.

²¹⁶ Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 167.

²¹⁷ Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 154.

Mann kann es einfacher ausdrücken: Für jemanden, der sein Wissen über die Bildungsinstitute erlangt hat, ist dieses Wissen das legitime. So auch für Schmidt. Jede andere Bildung, mit Ausnahme solcher Fälle wie Schliemann, wäre für ihn nur eine halbe Sache, und die mag er nicht. Er preist ja auch Corinna als jemand, der wie er selbst alles immer „‘mit demselben Aplomb und mit derselben Virtuosität’“ (JT, S. 85) mache, alles immer ganz oder gar nicht. „‘Das ist, was ich das Schmidtsche nenne.’“ (JT, S. 85). Er mag nur ganze (echte) Sachen, auch, was die Poesie betrifft. Als Distelkamp ihm in einer Sache nur poetisch Recht gibt, verteidigt Schmidt als „alter Romantiker, der er eigentlich mehr als alles andere war“ (JT, S. 76) die Poesie:

„Das Poetische – vorausgesetzt, daß man etwas anderes darunter versteht als meine Freundin Jenny Treibel –, das Poetische hat immer recht; es wächst weit über das Historische hinaus. (JT, S. 76).

Autorität halten beide hoch, Schmidt und Distelkamp. Schmidt glaubt nur, sie nicht durch Strenge erzwingen zu brauchen wie „Professor Hammerstein, der bei Spichern mit gestürmt und eine gewisse Premierleutnantshaltung von daher beibehalten hat“ (JT, S. 68). Er hält mit einem andern Lehrer gegen Hammerstein, mit Agathon Knurzel, der „‘aussieht wie Mr. Punch und einen Doppelpuckel, aber freilich auch einen Doppelgrips’“ (JT, S. 68) habe und mit seinem kleinen Raubtiergesicht die Klasse in Schach halte. Schmidt plädiert also für Autorität durch Wissen (Doppelgrips), Distelkamp ist mehr für den Drill einer Premierleutnantshaltung: „‘und doch bleibt es dabei, Schmidt, mit den Traditionen der alten Schule steht und fällt die höhere Wissenschaft.’“ (JT, S. 68).

Ein anderes Mal ist es wieder Schmidt, der seine militaristische Gesinnung zeigt. Er, der „alte Romantiker“, der die Poesie über das Historische stellt, findet beim Krebs-Essen einen Anlass, seine Preußenverehrung unterzubringen:

„Gewiß, dem Krebs fehlt dies und das, er hat sozusagen nicht das ‘Maß’, was, in einem Militärstaate wie Preußen, immerhin etwas bedeutet, aber dem ohnerachtet, auch *er* darf sagen: Ich habe nicht umsonst gelebt.“ (JT, S. 79).

Neben dieser Vorliebe für den Militärstaat Preußen, der einmal sagen könne, er habe nicht umsonst gelebt, gibt es beim „Altgriechen“ Schmidt die Vorliebe für die Archäologie. Es wurde schon angesprochen, dass er Schliemann verehrt. Dessen autodidaktische Bildung würde er nicht verteidigt haben, wenn er sich diese auf einem anderen Gebiet, vielleicht der modernen Architektur, angeeignet hätte. Die Archäologie macht es. Nicht nur bei ihm, auch bei den andern Mitgliedern seines Kränzchens. Durch den Namen dieses Kränzchens *Die sieben Waisen Griechenlands* stellen sie die Bedeutung heraus, die sie dem Altgriechischen zu-messen, dessen Teilgebiet die Archäologie ist. Der von Bourdieu beschriebene typische Lehrer der Gegenwart, Jean L., maître-assistant an einer Pariser Universität, interessiert sich sehr für Archäologie, besitzt eine Kulturgeschichte in acht Bänden und ein reich illustriertes Kunstgeschichte-Lexikon, in dem er den Surrealismus überblättert. „‘Meiner Ansicht nach ist das bloß intellektuelle Spielerei. Dali und Co. die kann ich alle nicht ausstehen’“²¹⁸, lässt

²¹⁸ Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 453.

Bourdieu ihn sagen. Jean L. ist Toskana-Schwärmer, besucht Museen und ist kein Gourmet. Sein Vater ist Altphilologe.²¹⁹

Das könnte gut und gern der Habitus der Mitglieder des „Kränzchens“ sein, der Erzähler enthält uns bloß solche Einzelheiten, wie Bourdieu sie über Jean L. mitteilt, vor, abgesehen von der Information, dass Schmidt Altphilologe sei. In anderen Bereichen unterscheidet sich das Schmidt-Kränzchen im Geschmack deutlich von Jean L.. Die dicken Kissen und schweren Vorhänge, die Jean L. nicht mag, hat man vor dem inneren Auge als Kissen auf dem Sofa in Schmidts Studierzimmer. Und die schweren Vorhänge, so stellt man es sich vor, verhängen in Schmidts Wohnung zu einem Drittel die Fenster. Der Unterschied in diesem Geschmacksbereich hängt wohl mit den verschiedenen Zeiten zusammen: In den Gründerjahren liebte man die behäbige Gemütlichkeit der Sofas und schweren Stühle, der Decken, Vorhänge und der den Raum voll stellenden Dekorationsgegenstände. Heute mag man allgemein mehr das Nüchterne, das auch Jean L. bevorzugt. Bei Ess-Geschmack treffen die Lehrer-Habitus damals und heute wieder eher zusammen. Jean L. sei kein Gourmet, erfahren wir schon. Sind es denn *die sieben Waisen Griechenlands*? Wenn ich mir die große Schüssel Krebse vorstelle, die Frau Schmolke auf den Tisch wuchtet, und die Kümmelbrötchen dazu, kommen mir doch Zweifel. Das vom Herdfeuer gerötete Gesicht Frau Schmolkes tut darüber hinaus das seine, den Eindruck einer derben Küche zu vermitteln. Man hat einen überhitzten, großen Herd vor Augen, auf dem es in schweren Töpfen und Pfannen brodelt und schmort, und denkt an Erzeugnisse der Region, die dort gegart werden. An der Oder isst man Krebse, weil es die dort reichlich gibt, es gab sogar einmal eine regelrechte Krebs-Plage, während der der Schock Krebse einen Pfennig kostete.²²⁰ Es ist klar, dass es bei Schmidt Krebse gibt. Auf die Tafeln der Bourgeoisie kamen zwar auch Krebse, jedoch als Vorspeise. Diese bestand aus kleinteiligen Sachen. Bei Treibels entscheidet man sich für feines Ragoût fin, es hätten durchaus auch raffiniert angerichtete Oderbruchkrebse sein können.

Über den zubereiteten Krebs sagt Schmidt:

„Und wenn er dann, er, der Krebs, in Petersilienbutter geschwenkt, im allerappetitlichstem Reize vor uns hintritt, so hat er Momente wirklicher Überlegenheit“ (JT, S. 79).

Schmidt will oder kann sich die teuren Kolonialwaren, die in den Speisekammern des Adels, der Bourgeoisie und der höheren Magistratsbeamtenschaft lagern, nur in Maßen leisten, ein paar Artischocken sind erschwinglich. Er schafft sich aber einen Ausgleich und legt seiner Hauptspeise das besondere Prädikat *einheimisch* zu, das er mit dem Qualitätsmerkmal *echt* verbindet. Schmidt erwartet die Bestätigung einer solchen Echtheit von Friedeberg, der aus dem Oderbruch stammt:

„Und nun sagen Sie, Freund, ist dies nach ihren persönlichen Erfahrungen, mutmaßlich als streng lokale Produktion anzusehen, oder ist es mit den Oderbruchkrebsen wie mit den Werderschen Kirschen, deren Gewinnungsgebiet sich nächstens über die ganze Provinz Brandenburg erstrecken wird.“

„Ich glaube doch“, sagte Friedeberg, während er durch eine geschickte, durchaus den Virtuosen verratende Gabelwendung einen weiß und rosa schimmernden Krebschwanz aus seiner Stachel-

²¹⁹ Vgl. ebd., S. 450ff.

²²⁰ Vgl. JT, S. 75, vgl. auch S. Vgl. S. 40 dieser Arbeit.

schale hob, „ich glaube doch, daß hier ein Segeln unter zuständiger Flagge stattfindet und daß wir auf dieser Schüssel wirkliche Oderbruchkrebse vor uns haben, echtste Ware, nicht bloß dem Namen nach, sondern auch de facto.“

„De facto“, wiederholte der in Friedebergs Latinität eingeweihte Schmidt, unter behaglichem Schmunzeln. (JT, S. 74).

Schmidt legt Distelkamp einen Krebs besonderer Größe vor, ohne ihn vorher gefragt zu haben. Bourdieu sieht in einer unkomplizierten Art des miteinander Speisens ein Zeichen von Vertrautheit, es sind keine Umstände nötig. Würde Schmidt ihm die Speisen nur zureichen, hieße es, Distelkamp von der Vertrautheit auszuschließen.²²¹ So aber gibt man sich das Gefühl, *unter sich* zu sein, man speist in einer Atmosphäre familiärer Ungezwungenheit.

„Sieh, Distelkamp, dieser hier ist für dich. Er hat eine große und eine kleine Schere, und das sind immer die besten. [...] Was wir hier vor uns haben, sind Oderbruchkrebse; wenn ich recht unterrichtet bin, aus der Küstriner Gegend. Es scheint, daß durch die Vermählung von Oder und Warthe besonders gute Resultate vermittelt werden.“ (JT, S. 73).

Die Zitate beweisen es: Schmidt und seine Freunde reden sich ihre Speise fein. Sie vertuschen ihren Notwendigkeitgeschmack²²² ist man verführt zu sagen. Aber es trifft die Sache nur ungefähr, denn dass ein Krebs-Gericht zum Arme-Leute-Essen der Gründerzeit gehörte, stimmt mit Sicherheit nicht. Die Armen aßen Kohlsuppe und die billigen grünen Heringe. Von den Lebensmitteln, die Bourdieu in unserer Gegenwart die wenig Verdienenden verzehren sieht²²³, sehe ich auf ihren Tischen damals öfter Kartoffeln, manchmal Bohnen und selten Speck. Aber sie konnten sich schon mehr Fett leisten als fünfzig Jahre zuvor. Der Wachtmeister Schmolke aß gern das fette Wellfleisch mit Wruken, es wird ein Sonntagsessen gewesen sein. Dass Schmidt und seine Freunde ein Gericht der Notwendigkeit verspeisen, weil sie „dazu einen *Hang haben*, und *Geschmack* dafür, wozu sie ohnehin verdammt sind“²²⁴, ist also nicht richtig. Sie stehen mit ihren gegarten Oderkrebsen als Hauptspeise zwischen dem Arme-Leute-Geschmack und dem Luxusgeschmack der reichen Oberschichten, das Schmidt-Kränzchen bildet in Bezug auf sein Gericht wieder so einen Zwischenton in den geschilderten Welten des Erzählers. Aber ihre Speise wird im Niveau erheblich angehoben durch die Tischgespräche. Dabei gibt es nicht nur Gesprächsinhalte, wie sie auch ein Gourmet bringen würde, es gibt auch Ausführungen wie die Schmidts, nach denen das Beste des Krebses geschlürft und gesogen wird, und für einen Säugling hieße saugen zugleich leben. Vergleicht er sich und seine Freunde, die Krebs-Schlürfer, mit milchsaugenden Säuglingen?

Schlimm, wenn die Sprache der *Sieben Waisen Griechenlands* arm wäre, dann würde so etwas fast abstoßend wirken. Aber ihre Sprache ist sehr reich. Das unterscheidet ihre Sprache übrigens von der zum Großteil mit kaufmännischen und politischen Themen besetzten Sprache Johann Buddenbrooks und seiner Freunde, die sich gern gegenseitig in den Meinungen unterstützen, z.B. gegen Jean, den Louis-Philipp-Schwärmer, und die darüber hinaus wie das Schmidt-Kränzchen auch während des Essens gern vom Essen reden und ihren Appetit dadurch steigern. Dem Dr. Grabow schmälert es ganz und gar nicht den Appetit, wenn er er-

²²¹ Vgl. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 314.

²²² Vgl. S. 8 dieser Arbeit.

²²³ Vgl. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 288f. Vgl. auch S. 12 dieser Arbeit.

²²⁴ Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 290.

zählt, wie jemand nach einem schweren Essen vom Schlag getroffen wurde.²²⁵ Die *sieben Waisen Griechenlands* kommen zwar auch zusammen, um den Freundeskreis zu genießen und das Essen. Und doch verfolgt ihr wöchentliches Zusammentreffen einen anderen Zweck. Ihre Sprache spiegelt umfangreiche Kenntnisse auf vielen Gebieten, besonders der Literatur, Geschichte, und, wer sollte daran zweifeln, der Archäologie. Sie ist mit Fremdsprache angereichert, hauptsächlich mit französischen und lateinischen Ausdrücken. Sie als Bildungsbürger benutzen neben dem für sie obligatorischen Latein noch Französisch. In der breiteren Bevölkerung war der Gebrauch des Französischen im Vergleich mit der Zeit des Biedermeier zurückgegangen. War auch im Biedermeier schon der Feind der Franzose (Napoléon)²²⁶, so war der Franzose jetzt der „Erbfeind“, dessen Sprache man zwar als Diplomatensprache anerkannte, aber im Alltag doch nicht mehr in dem Umfang gebrauchte wie damals. Man sieht, wie tolerant die Menschen diesbezüglich in der Biedermeierzeit waren. Umso mehr fällt diese Toleranz ins Auge, da damals Napoléon der Erstangreifer gewesen war. Jetzt in der Gründerzeit war Englisch auf allen Gebieten im Vormarsch, die Sprache, die zwar schon im Biedermeier seinen Platz hatte, aber überwiegend im kommerziellen Bereich. In *Buddenbrooks* ist es Christian, der eine Zeit in England verbrachte und damit sein Englisch schulte, und der, nach dem Tod des Vaters heimgekehrt und in die Firma Buddenbrook eingetreten, die englische Korrespondenz zu erledigen hat. Es war ein Fachgebiet, auf das sich nur die verstanden, die berufsbezogen die englische Sprache erlernt hatten. Der Gebrauch des Englischen im Allgemeinen hatte sich erst mit der industriellen Revolution, mit dessen Fortschreiten, ausgebreitet, und jetzt in den Gründerjahren hob man sich vornehm von anderen ab, indem man englisch sprach und wenn man sich im Englischen auskannte. Das bedeutete nicht, dass die französische Sprache, die die feine Sprache in der Biedermeierzeit war²²⁷, nicht mehr als schick galt, aber sie musste dieses Prädikat jetzt mit der englischen Sprache teilen. Wenn Willibald Schmidt seinen Freund Friedeberg fragt, wie dessen Hund sich schreibt, kommt es zum Ausdruck. „Sagen Sie, Friedeberg, wie schreibt er sich eigentlich? f oder ph? Phips mit ph ist englisch, also vornehmer.“ (JT, S. 71).

In ihrer reichhaltigen Anwendung der Sprache wissen die *sieben Waisen Griechenlands* auch Anekdoten anzusprechen und aus ihnen zu zitieren, z.B. aus der Torgauer Rede Friedrich II., „Rackers, wollt ihr denn ewig leben“ (vgl. JT, S. 76). Es ist überhaupt eine sehr bildhafte Sprache, in der neben Anspielungen auf Schillers Gedicht *Das verschleierte Bild zu Sais*²²⁸ auch Lästereien, z.B. gegen das abwesende Kränzchen-Mitglied Immanuel Schultze „Denn er löst nicht mal das Rätsel von seiner eigenen Frau“ (JT, S. 65),²²⁸ und abgedroschene Sprichwörter „Aber es ist trotzdem dafür gesorgt, auch hier, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen“ (JT, S. 79) vorkommen. Sich bei diesem reichen Fundus an Ausdrucksmöglichkeiten sprachlich auszutauschen, heißt für die *sieben Waisen Griechenlands*, sich in der eigenen Bildung fitt zu halten, damit ihnen ihr Wissen, das höhere (Horaz, Attinghausen) und das niedrigere (abfälliger Witz über Frau Schmolke, Tratsch über Schultze) nicht verlo-

²²⁵ Vgl. S. 14 dieser Arbeit.

²²⁶ Vgl. S. 28 (auch Fußnote) und S. 29 dieser Arbeit.

²²⁷ Vgl. S. 21 und S. 31f dieser Arbeit.

²²⁸ Schiller, Friedrich: Sämtliche Werke, 5 Bde.. Bd. 1: Gedichte / Dramen I. Hrsg. von Gerhard Fricke und Herbert G. Göpfert. München 1965, S. 224.

ren geht, keinem Schwundrisiko ausgesetzt ist, und auch nicht veraltet. Sie frischen ihr inkorporiertes kulturelles Kapital, ihr Wissen, ja auch mit Aktuellem auf, z. B. Schließmanns Ausgrabungen. Diese Ausgrabungen betreffen zwar ihr Hauptinteressengebiet, die Archäologie, sind aber gleichzeitig hochaktuell. Und Witz hat meist, Tratsch immer einen aktuellen Anlass. Sie trainieren sich in ihrer inkorporierten Bildung und halten sich gleichzeitig auf dem Laufenden, betrifft es nun hohe oder niedere Bereiche. Bei all diesen Trainingspraktiken haben sie den gleichen Spaß wie leidenschaftliche Tennisspieler, die sich im Einzel oder Doppel üben. Sind die Übungsmittel des Tennisspielers Ball und Schläger, so ist das Übungsmittel *der sieben Waisen Griechenlands* ihre Sprache. Schmidt und seine Freunde sind Sportler in Sachen Bildung: Bildungssportler. Wenn es den Ausdruck noch nicht geben sollte, habe ich ihn eben erfunden.

Zeichenlehrer Friedeberg, dem nach dem zweistimmigen Wort des Erzählers der Profesorentitel „angeflogenen“ sei, wird wegen seiner wissenschaftlichen Nichtzugehörigkeit nicht ganz für voll genommen, ein Hinweis auf die eingehaltene Rangfolge innerhalb des Kreises, die, wieder einmal im Kränzchen, ans Militär erinnert, an die dort geltende strenge Hierarchie, die die Mannschafts- und Offiziersgrade ordnet. Friedeberg wird aber nicht, wie schon einmal erwogen, aus dem Kreis hinausgegrault. Nicht, weil er, wie Schmidt sagt, „Ein andächtiger Zuhörer“ (JT, S. 60) ist, sondern weil er, übrigens nicht weniger geübt im Bildungs-Spiel als die anderen, das Spiel um eine Spielvariante, die Komik, erweitert. Keiner erwähnt diese Erweiterung und woraus sie besteht, heimlich aber schätzt sie jeder. Komik streift oft die Grenze zur Narretei oder Hanswursterei, und der Narr steht immer niedriger als man selbst, wer hat diese Situation nicht (heimlich) ganz gern. Wenn Schmidt in seiner früheren Verteidigungsrede für Friedeberg sagte, der verlegene Friedeberg ließe seiner Seele die Flügel wieder wachsen, geht es in diese Richtung, und Schmidt sagte diese Sache über Friedeberg sogar ganz offen. Bekam Friedeberg seinen Platz im Gesellschaftszimmer, dem Spiegel gegenüber, zufällig? Wenn Schmidt oder die andern Friedeberg in die Nähe zum Narren rücken, ist er nur in ihrer Sicht in dieser Position. Friedeberg für sich genommen ist weder Narr noch Komiker. Wenn Friedeberg bei Schmidt mit seinem Hund Fips erscheint und erzählt, sein Hund habe hier schon vor der Tür gesessen, als er eintraf, wenn er also das Märchen *Der Hase und der Igel*²²⁹ wiedergibt, nur die Akteure austauscht, erzählt er eine Geschichte, in der er sich zum Deppen macht. Wer lässt sich denn von seinem Hund mehrmals hintereinander überlisten und erzählt es denn noch in aller Breite? Friedeberg! Denn er ist intelligent und verfügt über versteckten Witz. Wenn es nicht so wäre, wäre er ein Trottel und längst schon wirklich hinausgedrängt aus dem Kränzchen der Gebildeten. Die andern wissen, dass es etwas ist mit Friedeberg. Sie lieben aber das Gefühl, ihm überlegen zu sein, und vermeiden es, in diesem Punkt die Wirklichkeit zu ergründen. Friedeberg lässt sie in ihrem Überlegenheitsglauben, bindet, für die andern zum Überfluss, der sie umso mehr belustigt, noch den Portier, seinen Freund und Gönner, in die Story um Fips mit ein und gibt ihnen die Möglichkeit, diese ihre vermeintliche Überlegenheit auszukosten und mit heiterer Freundlichkeit zu kaschieren. Sein Habitus erinnert an den Schmidts bezüglich seiner Einstellung zu Jenny Treibel. Wie verhielt er sich doch, als sie ihm die „Impietät“ Corinnas vorwarf?

²²⁹ Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Gebrüder Grimm. Bayreuth 1976, S. 575.

Schmidt, ein Schelm, gefiel sich darin, bei dem Wort „Impietät“ ein betrübtetes Gesicht aufzusetzen. „Ach, liebe Freundin“, sagte er, „Sie mögen wohl recht haben. Ich bedaure, daß es unserm Hause vorbehalten war, Ihnen einen Kummer wie diesen, um nicht zu sagen eine Kränkung anzutun.“ (JT, S. 180).

Eine Verstellungskunst, die auch Friedeberg beherrscht und in der Geschichte um die Krebsplage, die ich gleich noch behandeln werde, erneut beweist. Beide, Schmidt und Friedeberg, gehen in Wort und Ton auf das Niveau ein, auf dem die andere ihn sieht bzw. die anderen ihn sehen und genießen es heimlich, in ihrer geistigen „Niedrigstapelei“ nicht erkannt zu werden. Es handelt sich um eine „Distinktion ohne Absicht zur Distinktion“.²³⁰

Die Komik, die (für den Leser) im ersten Eindruck Friedeberg in das Schmidt-Kränzchen einbringt, erzeugen in Wahrheit auf der einen Seite die andern Kränzchen-Mitglieder und auf der andern Seite Friedeberg als Korrelat. Der gleiche Fall liegt vor, wenn Friedeberg, der vom Oderbruch stammende, die Echtheit der Oderbruchkrebse bestätigen soll. Was für ein Merkmal sollte es da geben? Friedeberg spielt mit und geht darauf ein, als ob es eine Ernst zu nehmende Frage sei. Er erspart es sich nur, vor seiner Antwort die Krebse auch zu probieren und weiß der Art des Kränzchens entsprechend zu kontern. Er bettet eine passende Metapher in seine Antwort ein und schließt mit „de facto“, einem Allerweltsausdruck aus dem Sprachschatz der Latiner. Dieses „de facto“ wirkt auf mich wie eine versteckte Veräppelung gegen seinen Herausforderer Schmidt. Schmidt fasst es ganz anders auf, er schmunzelt behaglich, sieht in Friedeberts „de facto“ das Nachplappern eines Begriffs, der nur den Lateinern zusteht. Schmidt kommt auch gar nicht auf die Idee, dass Friedeberg zwischen seinen Worten eine Revanche versteckt, für die Unterschätzung seiner Person. Gerade als sich alle genüsslich über die Krebse hermachen, erzählt Friedeberg seine Story von der Krebschwemme, in der man für einen Schock Krebse den symbolischen Preis von einem Pfennig bezahlen musste, und dass es in dieser Zeit verboten war, dem Gesinde zur Schonung seines Magens mehr als drei Mal wöchentlich Krebse vorzusetzen. Hier findet man die gleiche Art schwarzen Humor wie in *Buddenbrooks* in der Erzählerrede über Dr. Grabow, der schon manchem den Totenschein habe ausstellen müssen, dem beim Verzehr einer Keule Rauchfleisch oder eines gefüllten Puters der Schlag getroffen habe.²³¹ Der Unterschied ist nur, dass der Erzähler dem Leser den Appetit verdirbt, der ihm bei der Lektüre über die Dinner-Kapitel in *Buddenbrooks* vielleicht aufkommt, Friedeberg als Figur der Romanhandlung reitet eine schelmische Attacke gegen den Appetit seiner Mitfiguren, und ist so geschickt in der Tarnung seiner Absicht, dass niemand es merkt. Schmidt macht sogar seinerseits eine (offene) Heiterkeit daraus, die auf Frau Schmolke zielt. Für mich ist diese Reaktion Schmidts auf eine Geschichte, deren Absicht er nicht erkennt, ebenso erheiternd wie Friedeberg mit seinem Part an der ganzen Szene.

Um es noch einmal zu sagen: Friedeberg ist nur im Zusammenspiel mit den andern des Schmidt-Kränzchens ein Komiker und die andern sind es nur im Zusammenspiel mit ihm. Er ist ein Bildungssportler wie sie und kann sich auch in der Leistung mit ihnen messen.

²³⁰ Müller-Seidel: Theodor Fontane, S. 182. Vgl. auch S. 102 und S. 113 dieser Arbeit.

²³¹ Vgl. B, S. 37. Vgl. auch S. 14 und S. 106 dieser Arbeit.

Distelkamp soll mit seiner Antwort auf Schmidts „Säuglingsrede“ das Schlusswort dieses Kapitels haben. Willibald Schmidt wird stellvertretend für die andern der *sieben Waisen Griechenlands* noch einmal charakterisiert:

„Laß es gut sein, Schmidt“, unterbrach ihn Distelkamp. Mir ist nur immer merkwürdig, daß du, neben Homer und sogar neben Schliemann, mit solcher Vorliebe Kochbuchliches behandelst, reine Menufragen, als ob du zu den Bankiers und Geldfürsten gehörtest, von denen ich bis auf weiteres annehme, daß sie gut essen... [...] diese Herren von der hohen Finanz, darauf möcht' ich mich verwetten, sprechen nicht mit halb soviel Lust und Eifer von einer Schildkrötensuppe wie du.“ (JT, S. 79).

IVc. Kommerzienrat Treibel und die *Gründerjahre*

Wenn Thomas Buddenbrook in der Gründerzeit des Deutschen Reiches ein Knabe gewesen wäre, hätte er mit großer Wahrscheinlichkeit studiert. Er leidet ja sein ganzes Erwachsenenleben lang daran, dass er nur das Realgymnasium absolviert hat, dass ihm dieser mittlere Bildungsweg davon ausschließt, für den Bürgermeisterposten, für den man eine akademische Ausbildung voraussetzt, zu kandidieren. Das Realgymnasium ist die legitime Ausbildung für den Nachwuchs der Kaufmannschaft, den man möglichst schnell im Familienunternehmen eingebunden sehen will. Diesbezüglich lebt Thomas in der falschen Zeit. In den *Gründerjahren* hat das bürgerliche Ideal der Selbstständigkeit den hohen Stellenwert, den es in den vergangenen Jahrzehnten des Jahrhunderts zwar auch besaß, jetzt aber sollte eine hohe Bildung als Äquivalent fungieren, sollte geistige Selbstständigkeit und geistige Freiheit verschaffen. Im kaiserlichen Deutschland verdoppelte sich numerisch das Bildungsbürgertum. Erstaunlich ist, dass in der Zeitspanne zwischen 1890 und 1914 (nur) 10 % der Großunternehmer durch ein Studium aufgestiegen sind, jedoch 25 % der Manager. Und von diesen 25 % entstammten 20 % dem kleinen Beamtentum. Es waren Karrieren möglich, die man sich zur Zeit des Johann Buddenbrooks, in der die Mentalität nach dem Motto „Schuster bleib bei deinen Leisten“ galt, nicht hätte vorstellen können. Auch die Unternehmerfamilien schickten ihre Söhne fleißig auf die Hochschulen, so dass schon im Jahre 1910 jeder 10. Professor aus einer solchen Familie stammte. Es hatte sich für die nachgeborenen Industriellen-Söhne, die nicht im väterlichen Unternehmen die Leitung oder eine angemessene Position übernehmen konnten, der Hochschuldienst als neues, respektables Berufsfeld aufgetan. Im Vergleich dazu: Im Jahre 1864 kam nur jeder 25. Professor aus einer Unternehmerfamilie. Der Wechsel des Berufsfelds innerhalb einer Familie, von der vorherigen zur nachfolgenden Generation, ist noch die Ausnahme. Um diese Zeit herum müsste als Figur außerhalb der Romanhandlung der Vater Willibald Schmidts noch leben. Er ist Rechnungsrat, ein Beamter, der seinen Sohn wiederum in die Beamtenlaufbahn hineinsetzt. Er lässt seinen Sohn Willibald die Laufbahn für das höhere Lehramt einschlagen, so dass Willibald Gymnasialprofessor werden kann, übrigens ein Titel für einen Gymnasiallehrer, der sich bis heute nur noch im titelverliebten Österreich gehalten hat. Der Vater handelt, wie es üblich ist in der Zeit. Ein solches Handeln zeigte den alten konservativen Geist, der damals eine Familie über die Generationen hinweg in einer Berufsklasse

wie in einem Gefängnis festhielt. Im Kaiserreich wehte tatsächlich ein frischer Wind, und für mich ist es unverständlich, dass sich Bildungsbürger in einer so stattlichen Anzahl in Bünden wie dem *Dürerbund*²³² organisierten und gegen diesen frischen Wind ankämpften. Maßgeschneiderte Mitglieder für diese Bünde wären Direktor Wulicke und sein Pauker-Kollegium aus *Buddenbrooks*, die in den siebziger Jahren für den Schüler Hanno Buddenbrook ein wahres Horrorkabinett darstellen. Der Erzähler schildert den Geist, der im Realgymnasium herrscht, wie folgt:

da waren nun die Begriffe Autorität, Pflicht, Macht, Dienst, Karriere zu höchster Würde gelangt, und der „kategorische Imperativ unseres Philosophen Kant“ war das Banner, das Direkter Wulicke in jeder Festrede bedrohlich entfaltete. Die Schule war ein Staat im Staate geworden, in dem preußische Dienststrammheit so gewaltig herrschte, daß nicht allein die Lehrer sich als Beamte empfanden, die um nichts als ihr Avancement und darum besorgt waren, bei den Machthabern gut angeschrieben zu stehen...“ (B, S. 722).

Ein Teil dieser Bildungsbürger waren, wie es aus vorherigen Ausführungen ja hervorgeht, gleichzeitig Wirtschaftsbürger (Besitzbürger). Die Literatur liefert uns schon im *Untertan* die Figur des Fabrikbesitzers Dr. Dietrich Heßlings, der vom Habitus her der zweite Wulicke ist. Der typischere Bourgeois der *Gründerjahre* jedoch war der, der seinen klaren Blick auf das materielle Erfolgsstreben gerichtet hatte. Er war weniger anfällig für eine fanatische Hochjubelung von Militär- und Untertanenstaat wie ein Bourgeois vom Geist Heßlings. Der typische Bourgeois glaubte an „den Kapitalismus, an die auf privates Unternehmertum gegründete Wettbewerbswirtschaft, an Technik, Wissenschaft und Vernunft.“²³³ Er zeichnete sich durch ein gesundes Selbstbewusstsein aus.

Denn das Hauptmerkmal der Bourgeoisie als Klasse bestand darin, daß sie sich aus den Mächtigen und Einflußreichen zusammensetzte, deren Macht und Einfluß mit herkömmlichen Geburts- und Standesprivilegien nichts zu tun hatten. Man mußte „wer sein“, um der Bourgeoisie anzugehören; jemand, der eine Bedeutung als *Einzelperson* hatte, weil er reich war, anderen befehlen und sie auf irgendeine andere Weise nach seinem Willen lenken konnte.²³⁴

Das alles trifft auf Kommerzienrat Treibel zu, der eigentlich nur in die Politik gegangen ist, weil er sich königlich-preußische Orden und den Titel *Generalkonsul* davon verspricht. Die Ausstattung seines Speisesaals durch den teuren Künstler Begas meint er sich leisten zu können, wenn er Generalkonsul geworden sei.²³⁵ Er engagiert sich aus doppeltem Grund politisch, zum einen frönt er seiner Eitelkeit²³⁶ –, zum anderen möchte er davon wirtschaftlich profitieren. Für seine Blaufarbenfabrik benötigt Treibel Rohstoffe. Die Chemieindustrie setzte wie andere Branchen auf den Aufbau der Kriegsflotte, auf den Aufstieg des Deutschen Reiches zur Weltmacht, um für die eigene Produktion durch eine erweiterte und preiswerte Rohstoffzufuhr aus neu eroberten Kolonien zu profitieren. Der Großbourgeois allgemein setzte auf die Ordnung, die ihm die Monarchie zu garantieren versprach. Er nannte sich liberal, wollte aber diese Liberalität nur auf die eigene Gesellschaftsklasse angewandt wissen.

²³² Allein der Dürerbund verzeichnete 300.000 Mitglieder.

²³³ Hobsbawm: Die Blütezeit des Kapitals, S. 303.

²³⁴ Ebd., S. 302.

²³⁵ JT, S. 24. Vgl. auch S. 42 dieser Arbeit.

²³⁶ Vgl. S. 99 dieser Arbeit. Zwei Fälle, in denen Treibels Haltung als Eitelkeit ausgelegt werden kann.

Man glaubte an den Fortschritt, trat bis zu einem gewissen Grad für ein repräsentatives Regierungssystem und ebenfalls bis zu einem gewissen Grad für bürgerliche Rechte und Freiheiten ein, d.h. so lange, als diese Dinge sich im Rahmen der Legalität und der Art von Ordnung hielten, die notwendig war, um die Armen zu hindern, aus ihrer Lage auszubrechen.²³⁷

Dies alles sind auch Treibels Positionen. Es ist nicht sein Ziel, dem Volk zu Selbstbestimmung und Demokratie zu verhelfen. Was nützte ihm die Volksherrschaft? Die Orden und Titel, die sie verleihen würde, reizten ihn nicht, und Kolonien, aus denen er Rohstoffe beziehen könnte, würden sie auch nicht erobern. Selbst die Royaldemokratie, die Vogelsang beim Dinner zu Ehren Mr. Nelsons formuliert, sagt Treibel ganz zu, weil er die Position des Königs darin geschwächt sieht. Den König als Machtinstitution benötigt er aber, damit der ihm durch Polizei und Militär die Ordnung garantiert, innerhalb derer er als Befehlshaber in der Ebene unter dem König in seiner Fabrik den Ton angeben kann, ohne dass die Unterschicht in seine Rechte als Fabrikherr und Großbourgeois eingreifen könnte. Treibel hat die eigenen Interessen, bestenfalls die seiner industriellen Gesellschaftsklasse im Auge. Dass er sich bei den Konservativen engagiert, ist mehr oder weniger dem Zufall zu verdanken, und trotzdem liegt er richtig, denn die Konservativen hatten wie die Industriellen der Arbeiterbewegung den Kampf angesagt. Herr im Hause wollte man sein und bleiben, und brave und willige Arbeiter in seinen Fabrikhallen haben. Aber insgeheim bereut Treibel schon, sich nicht bei den Frei-Konservativen zu engagieren, da diese ihr Organ in der *Nationalzeitung* gefunden hätten, die schon selbst halbe Hofpartei sei (vgl. JT, S. 118). Auf den Vorschlag der Majorin Ziegenhals, Fortschrittler zu sein und für die städtische Bürgerkrone zu kandidieren, entgegnet Treibel:

„Sie wissen, unsereins rechnet und rechnet und kommt aus der Regula-de-tri gar nicht mehr heraus, aus dem alten Ansatz: ‘ Wenn das und das so viel bringt, wieviel bringt das und das.’ Und sehen Sie, Freundin und Gönnerin, nach demselben Ansatz hab ich mir auch den Fortschritt und den Konservatismus berechnet und bin dahintergekommen, daß mir der Konservatismus, ich will nicht sagen mehr abwirft, das wäre vielleicht falsch, aber besser zu mir paßt, mir besser kleidet. Besonders seitdem ich Kommerzienrat bin, ein Titel von fragmentarischem Charakter, der doch natürlich seiner Vervollständigung entgegenseht.“ (JT, S. 32).

Dass Treibel aber für Preußen und das Königtum ausschließlich aus wirtschaftlichen Eigeninteressen ist, stimmt auch wieder nicht. Er hat einen präventösen Habitus in Bezug auf den Hochadel wie ihn die Kleinbürgertochter Jenny Bürstenbinder in Bezug auf die Bourgeoisie hatte und wie ihn Corinna besitzt, wenn sie vom mittleren Bürgertum in das Großbürgertum aufzusteigen wünscht. Treibel will die Verbindung mit dem Adel wie andere seines Standes, die anstreben, ihre Kinder in den Adel hineinheiraten zu lassen. Ihm selbst sind freundschaftliche Verbindungen genug, die seine Eitelkeit nähren und für ihn wirken könnten bei Titel- oder Ordensvergaben. Einen Adelstitel könnte er in Preußen als Bürgerlicher so gut wie nicht bekommen. Das wusste man damals, nur drei von 106 Kommerzienräten aus der Großindustrie bemühten sich in dieser aussichtslosen Sache.²³⁸ Nur in Großbritannien hätten sie eine winzige Chance gehabt, die etwas größer gewesen wäre, wenn sie Bankiers gewesen

²³⁷ Hobsbawm: Die Blütezeit des Kapitals, S. 303.

²³⁸ Vgl. Nipperdey: Deutsche Geschichte, Bd. 1, S. 392.

wären.²³⁹ Insofern geht es Treibel wie der Frau Stuht²⁴⁰ aus der Glockengießergasse in *Buddenbrooks*, er sucht die Nähe des sozial höherstehenden Feldes, genießt dessen Atmosphäre so oft es geht, wird aber nie eine Position in diesem Feld bekommen, denn die Abgrenzung des Adels nach unten ist undurchdringbar. Im Gegensatz zu Frau Stuht hat er aber doch einen Vorteil: Während sie für das Großbürgertum eine Außenstehende ist und bleibt, verkehrt Treibel gesellschaftlich mit dem Adel, und dieser wiederum ist durch seine Verbindungen dem Kommerzienrat nützlich. Der gesellschaftliche Verkehr mit dem Adel ist für ihn soziales Kapital, daneben auch symbolisches Kapital, denn mit dem großen Ansehen des mit ihm verkehrenden Adels gewinnt auch das eigene Ansehen hinzu.

Das dem eigenen sozialen Feld *Großbougéoisie* nächsthöhere Feld *Adel* stellt ihm, dem Kommerzienrat Treibel, durch dessen strenge Distinktionspraktiken gegen alle Bürger- und Volksklassen keinen Platz zur Verfügung. Treibel aber könnte es ja anders machen, könnte, im Gegensatz zu dieser im Adel praktizierten Abgrenzung nach unten, im eigenen Bereich, in dem Feld *Familie Treibel*, in dem er als Familienoberhaupt das Sagen hat, die Entgrenzung nach unten praktizieren. Von dieser Möglichkeit machte er schon einmal Gebrauch, damals, als er die Tür für Jenny Bürstenbinder öffnete, eine Tür, die seine Eltern nicht wieder schlossen. Kommerzienrat Treibel würde auch Corinna Schmidt aufnehmen, er erinnert die sich sträubende Jenny an ihre Herkunft und überschätzt auch die eigene Bedeutung nicht. Dass er trotzdem der Familie nachgibt, in erster Linie seiner Frau, ist natürlich auf seine bourgeoise Sucht nach Geldvermehrung zurückzuführen. Aber ganz sicher auch auf die Einsicht, dass es nicht seine Angelegenheit sei, für Corinna zu kämpfen, dass es Leopolds Sache sei, und wenn der nichts tue, dann lasse man es eben. Er sagt ja selbst von Leopold: „wo nichts drinsteckt, da kommt es auch nicht. (JT, S. 127). Eine Einsicht Treibels scheint für mich beim Ausgang der Sache durch, so in der Richtung, die einen sozialdarwinistischen Einschlag hat: Wer sich selbst nicht helfen könne, dem könne auch niemand anders helfen, der sei eben der Verlierer. Und der eine Verlierer (Leopold), erzeuge eben einen weiteren Verlierer (Corinna).

Der liberale Habitus Treibels verflüchtigt sich durch den stärkeren bourgeoisien. Aber bei anderer Gelegenheit, z.B. bei seiner Meinung zu städtischen Themen, ist der liberale Habitus Treibels wieder da. Zur geplanten sittlichen Reinigung der Friedrichstraße sagt er zu Polizeiassessor Goldammer: „sie wird um ein geringeres moralischer und um ein beträchtliches langweiliger werden.“ (JT, S. 45).

Dass Willibald Schmidt, der sich so gern als Fortschrittler hinstellt und Zitate benutzt wie „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit“ (JT, S. 68) einen Bewerber um Corinnas Hand akzeptieren würde, der aus dem Kleinbürgertum käme, glaube ich nicht. Neben der hohen Bildung, die seinen Horizont weitet, bleibt er eng, wenn ein frischer Wind das Konservierte, was ihm genehm ist, zerstäuben will. Corinnas Selbstständigkeit als Frau will Schmidt nicht, neue Bildungswege, die hauptsächlich den Volksschichten zugute kämen, will er eigentlich auch nicht. Die klassische Bildung, die er und Distelkamp befürworten, ist nach unten hin undurchlässig, das klassische Drei-Stufen-System der schulischen Ausbildung sehen viele Bildungspolitiker heute noch als Barriere für die unteren Bevölkerungsschichten, sie setzen in sozialer

²³⁹ Vgl. Hobsbawm: Die Blütezeit des Kapitals, S. 301.

²⁴⁰ Vgl. S. 87 dieser Arbeit.

Verantwortung auf Gesamtschulen mit durchgängigen Bildungswegen, die innerhalb ihres Systems keine Hemmschwellen aufgebaut haben. Konservatismus, imperialer Nationalismus, Militarismus bildeten sich deutlich bei den Bildungsbürgern heraus, die sich den Bünden anschlossen. Die Lehrerschaft war zum guten Teil nationalliberal, das bedeutete in Preußen im Klartext, man war preußisch-national gesinnt und bekämpfte an der Seite des Königs die Sozialdemokratie. An einem präventösen Habitus innerhalb der Volksschichten, der sich auf das soziale Feld *Bürgertum* richtete, gar auf das soziale Feld *Bildungsbürgertum* konnte ihnen nicht gelegen sein. Eine zunehmende Masse an Gebildeten hätte schon bald den eigenen Gebildeten-Status entwertet. Es war eine Distinktion als Abgrenzung gegen das Volk, eine Abgrenzung, die unsichtbar war. Diese versteckte Distinktion war aber etwas ganz anderes als das, was Müller Seidel mit einer Distinktion ohne Absicht zur Distinktion meint.²⁴¹ Er meint ja die spezielle Art der Abgrenzung gegen jemanden, dem die Abgrenzung zur heimlichen Genugtuung des sich Abgrenzenden verborgen bleiben soll. Jedoch die Distinktion als Abgrenzung nach unten, die sich beim Bildungsbürgertum nicht offen zeigte, war ein Distinktionsverhalten im Vorfeld eines Geschehens, dessen Entwicklung sich abzuzeichnen drohte (sich abzuzeichnen drohte aus Sicht der Bürger, natürlich auch aus Sicht des Adels). Man hielt die Distinktion geheim. Es war den Volksmassen der Aufstieg in die bürgerlichen Klassen ja noch en gros verschlossen. Das Problem stand noch nicht an, es gab noch keinen Anlass für eine allgemein verständliche Distinktion als Abgrenzung nach unten, in der man z.B. in Konfrontation mit der Arbeiterschaft (Sozialdemokratie) offen bekannte, dass man im Eigeninteresse das Volk weiterhin unterdrückt sehen wollte.

Diesen beiden erwähnten Arten der getarnten Distinktion möchte ich, um den Punkt *Distinktion* abzurunden, eine offen gezeigte Distinktion als Abgrenzung nach unten gegenüberstellen. Eine solche Art der Distinktion zeigt sich im Habitus Schmidts, wenn es um seine Haltung gegenüber Frau Schmolke geht. Sie muss, trotz des lockeren Tons im Umgang mit ihr, funktionieren. Er wird schon unmutig, als er im Gesellschaftszimmer ein paar Minuten auf die Krebse warten muss, und teilt es ihr auch schonungslos mit „ich dachte schon, alles wäre den Krebsgang gegangen“ (JT, S. 73). Bei Schmidts Distinktionsbedürfnis, das hier gegen das Kleinbürgertum gerichtet ist, weiß ich nicht, was er machen würde, wenn Corinna den Sohn eines Krämers – oder den der Frau Schmolke, wenn sie denn einen hätte – heiraten wollte...

Die Bildungsbürger hatten ihrerseits einen präventösen Habitus, und der wurde bei immer mehr Absolventen der Hochschulen, die aus der kleinen und mittleren (Lehrer) Beamten-schaft kamen, auf das industrielle Unternehmertum gerichtet. Den Fuß auf dieses Feld stellen zu können, war aussichtsreich. Es bildete sich eine neue Gesellschaftsklasse zwischen Bildungsbürgern und Besitzbürgern heraus: die der Manager und Topmanager²⁴², die, wie ein Teil ihrer Fabrikherren, beides waren, Bildungs- und Besitzbürger (oder Besitzbürger noch wurden, durch hohe Bezüge und Prämien, die sich als Kapital ansammeln würden). Die beiden Bürgerschichten, Bildungs- und Besitzbürgertum, waren auch ohne diese neue Variante in ihren Reihen im Habitus nicht immer unterschieden. Beide grenzten sich nach

²⁴¹ Vgl. Müller-Seidel: Theodor Fontane, S. 182. Vgl. auch S. 102 und S. 108 dieser Arbeit.

²⁴² Vgl. auch S. 109 dieser Arbeit.

unten ab, beide hatten die Präention nach oben, beide waren national gesinnt und beide hatten ungefähr gleichviel an Kapital, nur die Kapitalsorten waren anders aufgeteilt, beide zeichneten sich durch die Verfeinerung kultureller Praktiken aus und beide vertraten das Leistungsprinzip, wenn auch die eine Gruppe mehr auf Leistung durch theoretisches Wissen, das der Nation dienen und sie stärken sollte, und die andere mehr auf praktisches Wissen und körperliche Kraft (Energie) setzte, damit die Wirtschaft, vor allen Dingen die eigene, noch stärker erblühe. Und schließlich liebäugelten beide mit dem Imperialismus und dem Flottenaufbau, wenn auch wieder, wie beim Leistungsgedanken, die Schwerpunkte unterschiedlich waren. Für den Bildungsbürger war die Vergrößerung der Nation für die Nation wichtig, damit er, der Bildungsbürger, als Mitträger dieser Nation auch seine bedeutende berufliche Position habe, für den Großbourgeois war die Vergrößerung der Nation zum Nutzen seiner Fabrik wichtig, damit er sich innerhalb eines Imperiums ein Netz der wirtschaftlichen Verflechtungen schaffen könne. Welche Position, auf den letzten Punkt bezogen, ehrbarer, welche weniger gefährlich (aus heutiger Sicht) oder welche verwerflicher war, möchte ich nicht beurteilen. Alle Punkte sind natürlich mit grobem Muster wiedergegeben, ohne Zwischentöne und Überschneidungen, aber sie zeigen doch, und darauf kam es mir hier an, die vielen Gemeinsamkeiten innerhalb des Bürgertums. Für sozialdarwinistische Weltanschauungen war das Bürgertum durchweg anfällig, besonders aber die Bourgeoisie mit ihrem Leistungsprinzip. Das bedeutete aber nicht, dass man die Arbeiterschaft hochkommen lassen wollte, zu diesem Punkt ist schon genug gesagt.

Die Industriellen, die sich den Konservativen angeschlossen hatten, litten unter den Spannungen, die es innerhalb dieser Partei gab. Die Landwirte, die hier organisiert waren, standen der industriellen Expansion und der Welt- und Flottenpolitik kühl gegenüber. Diese Politik versprach ihnen, die einen lokalen, höchstens regionalen Markt belieferten, so wenig wie sich in *Buddenbrooks* der Weinhändler Köppen, der mit Russland handelt, vom deutschen Zollverein verspricht.²⁴³ Ein anderer Block der Konservativen flirtete mit den arbeiterfreundlichen Parteien, mit dem Zentrum und mit den Christlichsozialen. Das passte den Industriellen überhaupt nicht. Viele organisierten sich wie eine beträchtliche Zahl der Bildungsbürger bei den Nationalliberalen, und hier gab es wieder einen Flügel, der den Industriellen schwer im Magen lag, da er für Sozialreformen eintrat.²⁴⁴ In diesem Flügel sammelten sich überwiegend Bildungsbürger.

Man sieht, so wie es heute keine Partei gibt, die auf eine Berufs- oder Gesellschaftsgruppe mit ihren spezifischen Interessen allein zugeschnitten ist, gab es auch damals keine. Vielleicht ist dies ein Grund mit, dass Kommerzienrat Treibel mit seinem politischen Engagement nicht recht glücklich wird.

Ich möchte diese Arbeit schließen mit folgendem Vergleich zwischen den *Gründerjahren* und der Zeit der *Buddenbrooks*: Durchweg besaß um die Mitte des Jahrhunderts der Adel (ausgenommen die Stadtrepubliken) noch seine Privilegien, später im Deutschen Reich wurden diese schon angekratzt, allein durch die entstandenen Parteien. Mit Hilfe dieser konnten Bürgerliche einen Sitz in den noch vom Adel dominierten politischen Gremien erringen. Außerdem ging jetzt, wo es Losungen gab wie „Freie Bahn dem Tüchtigen“, die Rede um vom

²⁴³ Vgl. S. 64-66 dieser Arbeit.

²⁴⁴ Vgl. zu Parteien im Deutschen Reich Nipperday: *Gesellschaft, Kultur, Theorie*, S. 319ff.

Müßiggang des Adels, und es war sehr abfällig gemeint. Die adligen Ehrbegriffe übernahm man auch nicht generell, der militärische Ehrenkodex fand unter den Studentenkorporationen noch Anhänger. Die Nobilitierung lehnten bedeutende Industrielle wie August Thyssen, Emil Kirchdorf, Hugo Stinnes, Carl Röchling und Leopold Hösch ab. Es zeugt vom Bürgerstolz dieser Kapitalisten, die großbürgerlich Hof hielten. Ausnahmen gibt es immer, es gab sie auch hier. Carl Ferdinand Stumm und Werner Siemens konnten den Verlockungen eines Adelstitels nicht widerstehen.²⁴⁵

In Lübeck als einer Freien Reichsstadt und Bürgerrepublik gab es zur Zeit der *Buddenbrooks* keinen Adel²⁴⁶ (natürlich auch früher oder später nicht), und Parteien, in der ein Einzelner seine Kompetenz beweisen konnte, spielten erst eine Rolle, als in *Buddenbrooks* der letzte Zeitabschnitt abläuft. Zum Glück für Johann und Jean, könnte man nach den Erläuterungen über die Parteiquerelen fast sagen. Später, im letzten Zeitabschnitt der Romanhandlung, in den siebziger Jahren, stoßen verdiente Bürger „mit dem Gesichtsausdruck unerschütterlich nationalliberaler Gesinnung ihre Spazierstöcke vor sich her“ (B, S. 673). Jetzt, nach der Reichsgründung, als man eine Freie Reichsstadt des Deutschen Reiches geworden war, hielt man auf sich, indem man der Bismarck-Partei beitrug und über die Arbeiterschaft schimpfte, die sich in den Vorstadtkeipen im *Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein* organisierte.²⁴⁷ Schon vorher, im Deutsch-Österreichischen Krieg stand man auf der Seite Preußens und konnte bei der Reichsgründung die Lorbeeren ernten. Der Erzähler sagt, in welcher Form:

Der Krieg entbrannte, der Sieg schwankte und entschied sich, und Hanno Buddenbrooks Vaterstadt, die klug zu Preußen gestanden hatte, blickte nicht ohne Genugtuung auf das reiche Frankfurt, das seinen Glauben an Österreich bezahlen mußte, indem es aufhörte, eine Freie Stadt zu sein. (B, S. 437).

Mit der Zeit des Deutschen Reiches war auch in Lübeck die Zeit angebrochen, in der die Parteien die Kandidaten für die politischen Gremien aufstellten. Vorher war in der Freien Reichsstadt die Herkunft der politischen Kandidaten ausschlaggebend. Man guckte sie innerhalb der steuerzahlenden und wahlberechtigten Bürgerschichten für die zu besetzenden Plätze in den Gremien aus. Es war wichtig, welches Ansehen die Familie des Kandidaten hatte, d.h., in welchem Maße sie sich über die Generationen hin um ihre Stadt verdient gemacht hatte. Selbst bei der Vergabe der Senatsposten war der Kandidat und wie er sich in der Bürgerschaft bisher dargestellt hatte, erst in zweiter Linie wichtig. In erster Linie galt die Familie.

Es sind die alten Einstellungen und politischen Praktiken, die noch in den sechziger Jahren wie immer ablaufen, als in *Buddenbrooks* die Wahl eines Senators ansteht. Vor der Wahl macht sich Makler Gosch für Thomas Buddenbrook, einen der Kandidaten, stark:

„Ich habe an der Seite seines Vaters gestanden, als er Anno 48 mit einem Worte die Wut des entfesselten Pöbels zähmte... Gäbe es eine Gerechtigkeit auf Erden, so hätte schon sein Vater, schon der Vater seines Vaters dem Senate angehören müssen...“ (B, S. 412).

²⁴⁵ Vgl. Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte. Bd. 1, S. 392.

²⁴⁶ Vgl. auch S. 65 dieser Arbeit.

²⁴⁷ Vgl. Lindtke: Die Stadt der Buddenbrooks, S. 38.

Wie man in der Stadt allgemein über Thomas dachte, erfahren wir in der Erzählerrede:

Er war nicht nur er selbst; man ehrte in ihm noch die unvergessenen Persönlichkeiten seines Vaters, Großvaters und Urgroßvaters, und abgesehen von seinen eigenen geschäftlichen und öffentlichen Erfolgen war er der Träger eines hundertjährigen Bürgerruhmes“ (B, S. 410).

Diese Meinung in der Stadt, die auch die des Volkes einschließt, bedenkt auch die Gegenwart der Familie. Aus der Menge, die vor dem Rathaus auf das Ergebnis der Wahl wartet, hört man Stimmen wie:

„un denn hat ook Bürgermeester Oeverdick Gevadder bi sinen Söhn standen; dat will wat bedüden, will 'k man vertellen...“ (B, S. 415).

Thomas selbst beurteilen sie höchstens in seinen Äußerlichkeiten, nach „sin Manschetten un sin sieden Krawatt und sin pielen Snurrboart“ (B, S. 415), aber, wie allgemein, eben nicht vorrangig nach persönlichen Verdiensten und Fähigkeiten. Hagenström, der aufstrebende, liberal denkende und leistungsstarke Kaufmann, unterliegt. Und das, obwohl Hagenström auch auf eine lange Familientradition zurückblicken kann. Tony gibt uns im Gespräch mit Tom, als es um den Verkauf des Mengstraßenhauses an Hagenström geht, diese Information: „Seit Urzeiten sind Hagenströms unsere Widersacher ...“ (B, S. 598). Aber seine Vorfahren werden wohl doch hinter den Buddenbrooks zurückstehen, was die Verdienste um die Stadt angeht. Und das wird, als die Wahlversammlung, die aus den Mitgliedern der Bürgerschaft und des Senats besteht, sich für Thomas entscheidet, eine Rolle gespielt haben.

Trotz aller politischen Schwächen, die in der *Gründerzeit* des deutschen Reiches vorhanden waren, sollte man anerkennen, dass sich in Preußen, dem Hauptstaat des Deutschen Reiches, das Parlament bereits überwiegend aus bürgerlichen Abgeordneten zusammensetzte.²⁴⁸ Und trotz aller Interessenüberschneidungen und Ärgernisse innerhalb der Parteien und zwischen ihnen sollte man die Tatsache als Fortschritt anerkennen, dass jetzt jemand Kandidat einer politischen Partei werden konnte, der nicht mehr auf die Taten angewiesen war, mit denen die Ahnen seine Familie zur Bedeutung gebracht hatten. Jetzt konnte er politisch etwas werden durch die eigene Leistung, mit der er sich um seine Gemeinde, Stadt, sein Land verdient gemacht hatte.

²⁴⁸ Vgl. auch Wollstein, Günter: Bismarcks parlamentarische Leibgarde. Aufstieg und Niedergang der Deutschen Reichs- und Freikonservativen Partei 1866 bis 1890. In: FAZ Nr. 9 vom 11. Januar 2001, S. 11.

V. Literaturverzeichnis:

Primärliteratur:

Theodor Fontane: Frau Jenny Treibel. Stuttgart 1997 (Reclams Universalbibliothek.8132).

Gustav Freytag: Soll und Haben, 2 Bde.. Recklinghausen 1996.

Heinrich Mann: Der Untertan. Leipzig 1918.

Thomas Mann: Buddenbrooks. Frankfurt 1986 (identisch mit der Fischerausgabe von 1960, Bd. 1).

Fach- und Sekundärliteratur:

Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/M. 1984.

Bourdieu, Pierre: Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt 1974 (suhrkamp taschenbuch wissenschaft.107).

Bourdieu, Pierre: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt 1998.

Hamann, Richard, und Hermand, Jost: Deutsche Kunst und Kultur von der Gründerzeit bis zum Expressionismus, 3 Bde.. Bd. 1: Gründerzeit. Berlin 1965.

Hobsbawm, Eric J.: Die Blütezeit des Kapitals. Eine Kulturgeschichte der Jahre 1848-1875. München 1975.

Kafitz, Dieter: Die Kritik am Bildungsbürgertum in Fontanes *Frau Jenny Treibel*. In: ZfdPh 92 (1973). Sonderh., S. 74-101.

Kretschmar, Johannes: Geschichte Lübecks in der Neuzeit. In: Fritz Endris (Hrsg.): Geschichte der freien und Hansestadt Lübeck. Lübeck 1926, S. 57-113.

Lindtke, Gustav: Die Stadt der Buddenbrooks. Lübecker Bürgerkultur im 19. Jahrhundert. Lübeck 1981.

Linke, Angelika: Sprache, Gesellschaft und Geschichte. Überlegungen zur symbolischen Funktion kommunikativer Praktiken der Distanz. In: ZGL 26 (1998), S. 135-154.

Linke, Angelika: Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Stuttgart 1996.

Lutz, Heinrich: Zwischen Habsburg und Preußen. Deutschland 1815-1866. Berlin 1998 (Siedler Deutsche Geschichte.8).

Mecklenburg, Norbert: Theodor Fontane. Romankunst der Vielstimmigkeit. Frankfurt/M. 1998.

Mecklenburg, Norbert: Einsichten und Blindheiten. Fragmente einer nichtkanonischen Fontane-Lektüre. In: Text und Kritik (1989), Sonderbd., S. 148-162.

Mommsen, Katharina: Die Kunst der „Sprechweisen“ bei Hoffnungsthal und Fontane. In: K.M.: Hoffnungsthal und Fontane, Bern 1978, S 303-322.

- Müller, Hans Peter: Kultur, Geschmack und Distinktion. Grundzüge der Kulturosoziologie Pierre Bourdieus. In: Kultur und Gesellschaft (1986), Sonderh., S. 162-190.
- Müller-Seidel, Walter: Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland. Stuttgart 1975.
- Nipperdey, Thomas: Gesellschaft, Kultur, Theorie. Gesammelte Aufsätze zur neueren Geschichte. In: Helmut Berding u.a. (Hrsg.): Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft. Bd. 18. Göttingen 1976.
- Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat. München 1983.
- Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte 1866-1918. 2 Bde.. 1.Bd.: Arbeitswelt und Bürgergeist. München 1990.
- Noll, Adolf: Wirtschaftliche und soziale Entwicklung des Handwerks in der zweiten Phase der Industrialisierung. In: Heinz-Gerhard Haupt (Hrsg): Bourgeois und Volk zugleich? Zur Geschichte des Kleinbürgertums im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt 1978.
- Perrot, Michelle: Rollen und Charaktere. In: Philippe von Ariès und George Duby (Hrsg.): Geschichte des privaten Lebens. Frankfurt 1992 (Von der Revolution zum Großen Krieg.4).
- Poltermann, Andreas: „Frau Jenny Treibel“ oder die Profanierung der hohen Poesie. In: Text und Kritik (1989), Sonderbd., S. 131-147.
- Roch, Herbert: Fontane. Berlin und das 19. Jahrhundert. Berlin 1962.
- Rothenberg, Klaus-Jürgen: Das Problem des Realismus bei Thomas Mann. Zur Behandlung von Wirklichkeit in den „Buddenbrooks“. Köln 1969.
- Schwingel, Markus: Bourdieu zur Einführung. Hamburg 1995.
- Vogt, Jochen: Thomas Mann: „Buddenbrooks“. München 1983 (Uni-Taschenbücher.1074).
- Voss, Lieselotte: Literarische Präfiguration dargestellter Wirklichkeit bei Fontane. München 1985.
- Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, 3 Bde.. Bd. 2: Von der Reformära bis zur industriellen und politischen „Deutschen Doppelrevolution“ 1815-1845/49. München 1987.
Bd. 3: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914. München 1995.